Mann und Weib

nach ihren

gegenseitigen Verhältnissen

geschildert.

Ein Gegenstück

zu der Schrift:

Ueber die Weiber.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung,
1791.

2 L 2 A

A U
BIBL. CENT.
MUSAC.

An

Ihro Königliche Hoheit,

die Durchlauchtigste Fürstinn und Frau,

Frau

Auguſta,

regierende Herzoginn von Braunſchweig und Lüneburg, geborne Königliche Prinzeſſinn von Großbritannien.

Meiner

gnädigſten Herzoginn und Frau.

Durchlauchtigſte Herzoginn,
Gnädigſte Herzoginn und Frau!

Warum ich gewünſcht habe, Ewr. Königlichen Hoheit dieſe Schrift unterthänigſt zueignen zu dürfen, wird ein jeder Leſer derſelben ſich ſogleich erklären. Ich berufe mich hierin lediglich auf ſein Gefühl, denn ich darf es nicht wagen, die Gründe davon aus einander zu ſetzen. Die Sprache, die ich dabey führen müßte, iſt gegen Perſonen, die nichts als ihre Macht auszeichnete, gar zu oft gemißbraucht worden, und kann alſo einer Fürſtinn, bey der ſie buchſtäbliche Wahrheit wäre, nicht mehr würdig gemacht werden.

Deshalb schweig ich aus Ehrfurcht, so viel ich auch sonst zu sagen hätte: und begnüge mich, Ewr. Königlichen Hoheit unterthänigst für die Gnade zu danken, daß ich höchst Dero Namen dieser Schrift vorsetzen, und die tiefe, ehrfurchtsvolle Bewunderung öffentlich ausdrücken darf, womit ich verharre

Durchlauchtigste Herzoginn
Ewr. Königlichen Hoheit

unterthänigster,
treu gehorsamster Knecht,
der Verfasser.

Vorbericht.

Ich würde über gegenwärtige Schrift meinen Lesern nicht ein Wort gesagt haben. Sie ist da. Sie mögen sie lesen und prüfen; und wenn sie nützliche Wahrheiten darin finden, so mögen sie diese zu ihrem Nutzen anwenden. Alles übrige ist ihnen gewiß sehr gleichgültig. Allein es hat sich ein Umstand eräugnet, seitdem ich sie abgefaßt habe, über welchen ich wünschte, daß sie einige Erläuterung von mir annehmen möchten.

Ich habe nämlich in den beiden letzten Stücken der Berliner Monatsschrift einen Aufsatz über Rousseau'n gelesen, mit der Unterschrift: von Rahmdohr. Er ist sehr gut geschrieben, und äußert über diesen großen Mann Gedanken, die mit den meinigen einige Aehnlichkeit haben. Daß ich dennoch diese nicht daher erborgt habe, wird man hoffentlich beym Vergleichen sogleich erkennen. Ich würde indeß, was ich darüber gesagt habe, gern als überflüßig weggeschnitten, und nur auf den Rahmdohrschen Aufsatz verwiesen haben; weil doch nun endlich jemand aufgetreten ist, der den gefährlichen und betrügerischen Glanz, womit man dieses moralische Idol geschmückt hatte, vertrieben hat. Denn ich will nicht etwa durch meine ganze Schrift, und noch viel weniger durch diese Stelle, und ihren bis jetzt paradoxen Anstrich,

Aufſehn erregen. Meine einzige Abſicht iſt zu nützen, wenn ich dazu im Stande bin. Allein nicht nur weil der Verfaſſer des Aufſatzes in der Berliner Monatsſchrift und ich das Betragen dieſes erhabnen Schriftſtellers aus verſchiednen Geſichtspunkten betrachten, habe ich geglaubt, ich müßte das, was ich darüber geſagt habe, an ſeinem Orte ſtehen laſſen. Ich habe dazu noch einen andern Grund gehabt. Herr von Ramdohr ſcheint mir nämlich den moraliſchen Unfug, den Rouſſeau mit ſich ſelbſt, und ſeine Anhänger mit ihm getrieben, zu gelinde behandelt zu haben. Das was vielleicht manche an mir tadeln werden, nämlich die Wärme, die Heftigkeit, womit ich gegen Rouſſeau's Laſter und Verbrechen (denn ich weiß ſeine Handlungen

nicht anders zu nennen) geschrieben habe, sind gerade der Grund, warum ich es für nützlich und nöthig erachte, meine weitläuftige Digreßion über ihn unverändert stehn zu lassen.

Um dieß begreiflich zu machen, muß ich anmerken, daß ich der Meynung bin: Ein jeder sey dazu verpflichtet, wahre Moral zu verstehen, und er müsse die Kenntniß davon richtig auf sich anwenden können. Irrthümer des Verstandes in diesem Punkte sind in meinen Augen Irrthümer des Willens, und müssen zum Besten der Menschheit durchgängig dafür angesehn werden. Man darf dergleichen Irrthümer weder beschönigen, noch verkleinern, damit man jeden andern durch die Strenge des Urtheils so viel als mög-

lich verhindere, ſich einer der menſchlichen Natur ſo bequemen Sophiſterey zu überlaſſen, als die iſt, ſeinen Fehlern einen ſchönen Anſtrich zu geben. Es giebt außerdem gewiſſe Pflichten der Moral, von denen gar keine Abweichung geſtattet werden muß; wo alle Stimmen ſich laut vereinigen müſſen, um den, der ſie verletzt, mit dem Namen eines Laſterhaften, eines Verbrechers zu brandmarken. Und welche Pflichten wären wohl heiliger, als die des Gatten und des Vaters? Wie! man würde ſich ſchämen, dem das Wort zu reden, der um eine Bouteille Champagner-Wein zu trinken, einem Andern einen Reichsthaler geſtohlen hätte: und den, der ſein Kind verläßt, um bequemer leben zu können, um der Mühe überhoben zu ſeyn, es zu erziehen, will man doch noch

für eine Art von guten Menschen gelten lassen? Nein, so sehr ich den Herrn von Ramdohr deswegen schätze, daß er die Wolke von Weihrauch zuerst durchschaute, mit welcher Rousseaus Verehrer sein häßliches moralisches Bild umgeben haben: so kann ich es doch nicht billigen, daß er zu schwach daran arbeitete, sie völlig zu zerstreuen. Wenigstens da ich dieß nun einmal versucht hatte, hielt ich es für meine Pflicht, meinen Versuch, so wie er war, bestehn zu lassen. Ob ich recht daran gethan habe, mögen billige Leser beurtheilen. Unbillige können davon sagen was sie wollen. Ich bin ihrer Urtheile zu gewohnt, als daß sie fähig wären mich anzufechten; und ich darf es wohl sagen, daß es nicht das erstemal ist, daß ich ein Phantom niederriß, und deshalb auf die

unwürdigſte Art behandelt wurde, obgleich von Stunde an die ganze Nation aufhörte, daſſelbe ſo wie ehemals zu bewundern. Uebrigens kann kein Menſch ſagen, ich hätte Rouſſeau'n unrecht gethan, wenn ich behauptet habe, ſeine Rechtfertigungen wären wiſſentlicher Selbſtbetrug. Wer war fähiger wie er, moraliſche Wahrheiten zu erkennen? Sollte er aber auch aufrichtig geweſen ſeyn, ſo darf die Gemüthsart, die einen ſolchen aufrichtigen Selbſtbetrug erzeugen kann, doch nicht mit Schonung behandelt werden. Sie iſt der Menſchheit zu gefährlich. Mahomet wird mit Recht ein Betrüger genannt, und ſollte er auch am Ende an ſeine anfangs vorgegebnen Offenbarungen ſelbſt geglaubt haben.

So viel zur Erläuterung deſſen, was manchem meiner Leſer unbegreiflich ſcheinen möchte.

Den 20. Auguſt 1790.

Einlei-

Einleitung.

Schon lange sahe ich mit Wehmuth, daß sich die Menschen so oft durch Unkunde ihrer wahren Verhältnisse, und zwar besonders bey dem wichtigsten derselben, dem Ehestande, ins Unglück stürzen. Schon lange wünschte ich dasjenige bekannt zu machen, was ich glaube, durch sorgfältige Beobachtungen, hierüber erforscht zu haben, damit Andre es beherzigen und prüfen, und dann ihr Betragen darnach einrichten möchten. Ein Buch, das vor nicht langer Zeit, unter dem Titel: Ueber die Weiber, erschienen ist, und, soviel ich einsehe, die falschesten Begriffe über dieses wichtige Verhältniß verbreitet, hat endlich bey mir diesen Vorsatz so lebhaft gemacht; ich bin dadurch von der Nützlichkeit meiner Unternehmung so sehr über-

Zweck und Veranlassung dieser Schrift.

zeugt worden, daß ich nicht länger anstehen mag sie auszuführen.

Urtheil der Geschlechter von dem Buche über die Weiber.

Dem weiblichen Geschlechte hat dieses Buch durchgängig misfallen. Bey Männern hat es hingegen vielen Beyfall gefunden; er ist aber nicht so laut gewesen als der Tadel der Weiber. In gemischten Gesellschaften haben sich die Männer damit begnügt, den Verfasser wegen der Beschuldigungen zu rechtfertigen, als hätte er die Weiber herabsetzen wollen. Ich fürchte aber, in den Herzen der meisten ist die Meynung dabey anders gewesen, als sie sie ausdrückten; ob es gleich verschiedene Stellen im Buche giebt, worauf man eine solche Rechtfertigung wirklich gründen könnte.

Misfällt es dem weiblichen mit Recht?

Welche Partey hat indeß Recht, in ihrem Urtheile darüber? Man halte diese Frage hier nicht für unnütz. Sie läuft darauf hinaus: Ob ein richtiges Gefühl, oder blos eine übertriebene Eitelkeit dieses Buch fast allen Frauenzimmern, die es gelesen, verhaßt gemacht habe? Wäre letztere daran Schuld, so würde ich meines Orts,

vermuthlich von dem Vorsatze abstehn, dem Eindrucke, den es gemacht hat oder machen kann, entgegen zu arbeiten.

Der Verfasser jenes Buchs preist uns Männern sehr die Festigkeit des Charakters an. Wenn feste, und nach allen ihren Folgerungen unverrückt durchgeführte Grundsätze über Gegenstände des Verstandes, mit jener Eigenschaft unzertrennlich verbunden sind; so scheint er sie selbst nur in einem sehr geringen Grade zu besitzen. In seinem Buche haben die Gedanken viel schwankendes. Widersprüche giebt es darinn in Menge; daher kann auch ein jeder, und der Verfasser am allerbesten, was er will als das Resultat seines Vortrags angeben. Dazu braucht er nicht einmal die Ausflucht, die er sich durchgängig vorbehält: daß es nämlich Ausnahmen eines jeden noch so allgemein ausgedruckten Satzes giebt. Ohne das, findet man noch, fast für jede dem weiblichen Geschlechte zu nahe tretende Stelle, eine andre, die das Gesagte einigermaßen mildert. Ich wage es also auch gar

nicht dieſes Schriftſtellers eigentliche Meynung zu beſtimmen. Ohnehin kann ſie dem ganzen weiblichen Geſchlechte, ſeine Bekanntinnen etwa ausgenommen, höchſt gleichgültig ſeyn, und wenn er auch ein Rouſſeau unter den Schriftſtellern wäre. An ſeiner eigentlichen Meynung liegt den Weibern nichts; alles aber an dem Eindruck, den das Buch in Anſehung ihrer in das Gemüth der Leſer machen kann. Das iſt der Punkt, der ihnen wichtig ſeyn muß, und über den ich mich auch allein zu erklären wage. Und da behaupte ich, und glaube es beweiſen zu können, daß der ganze Geiſt des Buchs nothwendig einen nachtheiligen Eindruck für ſie machen muß.

Sein Hauptgedanke iſt demſelben nachtheilig.

Eine Schrift dieſer Art hat immer einen gewiſſen Hauptſatz zum Grunde, worauf ſich alles übrige beziehet, und je beſſer dieſer Hauptſatz ins Licht geſetzt iſt; je beſſer, je zuſammenhängender iſt das Buch geſchrieben. Ich bitte nun jeden Leſer ſich zu fragen: welches iſt der Hauptſatz des Buches über die Weiber? Werden ſie ſich nicht ſagen müſſen: es iſt der Satz: Daß die Wei-

ber an Leib, und zumal an Seele zu ſchwach ſind, um ſich ſelbſt und eine Familie zu regieren; daß ſie aber durch Erziehung, durch Lektüre und Geſellſchaft eine übermäßig hohe Einbildung von ſich bekommen: daß ſie unter uns an der unrechten Stelle in der Geſellſchaft ſtehen, wodurch dieſe ganz in Unordnung verſetzt wird? Daraus folgert der Verfaſſer, (und wenn er es auch nicht thäte, ſo folgt es von ſelbſt) daß man ſie von der Stelle wegſtoßen; ihre Erziehung ändern; ſie von Geſellſchaften und Lektüre abhalten, und ihnen überhaupt anders als bisher begegnen müſſe, damit ſich jene hohen und falſchen Einbildungen von ſich, bey ihnen verlieren möchten. Wenn jene Schrift das nicht lehren ſoll, ſo geſtehe ich gern, daß ich ſie gar nicht verſtehe. Doch ſchmeichle ich mir, daß der Verfaſſer ſelbſt Mühe haben ſollte, andre Lehrſätze als dieſe auf eine ungezwungne Art da heraus zu bringen. Denn es herrſcht ſogar dieſe Denkungsart in der Stelle am Ende S. 295. wo er alles vor

hin Gesagte gleichsam wieder gut zu machen sucht. „Zu euch ihr Männer," heißt es da, „will ich „reden. Fast alle die Fehler, die ich den Weibern „vorwerfen mußte, sind euer Werk." Das klingt nun zwar ganz anders, aber nicht so das Folgende. „Das Weib ist nicht gemacht, sich „selbst zu regieren. Eure Bestimmung ist hin„gegen zu herrschen. Ist nicht die Schuld der „häuslichen Unordnungen dem stärkern Theile „beyzumessen, der solche verhüten sollte?" Was heißt das anders, als: „wenn man den Weibern zu vielen Willen läßt, so schweifen sie gleich aus, und verfallen in tausend Fehler und Verwirrungen: Also ihr Männer haltet sie kurz; gebraucht eure Macht und Gewalt, um Zucht und gute Ordnung wiederherzustellen, die die barbarischen Ritterzeiten, unsre jetzige Politur, und der französische Modeton ganz vernichtet haben." — Mich deucht, diese Art uns die Fehler der Weiber anzurechnen, ist noch schimpflicher für sie, als wenn man sie ihnen schlechtweg auf den Kopf zugesprochen hätte. Man darf

ſich alſo wohl nicht wundern, daß ein Buch welches ſo offenbar die Lehre von Herabſetzung, von Einſchränkung, von Unterjochung der Weiber predigt, ihnen durchgängig misfalle. Sie müßten ja ſonſt alles Selbſtgefühl abgelegt haben. Wahrlich ihre Abneigung dagegen hat wichtigere Gründe, als eine lächerliche und übertriebene Eitelkeit.

Ob dieſer Vorwurf wahr ſey, ſoll in gegenwärtiger Schrift unterſucht werden.

Ein Schutzredner des Verfaſſers dürfte zwar ſagen: „Hier kömmt es nicht auf den Tadel oder den Beyfall der Weiber an, ſondern auf Wahrheit. Es kömmt darauf an, ob auf dieſe oder jene Weiſe die Glückſeligkeit der menſchlichen Geſellſchaft befördert werde.“ Dieß iſt gerade auch meine Meynung, und in dieſer Rückſicht allein habe ich mir vorgenommen, das Verhältniß des Mannes und des Weibes gegen einander, nebſt allen ſeinen Ableitungen zu unterſuchen. Liebe zur Wahrheit ſoll mich hierinne allein leiten.

Nicht die Meynung, als beſäße ich tiefere Einſichten und als wäre ich beſonders fähig der

Welt ganz neue Aufschlüsse über einen so wichtigen Gegenstand zu geben, bewegen mich hier meine Stimme zu erheben. Mein! eine einzige, zur Untersuchung der Wahrheit höchstnützliche Eigenschaft meyne ich in einem höhern Grade zu besitzen, als viele andre Menschen; nämlich die: bey Betrachtung aller Sätze, die ich mit Ernst untersuchen will, meine vorgefaßten Meynungen, und mit einem Worte, mein ganzes Ich so sehr als es nur möglich ist, aus den Augen zu setzen; und diese Eigenschaft möchte hier wohl mehr zu Erforschung der Wahrheit beytragen, als aller Witz und Scharfsinn, der mir abgeht, und der dem Verfasser des Buchs, über die Weiber, leicht in einem weit höhern Maaße eigen seyn mag.

Absicht, die der Verfasser dadurch zu erreichen wünscht.

Denke ich indeß nicht zu vermessen, wenn ich hoffe, daß diese Betrachtungen Nutzen stiften können? Die Sitten und die Charaktere verändern, das kann freylich nur, und auch blos allmälig, jene Klasse von großen Schriftstellern, zu welchen ich mich nicht zu erheben vermag. Allein einigen, zumal jungen Gemüthern, denen das Schicksal ein

ſolches Buch in die Hände ſpielt, nützliche Eindrücke zu geben, das darf ſelbſt ein mittelmäßiger Schriftſteller hoffen.

Wie groß der Einfluß ſeyn mag, den das Buch über die Weiber auf unſre Sitten haben wird; das wage ich nicht zu beſtimmen. Sollten aber auch nur hundert Männer dadurch bewogen werden, ihren Weibern deſpotiſch zu begegnen; zu denken und zu ſagen: Ich bin der Herr; nach dieſem Grundſatze zu handeln, und ſie dadurch unglücklicher zu machen: ſo würde ich das für eine traurige Wirkung deſſelben halten. Wenn dagegen aber das Meinige auch nur zehn Gemüthern menſchenfreundlichere, edlere, gefälligere, ſie und ihre Weiber mehr beglückende Geſinnungen einflößte: welch ein herrlicher Lohn meiner Bemühungen! O wäre mir die Anmuth eines Voltäre, die Stärke, die Wärme, die Zauberkraft der Schreibart eines Rouſſeau zu Theil worden, damit mein Wirkungskreis ausgebreiteter würde! Nie habe ich meine Schwäche mehr gefühlt als anjetzt, da ich eine, für die allgemeine

Glückseligkeit so wichtige Materie bearbeite. Allein was man nicht hat, kann man sich nicht geben. Der beste Wille bleibt hier unkräftig. Pläne, kalt niedergeschriebene Untersuchung ist alles was ich meinen Lesern versprechen kann. Werden sie sich damit begnügen? Wenn ich es hoffe, so geschieht es blos darum, weil die Wichtigkeit des Gegenstandes vielleicht das ersetzen kann, was der Bearbeitung desselben mangelt.

Diese Wichtigkeit hat mich bewegen alle Fehler und Irrthümer, worein der Schriftsteller, gegen den ich schreibe, meiner Meynung nach verfallen ist, ohne Rückhalt auseinander zu setzen. Bey dieser Gelegenheit dürfte man mich fragen: „warum ich mir überhaupt einen Gegner, und zwar eben diesen, als einen wahrscheinlich noch lebenden Schriftsteller gewählt habe? Ich hätte ja wohl meine Gedanken unter einer andern Einkleidung vortragen können.“ Darauf antworte ich, daß darunter nichts liegt, welches diesem Schriftsteller eben misfallen könnte. Hielt ich sein Werk für schlecht, und für unfähig vielen

Eindruck zu machen, so würde ich nicht auf den Gedanken gefallen seyn, es zu widerlegen. Dazu kömmt noch, daß keiner von den bekannten Gegnern der Weiber mit so vieler Bitterkeit gegen sie geschrieben hat, als eben er. Man findet zwar den Keim seiner Sätze im Rousseau, im Retif de la Bretonne und in einigen andern; aber das ist nur der Keim. Er hat ihn erst recht gepflegt, und daraus die verderblichste Frucht gezogen. Da nun durch seine Schrift vorzüglich meine lang gehabte Idee, über unsre Behandlung des weiblichen Geschlechts zu schreiben, zum völligen Entschluß reifte; so war es auch natürlich, daß gegenwärtiges Buch eine Widerlegung dieser Schrift ward. Dieses ist der ganz natürliche Zusammenhang dieses Umstandes. Nicht Streitsucht, am allerwenigsten falsches Zutrauen auf meine Kräfte haben mich bewogen diese Einkleidung meiner Gedanken zu wählen. Von meinen Kräften denke ich sehr gering, und setze mein ganzes Vertrauen auf die Vernunftmäßigkeit meiner Sache. Wenn ich also den Verfasser des

Buchs über die Weiber widerlege, der mir übrigens völlig unbekannt ist, so betrachte ich ihn als den Stellvertreter aller derer, die gleiche Grundsätze mit ihm vortragen und im Herzen hegen; und wünschte, theils sie alle auf andre Gedanken zu bringen, theils, wenn das nicht angeht, zu verhindern, daß ihre Grundsätze nicht in den Herzen andrer Männer Eingang finden.

Erſte Abtheilung.

Erſtes Hauptſtück.

Von den natürlichen Anlagen des Mannes und des Weibes.

In Anſehung der beiden Geſchlechter unter den Menſchen, wenn man ſie ganz im Allgemeinen betrachtet, giebt es zwey Hauptmeynungen. Nach der einen findet ſich nicht nur in Rückſicht auf ihre körperlichen Beſchaffenheiten, beſonders auf die Stärke, ſondern auch in den Eigenſchaften ihres Geiſtes ein auffallender und urſprünglicher Unterſchied zum Vortheile des männlichen. In neuern Zeiten, und unter den allgemein geleſenen Schriftſtellern, hat Rouſſeau dieſe Meynung am dürrſten vorgetragen. Nach ihm und noch härter der Verfaſſer des Buchs über die Weiber S. 41 ff. und an mehrern Orten. Der andern Meynung zufolge, iſt dieſer Unterſchied blos ein Werk der Erziehung. Beide

Zwey verſchiedne Meynungen in Anſehung der eigenthümlichen Beſchaffenheiten beider Geſchlechter.

müssen hier zu allererst unparteyisch erwogen werden.“

Das männliche ist körperlich größer u. stärker als das weibliche.

Nur ein physisch Blinder kann behaupten: es sey kein physischer Unterschied zwischen beiden Geschlechtern; und eben so seelenblind müßte auch einer seyn, wenn er läugnen wollte, daß körperliche Größe, und folglich auch körperliche Stärke, einen Theil dieses Unterschiedes ausmachen; das heißt, wenn er behauptete, der Mann sey blos darum physisch stärker, weil er von Jugend auf stärkere Arbeit thut, und mehr Leibesübungen treibt, als das Weib. Nein! unabhängig von aller Ausbildung und Erziehung, ist das männliche Geschlecht, wie überhaupt größer, so auch stärker als das weibliche. Dieser Satz bedarf, glaube ich, keines Beweises, und ich kann ihn als ausgemacht annehmen.

Ist jenes hier im auch in Ansehung der Seelenkräfte von Natur überlegen?

Wichtiger, interessanter für meine weiblichen Leser dürfte wohl die Frage seyn: Ob sich unser Geschlecht eben so wohl einer von der Natur herrührenden Ueberlegenheit der Seelenkräfte rühmen könne; oder ob wir etwa diesen Vorzug,

(in ſo fern wir uns nämlich, wegen der Gegenſtände worauf ſich unſer Verſtand lenkt, im Allgemeinen einen ſolchen Vorzug zuſchreiben können) durch die Erziehung erhalten? Die Wahrheit zu ſagen: ich glaube daß ſich dieſe Frage nie völlig entſcheiden läßt. Folgende Punkte werden theils dieſe Unmöglichkeit erweiſen, theils die Frage ſelbſt einer muthmaßlichen Entſcheidung näher bringen.

Warum dieſe Frage ſich unmöglich mit Gewißheit entſcheiden laſſe.

Es iſt unmöglich ſich ein Geſchlecht ohne das andre zu denken. Die Natur hat ſie gar zu innig mit einander verwebt. Sobald man dieß überlegt, muß man einſehn, daß das körperlich ſchwächere Geſchlecht nothwendig untergeordnet werden mußte, und von dem ſtärkern nur die Beſchäftigungen, und alſo in der Erziehung auch nur die Beſtimmungen erhalten konnte, die dieſes verſchmähte. Wollte das ſchwächere Geſchlecht ſich das nicht gefallen laſſen, ſo könnte den Streit nichts als Gewalt entſcheiden; und da müßte es entweder gänzlich an dem ſtärkern zerſchellen und von demſelben aufgerieben werden, oder nach-

geben und sich unterjochen lassen. Das Band, womit die Natur beide Geschlechter verbanden hat, ist freylich von ganz besondrer Art, und es läßt sich dabey ein solcher Streit nie denken. Daher ist auch in meinen Augen nichts unnatürlicher, als eine abgesonderte Betrachtung beider Geschlechter; gleichsam als wenn sie nicht zusammen nur Ein Ganzes ausmachten. Allein wenn man nun einmal von Vorzügen des einen, von Eingriffen des andern in die Rechte desselben, rc. reden will; so muß man sie doch so abgesondert betrachten, um dasjenige zu erforschen, was den Grund zu solchen Vorstellungen abgeben kann. Daher will ich annehmen, die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts geschähe auf eine andre Weise als anjetzt, ohne Regung von Lust zur Vereinigung beider Geschlechter, ohne noch stärkere Regung von mütterlicher Liebe, und endlich ohne Bedürfniß des Beystandes der Eltern zur Auferziehung des noch kleinen unbehülflichen Menschen. Uebrigens aber möchten beide Geschlechter in ihrem jetzigen Zustande zusammen

auf

auf dieſem Erdball wohnen. Alsdenn, behaupte ich, würde das körperlich ſchwächere immer genöthigt werden, ſich mit den unbedeutendſten und verdrüßlichſten Beſchäftigungen in der menſchlichen Geſellſchaft zu begnügen; und ſich darnach zu bilden, dieſe gehörig zu verrichten. Die Entwickelung der Verſtandeskräfte dieſes Geſchlechts würden alſo immer durch ſeinen Wirkungskreis beſchränkt bleiben. Wollte man daraus ſchließen, daß es die Natur ſelbſt, und anders als durch dieſe Einrichtung ſo beſchränkt hat, ſo wäre das gewiß zu vereilig. Allein das Gegentheil könnte auch nie ausgemittelt werden, indem man das Spiel andrer Anlagen, die dieſes Gegentheil hervorzubringen im Stande wären, nie in der Würklichkeit erblicken könnte. Denn das wird man doch nicht behaupten wollen, daß größere körperliche Stärke, weſentlich mit einer größern Kraft der Seele verbunden ſey. Es äußern zwar Rouſſeau und einige ſeiner Anhänger ähnliche Sätze. Allein das iſt eine gar zu große Vermeſſenheit, weil wir zu einer ſolchen Behauptung

die Verbindung der Anlagen des Körpers und des Geiſtes lange nicht mit der nöthigen Genauigkeit kennen. Im Gegentheil, bey unſerm eignen Geſchlecht ſcheint die Erfahrung dieſen Satz gar nicht zu begünſtigen, indem ſogar oft diejenigen Menſchen, die außerordentliche Seelenkräfte zeigen, einen ſchwächern Körper haben als andre.

Nothwendige aber unmögliche Bedingung einer ſichern Entſcheidung dieſer Frage.

Das einzige Mittel dieſe Frage zu entſcheiden, wäre dieſes. Die Gottheit müßte uns den Vorhang der Möglichkeiten aufziehen, in ſo fern es Möglichkeiten geben mag. Da müßte ſie uns eine Welt zeigen, wie dieſe, die aber von lauter Weibern mit ihren gegenwärtigen Verſtandsfähigkeiten bevölkert wäre. Wenn alsdenn in dieſer Welt, nachdem ſie ſo lange beſtanden hätte als die unſrige, Künſte und Wiſſenſchaften nicht erfunden, und nicht ſo wie bey uns vervollkommt wären; dann erſt könnte man mit Recht behaupten, die Seelenkräfte des weiblichen Geſchlechts wären den unſrigen von Natur untergeordnet.

Kann man ſagen: das Weib bey uns

Bey dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin das Sonderbare unſers Eigendünkels über dieſen

Punkt an einem Ausdrucke des Buchs über die Weiber zu zeigen, wo es S. 83 heißt: „Umſonſt „ſträubt man ſich die Wahrheit zu erkennen, daß „das Weib um des Mannes willen da ſey.“ Dieſer Ausdruck hat einen einzigen Sinn, in welchem er wahr iſt, und der iſt gräßlich: in jedem andern läßt er ſich gar nicht vertheidigen. Man kann nämlich behaupten, daß alles was Gott werden ließ; jedes Ereigniß auf der Welt; ſein Wille und ſeine Abſicht ſey. In dieſem Sinne könnte der weſtindiſche Pflanzer ſein Betragen eben ſo wohl damit rechtfertigen, daß Gott den Neger in Afrika für ihn geſchaffen habe; als irgend ein Mann ſich für berechtigt halten darf, jenen Satz über die Weiber zu äußern, indem er ihn auf folgende Art erklärt: Gott ſetzte den Mann und das Weib zugleich auf die Welt, und gab jenem mehr Stärke, ſo daß er dieſes unterjochen und zwingen kann, blos für ihn zu exiſtiren; wo der Mann nun das thut, da hat Gott das Weib für den Mann geſchaffen. Ich frage aber, ob dieſe Schlußart dem Herzen derer, die ſie gebrauchen,

des Mannes willen da?

viel Ehre bringt? Jede andre würde indeß das Widersinnige dieses Satzes: Das Weib ist für den Mann da; gewiß nicht retten. Es heißt schon viel behaupten, und mehr vielleicht als eine gesunde Philosophie auf sich nehmen kann, zu beweisen, wenn man annimt: Die Thiere wären für den Menschen auf die Welt gesetzt worden. Indeß möchte das doch hingehn. Denn der Schöpfer unterschied sie nicht nur von uns durch die allerauffallendsten natürlichen Anlagen; sondern er rüstete auch das Thier aus mit dem in dieser Lage so nöthigen Gefühle des einzigen gegenwärtigen Augenblicks. So lange der Zustand des Thieres gut ist, genießt es ihn; machen wir ihm denselben unerträglich, so fühlt es freylich Misbehagen: allein sobald die Empfindung vorbey ist, so ist, oder scheint wenigstens auch jede Erinnerung daran, jede Besorgniß ihrer Rückkehr verschwunden. Dieser wesentliche Unterschied zwischen Mensch und Thier kann unserm behaupteten Rechte auf das Thierreich wenigstens vielen Anschein geben. Läßt sich aber so etwas, ohne

gänzliche Gefühlloſigkeit, auf das Weib anwenden? Es erhielt, ſo wie jedes lebendige Weſen, die Selbſtliebe, vermöge welcher es für ſich zu leben wünſcht, und in ſo fern das völlige Recht erhalten hat, für ſich und nicht für einen andern dazuſeyn. Ueberdem gab die Natur dem Weibe eben die Vorſtellungskraft als uns, dergeſtalt daß Unglück, vergangnes ſowohl als zukünftiges, eben den Eindruck auf ihre Seele macht, als auf die unſrige. Alſo haben die Weiber auch von jenem ihrem Rechte eben die Vorſtellung als wir von dem unſrigen. Und nun ſollten wir annehmen können, ſie wären blos für uns da; oder nur mehr für uns da, als wir für ſie? Ich möchte wohl den, der ſo etwas äußern kann, fragen: warum wir denn da ſind? Warum Gott uns geſchaffen hat? Doch nicht, um die Geſchäfte der bürgerlichen Geſellſchaft zu treiben; denn dieſe Geſchäfte ſind ja nur um uns und durch uns vorhanden? Oder hat etwa Gott den Mann zu ſeinem Spaße geſchaffen, um ſeine Luſt an dem herrlichen Geſchöpf zu haben: und hat er

dann, damit dieses schöne göttliche Spielwerk recht bequem leben, und immerfort erneuert werden möge, ihm das Weib zu seinem Gebrauche, zu seinem Spielwerk gegeben? Man sieht leicht, daß die Vernunft solche Behauptungen nicht gut heißen kann, und daß sie uns nicht den geringsten Anlaß giebt, jenen Satz für wahr zu halten. Die Vertheidiger desselben haben, deucht mich, nur ein einziges Mittel, sich aus der Verlegenheit zu reißen. Sie müssen behaupten: Gott habe ihnen durch eine geheime und unmittelbare Offenbarung wissen lassen: daß das Weib in jenem Leben eine andre Bestimmung habe als der Mann; und daß jenes also darum geschaffen sey, um diesem seine dortige Bestimmung erreichen zu helfen. Wenn nicht so etwas bey dem Ausdrucke: Das Weib ist um des Mannes willen da; zum Grunde liegt, so hat er wirklich keinen Sinn. Denn soll er so viel bedeuten, als: das Weib ist darum da, um den Mann glücklich zu machen; so ist es eben so wahr, daß der Mann da ist, um das Weib glücklich zu machen. So

haben beide gleiche Rechte, beide treten in die, zum gemeinſchaftlichen Glücke, eingerichtete freye Verbindung.

Fortſetzung der Unterſuchung: Ob in Anſehung der Seelenkräfte ein urſprünglicher Unterſchied ſey?

Doch ich komme auf die Unterſuchung zurück: ob das weibliche Geſchlecht an Geiſteskräften, dem männlichen auf eine ſichtbare Weiſe untergeordnet ſey. Um dieſes zu beweiſen, führt man gemeiniglich an: daß die Weiber unfähig ſind Staatsgeſchäfte zu treiben; im Kriege weder als Befehlshaber noch als Streitende zu dienen; oder es in Wiſſenſchaften und Künſten ſoweit zu bringen als wir. Indeß iſt es ſehr leicht zu beweiſen, daß dieß alles aus dem Verhältniſſe beider Geſchlechter fließt, und dazu gar keine Verſchiedenheit in den Geiſtesanlagen angenommen werden muß.

Ob dieß aus dem Mangel an Fähigkeit des weibl. Geſchlechts erhelle, die Staatsgeſchäfte zu verwalten?

In Anſehung der ganzen Staatsverwaltung, frage ich: ob ſichs wohl denken läßt, daß das ſtärkere Geſchlecht dem ſchwächern geſtatten werde, es zu regieren, wenn ſchon das ſchwächere dazu noch geſchickter wäre. Wahrlich der Verfaſſer des Buchs über die Weiber kann ihnen leicht

vorrücken: daß sie keine Gewandheit in Betreibung der Geschäfte haben. Diese Gewandheit erhält man blos durch Uebung; und wo sollten die Weiber eine solche Uebung herbekommen? Würden sie aber, wenn sie allein in der Welt wären, keine Staaten bilden, und diese Staaten nicht eben so klug einrichten und führen als wir? Wer wagt das zu entscheiden?

Oder Krieg zu führen?

Sie können nicht Krieg führen. Freylich nicht. Denn wo ist die Nation, die es wagen wollte, gegen ihre Feinde ein weibliches Heer aufzustellen, da ihr diese gewiß ein männliches entgegen senden würden, dem jenes, wegen der geringern körperlichen Stärke, unmöglich widerstehen könnte? Wenn sie aber allein auf der Welt wären, würden unter ihren Staaten keine Streitigkeiten vorfallen? Würden sie nicht, so wie die Männer, diese Streitigkeiten anfänglich mit der Faust, mit Prügeln, mit Steinen; nach der Zeit mit der Keule, mit dem Bogen, mit der Schleuder, und dann endlich mit dem Schwerte oder auch selbst mit Kanonen und Flinten ent-

ſcheiden? Wer vermag das mit Gewißheit zu beſtimmen? Sollten aber auch unter ihnen Kriege ſeltner vorfallen als unter uns; würde daraus ihren Staatsverfaſſungen ein heftiger Vorwurf gemacht werden können? Ueberhaupt läßt ſichs wohl muthmaßen, daß eine blos von Weibern bevölkerte Welt, anders ausſehen würde als die gegenwärtige, aber nichts giebt Anlaß zu glauben, daß ſie mit weniger Klugheit und Scharfſinn eingerichtet ſeyn würde.

Sie erheben ſich nicht ſo hoch als wir in den Wiſſenſchaften. Das iſt wohl natürlich. Leiden es ihre Verhältniſſe? Würden wir zugeben daß ſie es thäten? Sind nicht Kenntniſſe und Einſichten weit über körperliche Stärke erhaben? Wie wäre ſonſt wohl der Menſch der Herr der Schöpfung geworden? Er iſt doch wahrlich nicht das ſtärkſte unter den Thieren. Durch ſeinen Verſtand hat er ſich über ſie alle erhoben. Wenn alſo die Weiber Einſichten und Kenntniſſe, als die Früchte deſſelben in eben dem Maaße erhielten als wir Männer, ſo würden ſie bald Mitre-

Oder ſich in den Wiſſenſchaften eben ſo hervorzuthun als wir?

gewinnen der Welt werden; es würde Streit wegen der Oberherrschaft entstehen, und in diesem müßte die körperliche Schwäche unterliegen, worauf denn das jetzige Verhältniß beider Geschlechter in Ansehung dieses Punkts alsbald wieder eintreten würde.

Welche Ursachen sie von höhern abhalten.

Ein Gegner könnte hier wohl fragen: welch Gesetz verbiethet denn den Weibern, sich auf Wissenschaften zu legen? Warum versuchen sie es denn nicht? Zeigt dieses nicht deutlich, daß sie nicht eben so dazu geschickt sind als wir? Allein dürfte man wohl den, der so zu sprechen fähig wäre, ernstlich widerlegen? Was spornt uns denn an, dieses Fach der menschlichen Thätigkeit so eifrig zu bearbeiten? Ist es nicht offenbar die Aussicht der Vortheile, die wir davon zu erwarten haben? Ohne die Hofnung zu Bedienungen, zu Ehrenämtern, zu Pensionen, würde sich wohl irgend einer von uns die Mühe geben, etwas zu lernen? Da nun aber diese dem Frauenzimmer durchgängig versperrt sind, da sie weder zu Civil- noch zu Militärbedienungen, ja nur

mit den unüberſteiglichſten Schwierigkeiten, zu den eiteln Ehrenbezeugungen die den ſchönen Wiſſenſchaften offen ſtehn, dann und wann einmal gelangen können, ſo muß ihnen ja wohl ganz natürlich alle Luſt zu den Wiſſenſchaften vergehn.

Und bey dieſer Gelegenheit muß ich bemerken, daß es ein ganz falſcher Schluß iſt, wenn man denkt: Darum, weil kein Frauenzimmer ſich in irgend einem Fache zu dem Grade emporgeſchwungen hat, worauf in jedem derſelben die erſten unter den Männern ſtehen; ſo hindert ſie natürliche Anlage daran, ſo iſt ihre Seele, (welchem Weſen man auch dieſen Namen beylegen mag) der männlichen an Kräften untergeordnet. Wenn man die geringe Anzahl von Weibern bedenkt, die ſich auf einzelne Fächer des menſchlichen Wiſſens gelegt, und doch zugleich, daß ſich einige ſehr darin hervorgethan haben; ſo ſehe ich nicht ein, wie man daraus auf eine größere natürliche Unfähigkeit dazu ſchließen wollte, weil ſich unter der ungeheuern Anzahl von Männern einige finden, deren Stärke darin ſie doch nicht

Ob man daraus, daß kein Weib in irgend einer Wiſſenſchaft die Männer übertroffen habe, auf eine geringere Geiſteskraft der Weiber ſchließen könne?

haben erreichen können. Folgende Bemerkung wird das Fehlerhafte und Vorurtheilsvolle in diesem Schlusse noch besser ins Licht setzen. Man kann nämlich gar nicht behaupten, daß sich, unter den Weibern, die Fähigsten, aus eignem freyen Triebe, auf diese oder jene Wissenschaft gelegt haben. Der Sporn zu diesem Triebe fehlt gänzlich. Also haben sich nur immer diejenigen einem Zweige des menschlichen Wissens ergeben, die durch eine zufällige Veranlassung Gelegenheit dazu erhalten haben. Sie konnten nicht unter allen Wissenschaften die wählen, worauf sie ein eigner und besondrer Trieb hinwies. Denn ein solcher Trieb findet bey ihnen keine Veranlassung: sondern sie mußten die ergreifen, die ihnen das Schicksal gerade in den Weg legte. Die meisten lernten, was ihr Vater gerade wußte, oder ihnen zu lernen Anlaß gab. Wenn aber auch einige von selbst auf den Gedanken gekommen sind, sich irgend einen Theil des menschlichen Wissens eigen zu machen, so haben sie dabey mit tausend Schwierigkeiten kämpfen müssen, da uns hin-

gen, wenn wir nur einen Funken von Luſt und Genie zeigen, alle mögliche Hülfe geleiſtet wird, dieſe anzufachen, und gerade darin zu befriedigen, wozu wir Neigung äußern. Unter dieſen Umſtänden iſt es wahrlich vielmehr ein Wunder, daß es einige noch ſo weit gebracht haben, und es zeigt dieß weit wahrſcheinlicher eine volle urſprüngliche Gleichheit der Seelenkräfte an; als die Ungleichheit derſelben daraus erhellt, daß einige Mannsperſonen doch noch weiter als ſie in allen dieſen Wiſſenſchaften gekommen ſind. Ich wundre mich beſonders, daß der Verfaſſer des Buchs über die Weiber als ein Deutſcher dem großen aber ſeltſamen Rouſſeau die närriſche Grille hat nachſchreiben können, daß die Weiber kein Genie haben. Wir ſind die einzige Nation, die, an der nicht genug gerühmten Karſchinn, eine Dichterinn von wahrem Genie beſitzen; und ich weiß nicht, ob irgend einer unſrer Dichter ihr an genialſcher Kraft gleich geſetzt werden kann. Wahrlich, wer die Geſchichte dieſer Frau nur ein wenig genau kennt, dem wird ſie auch zum Beweiſe

dienen können, wie schwer wir es den Weibern machen, in irgend einem Grade des menschlichen Wissens zu einiger Vollkommenheit zu gelangen. Wenn man recht gewollt hätte, wäre aus dieser vortrefflichen Frau noch wohl ganz etwas anders geworden, als nun, wo nur das Auge des Kenners voll Gefühl ihre ganze Herrlichkeit durch den Schleyer erblickt.

Auch den angenommenen gleichen Fähigkeiten beyder Geschlechter den wissenschaftlichen Ruhm entsagen.

Diese verwickelte Frage habe ich hier blos unter einem neuen, unter dem einzig wahren Gesichtspunkte zeigen wollen. Meine Meynung ist gar nicht, die Weiber zu ermuntern, nach Gelehrsamkeit zu ringen. Die Natur setzte sie auf diesen Erdball zugleich mit dem physisch stärkern Mann. Bey diesem Verhältnisse kann diese Bemühung, und wenn sie auch der schönste Erfolg krönte, nicht anders als ihrer Bestimmung zuwider, und folglich ihrer Glückseligkeit nachtheilig seyn. Das Streben nach Wissenschaft kann ja bey ihnen auf keinen wahren Nutzen abzielen, da ihnen alle Staats- Kriegs- und Kirchenbedienungen versperrt sind. Es könnte sich also

blos auf Eitelkeit gründen, deren Befriedigungen nie wahrhaftig glücklich machen können. Außerdem iſt auch die Eitelkeit keine ſo mächtige Triebfeder, daß ſie die gewaltige Anſtrengung veranlaſſen könnte, die doch nöthig iſt, um ſich in irgend einer Wiſſenſchaft hoch empor zu ſchwingen. Endlich aber würde man ihnen den kleinen Genuß dieſer Eitelkeit noch auf hundert Arten vergällen. Es ließe ſich wahrlich ein hübſches Werk von den Verfolgungen, von den traurigen oder verdrüßlichen Begegnungen ſchreiben, welche gelehrte Weiber haben aushalten müſſen. Von der innern Wißbegierde, die in ihren Bemühungen ihre volle Belohnung findet, kann hier nicht die Rede ſeyn, weil die niemand gewahr wird, und ein jeder, folglich auch das Weib, wenn es ſonſt unabhängig iſt, ihr ohne Gefahr nachhängen kann. Was ich hier ſage, gilt blos von der ſich äußernden Gelehrſamkeit. Da bleibt es gewiß, daß, wenn Frauenzimmer ihre Ruhe lieben, ſie ſich, unter uns wenigſtens, der Schriftſtellerey enthalten müſſen, die doch der einzige Weg

ist, worauf sie durch Gelehrsamkeit etwas wirken können. Denn, schreiben sie mittelmäßige Dinge, so ist ihre Arbeit unnütz; und thun sie sich sehr hervor, so finden sie Gegner, die ihnen allen Verdruß anthun, und falsche Freunde, die sich ihrer gar nicht mit Wärme annehmen, oder sie wohl gar lere leiten.

An dessen Entstehung sie auch einige physische Anlagen haben.

Indeß muß man doch auch gestehen, daß gewisse physische Anlagen den Vorsatz, sich in den Wissenschaften hervorzuthun, dem weiblichen Geschlechte ganz besonders schwer machen müssen. Ich finde es zwar sehr sonderbar, wenn ich Menschen behaupten höre: weil das Weib einen so und so gebildeten Körper, so und so beschaffene Spannadern u. s. w. hat, so ist ihr Geist schwächer als der unsrige. Es ist zwar wohl möglich, daß unsre Geistesanlagen von der Mischung unsrer Säfte und von gewissen Beschaffenheiten unsrer Nerven, Fibern und Muskeln abhängen. Allein das ist doch lange so gewiß nicht, und wir kennen auch die Natur dieser Verbindung lange nicht genau genug, um darüber ohne Vermessenheit etwas

etwas behaupten zu können. Ich werde auch meine Gründe nicht daher nehmen. Sondern ich gebe zu erwägen, wie unangenehm der Zuſtand einer unverheiratheten Frauensperſon iſt. Daß ſie alſo aus Liebe zu den Wiſſenſchaften, von denen ſie doch keinen reellen Nutzen für ſich haben können, unverehlicht bleiben ſollten, läßt ſich nicht denken; und das müßten ſie doch, wenn ſie große Fortſchritte darin machen wollten. Denn wenn ſie heirathen, ſo muß ſie die neunmonatliche Krankheit, denen ſie dieſer Stand unterwirft, nebſt allen ihren Folgen, nothwendig verhindern, etwas außerordentliches darin zu leiſten. Dieſe phyſiſchen Umſtände, verbunden mit den moraliſchen, die ich angezeigt habe, machen es für ihre Glückſeeligkeit weit erſprießlicher, wenn ſie auf die Erlangung des wiſſenſchaftlichen Ruhms Verzicht thun, und nur ſuchen ihren Geiſt auf eine vernünftige Art auszubilden.

Geſetzt aber, man wollte auch für erwieſen halten; ſie beſaßen nicht die natürliche Fähigkeit, es in den Wiſſenſchaften ſo weit zu bringen als

Wie wenig daraus auf einen natürlichen Unterſchied der Geſchlechter zu ſchließen ſey?

die Männer; so könnten sie bey dieser Behauptung um so gleichgültiger bleiben, da Gelehrsamkeit noch kein Verstand ist: und da man ohne Trugschluß nicht daraus folgern könnte, daß sie ein geringeres Maaß von dem letztern besäßen, als wir; und zumal von der edelsten Gattung desselben, der gesunden Vernunft. Diese ist von derjenigen Aeußerung der Seelenkräfte, die wir Gelehrsamkeit oder Genie nennen, himmelweit unterschieden. Ich werde an einem andern Orte, durch das Beyspiel eines der allergrößten Schriftstellers dieses Jahrhunderts, des Genfer Rousseau, bis zur Evidenz beweisen, daß nicht nur Gelehrsamkeit, wie man schon mehrmalen eingeräumt hat, sondern auch wahre Wissenschaft, große und erhabene philosophische Einsichten, von aller, wenigstens praktischen Vernunft entblößt seyn können. Für jetzt will ich den Verfasser des Buchs über die Weiber auf einen Beweis hinweisen, der einen solchen individuellen an Stärke weit übertrifft. Er sehe nur überhaupt auf unsre Gelehrten-Republick. Wo ist eine Klasse von

Menſchen, die mehr Kenntniſſe beſäße? Wo iſt aber auch eine, die von Furcht, von Habſucht, von Eitelkeit und von Ränken mehr zuſammengeſetzt wäre? Welche Auftritte geben ſie der Welt nicht von allen Seiten, die um den Preis der Thorheit und Schimpflichkeit unter einander wetteifern? Er wird ja wohl nicht verlangen, daß ich Beyſpiele anführe. Wenn er die neue Litteratur nur ein wenig kennt, und wenn er obendrein nur einen Blick hinter den Vorhang gethan hat, ſo berufe ich mich kecklich auf ſeinen Ausſpruch, ob er in irgend einem Zirkel von Weiblein ſo viel Kleines und Armſeeliges gefunden hat. Daß es dabey einige rühmliche Ausnahmen giebt, brauche ich wohl nicht erſt zu erwähnen. Dieſe können aber die Wahrheit des Satzes im Allgemeinen nicht über den Haufen ſtoßen.

Feſtſetzung der bisher erwieſenen Grundſätze.

So weit wären wir alſo in unſrer Unterſuchung gekommen: Der Mann iſt körperlich ſtärker als das Weib; beide hat die Natur mit gleichen Verſtandeskräften ausgerüſtet, wobey ſich einige verſchiedne Modifikationen äußern, die

entweder von der Natur selbst herrühren, oder vielleicht blos eine Folge des Ununterschiedes der körperlichen Kraft sind. Wären diese beiden Wesen zu gleicher Zeit auf einen Planeten geschaffen, und nicht durch das sonderbarste aber engste Band verknüpft worden, so würde das stärkere das schwächere gänzlich aufgerieben haben; so wie die Spanier die Einwohner auf Hispaniola, die gegen sie in einer solchen Lage waren. Es ist also nöthig, daß wir hier dieß Band, oder eigentlicher zu reden, die Anlagen, worauf es sich gründet, betrachten.

Der Verf. des Buchs über d. W. bemerkt richtig, daß die Liebe eine schwächere Leidenschaft bey dem Weibe sey als bey dem Manne.

Es ist eine höchst wahre Bemerkung in dem Buche über die Weiber, daß ihr Verlangen nach der Empfindung, die den Grund jenes Bandes ausmacht, lange nicht so stark ist, als bey den Männern. Es folgt also auch, daß dieses Band den Weibern ein geringeres Maaß von angenehmen Empfindungen gewähren muß als den Männern; denn das Maaß des Vergnügens ist jederzeit die Heftigkeit des befriedigten Verlangens. Dieß ist eine allgemeine Veranstaltung

der Natur durch die ganze Schöpfung, und ſie hat gewiß den Menſchen nicht zur Ausnahme dabey gemacht. Nichts deſtoweniger hat die närriſche Eitelkeit unſers Geſchlechts ihm die entgegengeſetzte Meynung ſo tief eingeprägt, daß man ſich bey den mehrſten Männern lächerlich machen würde, wenn man dieſen Satz gegen ſie behauptete. Ich ſehe es daher ordentlich für eine lobenswürdige, muthvolle Aeußerung jenes Schriftſtellers an, daß er ihn ſo laut bekannt hat. Dagegen kann ich mich nicht genug wundern, daß er nicht die allernatürlichſte Folgerung daraus herleitet.

Natürliche Folgerung aus dieſem Satze.

Dieſe Folgerung beſteht darin, daß die Natur weit ſtiefmütterlicher gegen das Weib als gegen unſer Geſchlecht gehandelt hat. Von dem Triebe, der den Grund des Bandes beider Geſchlechter ausmacht, iſt dem Weibe die geringere Freude zu Theil worden. Uns hingegen reicht die Natur ihren Zauberkelch im vollſten Maaße. Sie ſchenkt ihn uns unvermiſcht von jeder eignen Unannehmlichkeit. Das arme Weib aber

hat davon so beschwerliche Folgen, daß jederzeit Leben und Gesundheit auf der Wage steht.

Ich scheue mich wirklich, das Bild der Lage des Weibes völlig auszumalen. Gern möchte ich meinen Leserinnen ihr Loos nicht gar zu fürchterlich schildern, um es ihnen nicht gar zu widrig zu machen. Allein sie müssen bedenken, daß das was Gott schuf, gut ist, und daß sich jedes Geschöpf unter seinen Willen beugen muß. Was würde auch alles Murren gegen das Schicksal helfen? Ein Weib kann kein Mann werden. Dieß aber muß ein jeder eingestehn, und ich muß es zur Steuer der Wahrheit zeigen, daß die Lage des Weibes viel Unangenehmes mit sich bringt. So will es besonders die Absicht meiner ganzen Schrift, die darauf hinausgeht, dem Manne richtigere Einsichten über seine Pflichten gegen das Weib beyzubringen.

Wie falsch jener Verf. aus seinem richtig angegebenen Satze folgert.

Weit gefehlt, daß der Verfasser des Buchs über die Weiber, aus seinem so richtig angegebnen Satze eben die Folgerung ziehen sollte als ich, die doch so natürlich daraus fließt. Er wagt es viel-

mehr S. 83 zu sagen: „Der Mann verdankt dem „Weibe viele seiner besten Freuden; das Weib „dem Manne noch ungleich mehr, sowohl mora„lisch als physisch.“ Um zu urtheilen, ob das gegründet ist, so bedenke man nur folgendes. Die Vergnügungen, worauf sich der Bund des Mannes mit dem Weibe gründet, schenkt jener diesem wenn er will. Bey Strafe seines Ekels, und aller daraus entstehenden, für sie höchst traurigen Folgen, darf sie ihm ihr Verlangen darnach nicht äußern, auch dann wenn sie es empfindet. Hingegen ist es nicht minder gefährlich für sie, sich seinen Liebkosungen zu entziehen, wenn sie ihr schon höchst gleichgültig sind. Das darf sie immer nur sehr selten, mit der ausstudiertesten Behutsamkeit, falls sie sich nicht manchen Verdrüßlichkeiten aussetzen will. Was ist nun der Erfolg von dieser Lage? Aus solchen, so oft in der gleichgültigen Stimmung empfangnen Umarmungen, entspringt für das Weib ein neunmonatlicher kranker und beschwerlicher Zustand, der ihr die empfindlichsten Schmerzen zu-

ſichert, und immer den Tod drohet; der aber, wenn alles noch ſo glücklich abläuft, immer ganze Jahre von läſtigen Arbeiten nach ſich ziehet. Was ich hier vom Drohen des Todes ſage, iſt gar nicht übertrieben. Die Gefahr iſt ein wenig größer, als die eines Soldaten am Tage einer Schlacht. Denn eine Armee, wovon der dreyſſigſte Mann auf dem Platze bleibt oder an ſeinen Wunden ſtirbt, hat ſchon ein hitziges Gefecht ausgehalten, und viel geringer iſt doch wohl das Verhältniß der Frauen, die in den Wochen ſterben, nicht. Nur der Unterſchied iſt dabey, daß unter den Fahnen des Mars alle übrigen Streiter friſch und geſund bleiben; in Amors Kriegen aber leidet die ganze weibliche Parthey an langwierigen und ſchmerzhaften Verwundungen. Ein ſolches Schickſal erfahren neun Weiber unter zehnen, aus der Zahl derer die von ihren Männern geliebt werden; denn was die andern aushalten müſſen, will ich gar nicht erwähnen.

Zweyter ſonderbarer Irrthum deſſelben.

Eben dieſer Schriftſteller braucht gewiß einen ſehr ſonderbaren Grund, um ſeinen Widerſpruch,

in Anſehung der Freuden, die das Weib dem Manne phyſiſch verdanken ſoll, zu retten. „Wenn „gleich die Triebe des männlichen Geſchlechts,“ ſagt er S. 84 „heftiger ſind, es empfänglicher „für den Genuß iſt, ſo erfodert die Geſundheit „beym Weibe das, was der Mann hiezu nicht „ſo nothwendig braucht. Newton ſah darum „nicht elend aus, weil er ſeine Tugend mit ins „Grab nahm. Man ſehe aber dagegen das Verblühte, Verwelkte, die Spuren ausdauernder Kälte, wie Lavater ſagt, auf dem Geſichte „betagter tugendhafter Mädchen.“ Dieß iſt ein ſeltſames Räſonnement in allem Betrachte. Wenn man bey einer ſo wichtigen Sache ſcherzen könnte, möchte man wohl fragen: ob das beweiſen ſoll, daß die Frau des Mannes wegen da iſt? und dann einwenden, daß es gerade das Gegentheil beweiſet. Denn ſein Lebtage hat man nicht gehört, daß der Kranke der Arzney wegen geſchaffen ſey, ſondern immer die Arzeney um des Kranken willen. Allein die Sache iſt zu ernſthaft, um nicht ernſthaft behandelt zu werden: und da be-

haupte ich; daß, wenn die Aussage dieses Schriftstellers wahr wäre, so beweise sie deutlich, wie sehr die Natur es für nöthig gehalten hat, künstliche Anlagen zu machen, um das Weib zu zwingen, sich in die Arme des Mannes zu werfen; damit ja nicht viele auf die Gedanken kommen möchten, sich dieser so ungleichen Verbindung mit ihm zu entziehn. Sie beweist aber gar nicht, daß das Weib moralisch weniger ein selbstständiges Wesen sey als der Mann. — Allein diese Behauptung ist nicht einmal wahr. Erstlich frage ich: wenn es schon ausgemacht wäre, daß Newton sein ganzes Leben hindurch kein Frauenzimmer berührt hätte, welches doch immer zweifelhaft bleibt; wer hat diesen gelehrten Mathematiker gesehn, um zu behaupten, er habe so sehr geblüht? und was bewiese denn am Ende ein einzelner Fall? Wenn aber auch alle übrigen Junggesellen auf der Welt wie die aufgehenden Rosen blühten, und alle Jungfern so jämmerlich aussähen als die Bewohner eines Siechhauses; wer könnte wohl mit einigem Fuge daraus schließen, der Mann sey

dem Weibe ein unentbehrliches Geſundheitsmittel, die Frau aber nicht dem Manne? Wahrlich wer dieſen Punkt recht genau unterſuchen wollte, müßte eine ſaubre Abhandlung ſchreiben, die man mir hoffentlich ſchenken wird. Indeß wenn ſchon andre, ſowohl als dieſer Verfaſſer, dieſen Satz behauptet haben, ſo iſt er doch im Allgemeinen gar nicht wahr. Wer ſich davon überfahren will, reiſe nur in den katholiſchen Ländern und beſuche die Nonnenklöſter. Er wird gewiß nicht finden, daß die bejahrten Nonnen dort ſo ausſehen, wie man es nach jener Schilderung erwarten müßte. Freylich giebt es Schlachtopfer des eheloſen Standes unter dem weiblichen Geſchlechte, aber immer bleibt es ungewiß, ob ſie geſundre Weiber geworden wären; und dann ſo beruht das blos auf individuellen Beſchaffenheiten. Sonſt iſt im Gegentheil der eheloſe Stand durchgängig der Erhaltung der Schönheit bey dem weiblichen Geſchlechte günſtiger, als der verehlichte.

Moraliſche Gründe nöthigen das Weib, den Bund mit dem Manne einzugehen. So nachtheilig auch die Bedingungen deſſelben für ſie ſind.

Nein! nicht phyſiſche, ſondern moraliſche Urſachen zwingen das Weib jenen ſo ungleichen Bund mit dem Manne einzugehen. Es iſt mit ihm auf einen Planeten geſetzt. Er beſitzt mehr körperliche Stärke, und darauf gründet ſich ſein Recht ſich daſſelbe zu unterwerfen. Zwar behaupten Einige, dieſe Unterwerfung gründe ſich zugleich auf die höhern Verſtandeskräfte des Mannes. Ich glaube aber, den Unarund dieſer Meynung dargethan zu haben. Geſetzt indeß, man wollte dieſen Satz als erwieſen annehmen, ſo müſſen doch die Gegner geſtehn, daß das Weib ſo viel Verſtand hat, ſeine Lage zu kennen; und völlig ſo viel als nöthig iſt, um ſich in dem Stücke dem Manne gleich zu achten. Dieß aber iſt hinreichend um das zu beſtätigen, was ich hier von dem unbehaglichen Zuſtande des Weibes in dieſer Welt behaupte.

Das alſo beſchaffne Weib hat keine Wahl, als ſich einem Manne zu ergeben. Beſchlöſſe ſie ein ſelbſtſtändiges Weſen zu bleiben, ſo würde ſie in der Jugend den Begierden der Männer

ausgeſetzt ſeyn. Unterläge ſie dann der gröſsern Mannskraft, oder ihren durch allerhand Reitzungen rege gewordnen eignen Begierden, ohne den Bund der Unterwerfung einzugehen, ſo wäre ſie in den traurigſten Zuſtand verſetzt. Ihre eigne Verlegenheit würde durch die traurige Lage völlig unbehülflicher Geſchöpfe vermehrt, woran ſie ein unüberwindlicher Trieb feſſelt. Widerſtände ſie allen Reitzungen, ſo würde ſie von dem durch ihre Weigerungen aufgebrachten männlichen Geſchlechte tauſend Unrecht, Bedrückung und Herzeleid erdulden müſſen, wozu, nach dem Verluſte ihrer Reize, noch Verachtung und Hohn kommen würden. Wie wollte ſie ſich dann helfen können? In jedem Zuſtande der Menſchheit, von der roheſten Wildheit an bis zu dem Stande der geſittetſten Völkerſchaften, würde ſie ſich in einer höchſt verdrüſslichen Lage befinden, wenn ſie ſich nicht unterwerfen wollte.

Der Mangel an Wahlfreyheit macht den Zuſtand des Weibes noch

Dieſs alles iſt freylich traurig genug; allein es iſt doch noch nicht das traurigſte. Die Weiber würden ſich einigermaaßen darüber tröſten

traurigere Lage.

können, wenn sie den Mann wählen dürfen, mit dem sie diesen ungleichen Bund schließen wollen. Aber nein! sie müssen erwarten, wer sie wählen will. Selbst dann, wenn ihnen das Ausschlagen des Wählenden frey steht, dürfen sie nicht gar zu fertig damit seyn. Denn im Stande einer ungebildeten Gesellschaft, könnten sie sich leicht die Rache des Ausgeschlagenen zuziehen. Bey gesitteten Nationen aber, wo die Gesetze sie allenfalls vor dessen Zorn schützen, würken verschiedene Einrichtungen so viel in ihre Wahlfreyheit, daß diese sehr eingeschränkt bleibt. Auf alle Fälle müssen die Ursachen des Ausschlagens immer auffallend seyn. Denn, wenn der geringste Schein von Eigensinn dabey obwaltet, so macht ihnen der gereizte Stolz unsers Geschlechts ein Verbrechen daraus, und sie stehen in Gefahr ihr Leben in dem verdrüßlichen Zustande eines verlaßnen schwächern Geschöpfs, unter lauter stärkern zuzubringen.

Eigenschaften, wodurch die Natur das

So wollte es die Natur, und dagegen hilft nun freylich kein Sträuben. Es ist wahr diese-

gütige Mutter rüstete das weibliche Geschlecht dagegen mit zwey Eigenschaften aus, ohne welche sein Zustand ganz unerträglich seyn würde. Die eine ist jene Mäßigung der Triebe, wodurch es allein fähig wird, dem nicht selbst gewählten Manne die Treue zu halten, die wir von ihm verlangen, und sich seinem Charakter so anzuschmiegen wie es thun muß. Die andre ist eine heldenmäßige Geduld in Leiden.

wieder hat uns machen wollen.

Entsetzlich hart deucht es uns diese edle Tugend dadurch herabsetzen zu wollen, daß man sie körperlichen Anlagen, einer Art von Stumpfheit des Gefühls zuschreibt, wie der Verfasser des Buchs über die Weiber S. 64. thut. „Weil ihre „Fibern schlaffer sind, geringern Widerstand leisten, — tragen die Weiber geduldiger als die „Männer anhaltende große Schmerzen.“ Welche gräßliche Philosophie! Sollen wir darum, weil die Weiber geduldiger leiden können als wir, uns weniger um ihre Schmerzen bekümmern? Sie noch durch eine despotische Behandlung, durch

Schändlichkeit des Mißbrauchs dieser Eigenschaften von unsrer Seite.

Beraubung aller Linderungsmittel, die sich dagegen finden ließen, vergrößern? Wer vermag es zu sagen, was in den Tugenden eines jeden menschlichen Wesens Anlage der Natur ist oder nicht? Ist nicht jener thätige Muth, worauf wir uns so viel zu gute thun, fast immer nur physisches Gefühl unsrer Kräfte? Mein holdes, edles Geschöpf! Du fühlst gewiß deine Schmerzen, sie mögen physisch oder moralisch seyn, in vollem Maaße! Allein du besitzest eine besondre Seelenkraft, sie ohne Geräusch zu ertragen. Das mag immerhin ein Geschenk der Natur seyn; sind es doch im Grunde alle Eigenschaften der Menschen. Du darfst uns darum nicht weniger ehrwürdig seyn. Wir müssen es darum nicht weniger für eine heilige Pflicht halten, dir jeden Schmerz nach Möglichkeit zu ersparen, und jeden, den du tragen mußt, wo wir nur können zu erleichtern. Schändlich wäre es von uns, wenn wir, statt dessen, unsre Uebermacht dazu gebrauchen wollten, dir das von der Natur zugetheilte weit härtere Loos noch zu erschweren, und durch despo-

deſpotiſchen Eigenſinn völlig unerträglich zu machen.

Ich habe hier gezeigt, wie die Lage des Mannes und des Weibes gegen einander beſchaffen iſt, wenn man ſie in ihrer größten Allgemeinheit betrachtet. Wir müſſen nun ſehen, wie und mit was für einem Erfolge ſie die Geſellſchaft in den verſchiednen Zuſtänden und Wohnorten des menſchlichen Geſchlechts modificirt hat.

Zweites Hauptstück.

Von den verschiednen Verhältnissen der beiden Geschlechter, die aus diesen natürlichen Anlagen derselben, bey unterschiedlichen Völkern, und in unterschiedlichen Zeitaltern, entsprungen sind; und von den Wirkungen dieser Verhältnisse.

Schwierigkeiten, die sich in Weg stellen, wenn man erforschen will, auf welche Art die Menschen das Ehband unter sich errichtet haben.

Daß das Eheband auf dem ganzen Erdboden aus jenen natürlichen Anlagen, so wie ich sie eben geschildert habe, entsprungen ist, bleibt eine unbezweifelte Sache. Allein sobald man sich den Menschen in seinem allerrohesten Zustande, den Naturmenschen, wie ihn Rousseau schildert und einige Seefahrer ihn hie und da beynahe gefunden haben, vorstellt; und sich dann frägt: wie ist aber die Ehe daraus entstanden? so findet man gleich, daß Glieder in der Kette fehlen, die man schwerlich völlig zusammenhängend ergänzen kann. Man stelle sich Männer und Weiber vor,

wie sie in einem isolirten Zustande auf der Welt zusammen leben. Da scheint der bloße Geschlechtstrieb nicht fähig, sie so zu vereinigen, daß sie das Eheband knüpfen. Er ist's um so weniger, da dessen Befriedigung nur bey den Weibern einen tiefen Eindruck zurück zu lassen scheint; da zwischen dieser Befriedigung und der letzten Periode ihrer nächsten Folgen eine sehr lange Zeit verstreicht; und endlich, da die Kinderliebe überhaupt bey unserm Geschlechte nur schwach ist, besonders alsdenn, wenn das Eheband nicht vorher geschlossen ist, und deshalb Zweifel wegen der Vaterschaft bleiben. Bey so bewandten Umständen scheint die Entstehung des Ehebundes nicht leicht zu erklären: und es bleibt immer ein großer Sprung von der regellosen Liebe unter rohen Urmenschen, bis zur Stiftung eines ordentlichen Ehe- und Familienstandes. Ja selbst dann, wenn man annimmt, daß der Mensch von Natur ein geselliges Thier ist, und ihm Sprache beylegt; so sollte man doch eher vermuthen, daß, sobald ihrer mehrere eine Ge-

schaft stiften, welches alsdenn mit ihrer Existenz zugleich gedacht werden muß, sie eine solche Einrichtung treffen würden, vermöge welcher Weiber und Kinder der ganzen Masse zugehörten. So finden wir es aber nirgends. Ueberall haben die Männer ihre eignen Weiber und ihre eignen Kinder. Die wahre Ursache hievon auszumachen, ist so leicht nicht als man glaubt. Man muß dazu einen Grundtrieb annehmen, der noch nicht genugsam entwickelt ist, und den ich an einem andern Orte suchen werde genauer zu bestimmen. Meine Absicht geht gegenwärtig blos dahin, zu untersuchen, nach welchen Grundsätzen der Ehebund unter den Menschen gestiftet worden ist. In Ansehung jener Frage ist mir genug, zu bemerken, daß weder der bloße Geschlechtstrieb, noch die damit vereinigte Sorge für das Aufbringen der Kinder die Entstehung desselben hinlänglich erklären; weil jener für sich die Männer nicht auf eine dauerhafte Verbindung zu leiten scheint, und weil dieser Bund vor der Existenz der Kinder gestiftet seyn muß, wenn der

Mann die Kinder lieben und für ſie ſorgen ſoll: denn bey ihm thut das Miteinanderleben, und die Idee des Eigenthums alles zur Kinderliebe.

Wäre das Eheband unter allen Völkern auf eine Art geſtiftet, ſo wäre der Grund, worauf es beruht, vermuthlich leichter zu entdecken. Fände man auch nur, daß die uns bekannten, dem Naturſtande am nächſten lebenden Völker, dieſes Band nach einer Weiſe geformt hätten, ſo würden wir dieſe als die urſprüngliche annehmen, und die andern Veränderungen den Verfeinerungen, ja auch wohl den Irrwegen des geſelligen Lebens zuſchreiben können. Allein auch bey den roheſten Völkern ſind Grundſätze und Form dieſes Bandes ſehr verſchieden. So finden ſich einige, wo die Männer jeder nur ein Weib, andre, wo ſie deren viele haben: einige, wo auf Reinigkeit der weiblichen Sitten vor der Ehe ſehr viel, andre, wo darauf gar nicht gehalten wird: einige wenige ſogar, die aus der Treue in der Ehe ſelbſt wenig zu machen ſcheinen: endlich haben einige dieß Band ſehr loſe geknüpft; das andere

Zumal da es unter den bekannten rohen Völkern nicht nach einerley Grundſätzen geſtiftet worden iſt.

feſt unverbrüchlich halten. Ueberall ſieht man indeß, daß dieſe Grundſätze und Form von der Willkühr des männlichen Geſchlechts abgehangen haben, und daß ſich das weibliche die Bedingungen hat gefallen laſſen müſſen, die ihm jenes auferlegt hat. Nirgends iſt es völlig ein zwiſchen zwey gleich freyen Weſen errichtetes Bündniß. Gar zu oft iſt es nichts als ein ſchweres Joch, worunter der ſtärkere Theil den ſchwächern gezwungen hat.

Beyſpiel der Unbilligkeit, womit die Männer oft dabey verfahren ſind.

Will man ſich von der Unbilligkeit einen Begriff machen, womit gemeiniglich das männliche Geſchlecht, ſelbſt in jenem ungebildeten Zuſtande, den man für unverdorbner hält, ſeine phyſiſche Kraft gemißbraucht hat; ſo leſe man folgende Stelle aus Raynals Werke über die europäiſchen Beſitzungen in beiden Indien. 12tes Buch, 1ſter Abſchnitt:

„Die Unterdrückung, worin die Weiber in „der neuen Welt leben, iſt ohne Zweifel der „Hauptgrund der geringen Menſchenzahl, die „ſich auf dieſem Theile des Erdbodens befindet.

„Dieſe Tyranney iſt allgemein, aber an den „Ufern des Oronoko ärger als ſonſt irgendwo. „Auch findet man in dieſen Gegenden wenig „Einwohner, ſo freygebig ſonſt die Natur ge„gen ſie geweſen iſt. Die Mütter pflegen auch „die Mädchen, die ſie gebähren, öfters umzu„bringen, indem ſie ihnen den Nabel ganz kurz „abſchneiden, ſo daß die Kinder an einer Ver„blutung ſterben. Das Chriſtenthum ſelbſt „hat eine ſo abſcheuliche Gewohnheit nicht ab„ſchaffen können. Dieß bezeugt der Jeſuit Gu„milla. Er erfuhr einſtens, daß eine von ſei„nen Neubekehrtinnen eben einen ſolchen Mord „begangen hatte, und ging zu ihr, um ihr das „begangene Verbrechen in den kräftigſten Aus„drücken vorzuhalten. Dieſe Frau hörte dem „Miſſionär ganz ruhig zu. Als er ausgeredet „hatte, bat ſie um die Erlaubniß antworten zu „dürfen, und that es folgendermaßen:

„Wollte Gott, Pater! wollte Gott, meine „Mutter, als ſie mich zur Welt brachte, hätte „Liebe und Mitleid genug mit ihrem Kinde ge-

„habt, um mir alles zu ersparen, was ich aus-
„gestanden habe, und noch bis ans Ende meines
„Lebens werde ausstehen müssen. Wenn meine
„Mutter mich in der Geburt erstickt hätte, so
„wäre ich gestorben, aber ich hätte vom Tode
„nichts empfunden, und wäre dem allerunglück-
„lichsten Stande entgangen. Wie viel habe ich
„nicht gelitten, und wie viel bleibt mir noch zu
„leiden übrig!

„Stelle dir einmal vor, Pater! die Müh-
„seligkeiten, die einer Indianerinn unter diesem
„Mannsvolke bevorstehen. Sie begleiten uns
„aufs Feld mit ihrem Pfeil und Bogen,
„wir aber gehen dahin mit einem Kinde
„beladen, das wir im Korbe tragen, und mit
„einem andern an der Brust hängend. Sie
„gehen hin, schießen einen Vogel, oder fangen
„einen Fisch; wir aber graben das Land, und
„nachdem wir die ganze Arbeit des Bauens ge-
„than haben, müssen wir noch die ganze Arbeit
„des Aerntens verrichten. Sie kommen des
„Abends ohne die geringste Last zurück; wir

„bringen ihnen Wurzeln zu ihrer Nahrung, und „Mais zu ihrem Getränke. Nach ihrer Rück„kunft gehen sie, sich die Zeit zu vertreiben, zu „ihren Freunden; wir, wir müssen Holz und „Wasser holen, um das Abendessen zu kochen. „Haben sie gegessen, so legen sie sich schlafen; „und wir, wir müssen die Nacht über Mais „mahlen, und ihnen ihr Chika zubereiten. Und „was ist der Lohn für dieses unser Wachen? Sie „trinken den Chika, und wenn sie besoffen sind, „so schleppen sie uns bey den Haaren herum, „und treten uns mit Füßen.

„Ach, Pater! wollte Gott, meine Mutter „hätte mich in der Geburt erstickt! Du weißt „selbst, ob unsre Klagen gerecht sind oder nicht. „Was ich dir hier erzähle, das siehst du alle „Tage. Aber unser größtes Unglück kannst du „nicht einmal wissen. Es ist für eine arme „Frau traurig, ihren Mann wie eine Sklavinn „zu bedienen; am Tage im Felde unter beständigem Schweiß; und auch nicht einmal des „Nachts Ruhe zu haben. Aber es ist entsetzlich,

„wenn sie erlebt, daß er nach zwanzig Jahren „eine andere jüngere Frau nimmt, die keine „Vernunft hat. An die hängt er sich alsdenn. „Sie schlägt uns, sie schlägt unsre Kinder; sie „gebietet über uns, geht mit uns um, als mit „einer Magd, und bey dem geringsten Murren „ist der Mann da mit einem Prügel. — Ach, „Pater! wie verlangst du, daß wir diesen Zu„stand aushalten sollen? Was kann eine In„dianerinn wohl bessers thun, als ihr Kind ei„ner Knechtschaft entziehn, die tausendmal ärger „ist, als der Tod. Ich sage es noch einmal, „wollte Gott, Pater! meine Mutter hätte mich „lieb genug gehabt, um mich zu begraben, als „ich auf die Welt kam! Mein Herz würde nicht „so viel zu leiden, meine Augen nicht so viel zu „weinen haben!“

Nicht mit derselben Unbarmherzigkeit, allein mit ähnlicher Ungleichheit und Unbilligkeit ist das Ehebund unter den allermehrsten Nationen der Welt gestiftet worden. Es würde zu mühsam seyn, sie in diesem Punkte zu mustern, und

die Verschiedenheit der Gebräuche würde die ganze Untersuchung zu weitläuftig machen. Indessen müssen doch hier einige Hauptthatsätze erörtert werden, um mir den Weg zu jenen Grundsätzen und ihren Folgerungen zu bahnen, auf welche mich die Beobachtung derselben geleitet hat, und deren Auseinandersetzung und Anempfehlung die Absicht dieses Werks ausmacht.

Da, wo Vielweiberey herrscht, muß das Weib unglücklich seyn.

Erfahrung und Vernunftschlüsse beweisen es um die Wette, daß da, wo Vielweiberey herrscht, das Weib eine wahre Sklavinn ist; zwar bey den höhern Klassen eine unthätige, eine gepflegte, allein doch immer eine eingekerkerte und auf alle Art geplagte Sklavinn. Es fließt auch aus der Natur der Sache, daß die Weiber da, wo dieß Verhältniß statt findet, in einem sklavischen Zustande leben müssen. Denn wo ein Mann mehrere Weiber hat, ist er nothwendig der einzige Mittelpunkt aller ihrer Wünsche, Regungen und Gedanken, weil von ihm doch immer jede mögliche Versüßung ihres Zustandes, die Erfüllung eines jeden Verlangens abhängt. Nun

kann er nicht seine Wohlthaten, noch viel weniger seine Zuneigung unter alle gleich vertheilen. Also muß allemal auch nur bey zwey Weibern eine unglücklich seyn: eine muß alsdenn alle Stunden einen dreyfachen unausstehlichen Verdruß empfinden. Erstlich den, das nicht zu haben, was sie wünscht; zweytens den, zu sehen, daß eine andre alles mehr und besser hat; und endlich den quälendsten unter allen: nämlich die Empfindung der gekränkten Eitelkeit. Wer sich das recht vorstellt, der wird gestehn, daß das ein rechtes Höllenleben seyn muß; und daß folglich kein menschliches Wesen sich dasselbe gefallen lassen kann, außer wenn es mit dem schärfsten Zwange dazu gebeugt wird. Auch ist in allen solchen Ländern die Gewohnheit, daß nach der Einwilligung des Weibes, bey Schließung des Ehevertrags, dessen Bedingungen es doch alle erfüllen soll, gar nicht gefragt wird. Jede Frauensperson hat immer einen über ihr Schicksal gebietenden Mann, der alles anordnet, was ihre Eheverbindung betrifft. Sie muß dem ihre Arme öfnen, den er ihr zeigt.

Es iſts niemals ſo ſehr da, wo Einweiberey eingeführt iſt.

Minder unglücklich iſt jederzeit das Weib da, wo Einweiberey herrſcht. Gemeiniglich iſt ſie da ſo glücklich, als ſie ſeyn kann. Man begreift wohl, daß ich hier gänzlich im Allgemeinen rede, und jede individuelle Beſtimmung aus den Augen ſetze. Selbſt da, wo die Sinnlichkeit, und daraus entſpringende Veränderlichkeit der Männer, dieſe bewogen hat, ſich das Recht der Eheſcheidung vorzubehalten, iſt das Weib doch nicht ſo unglücklich; welches man daraus ſieht, daß unter allen ſolchen Völkern die Geſetze dabey auf eine ziemlich erträgliche Art für ihr Geſchlecht geſorgt haben.

Einweiberey war von jeher Sitte in Europa.

Bewunderungswürdig iſt es für den, der über ſolche Gegenſtände nachzudenken vermag, daß weder die Vielweiberey noch die Einweiberey unter dem ganzen Menſchengeſchlechte eingeführt iſt. Ohne mich hier darauf einzulaſſen, welchen Geſetzen des Klima's oder des Temperaments beide Einrichtungen unterworfen ſind, will ich nur bemerken, daß von jeher die Einweiberey in Europa eingeführt war. Woher dieß kömmt, mö-

gen andre bestimmen, die es besser wissen. Ich begnüge mich mit der Beobachtung des Thatsahes selbst, der ausgemacht wahr ist, und zu genug interessanten Bemerkungen Anlaß geben kann, ohne mit der immer ungewissen Erforschung der Ursache viel Zeit zu verderben.

Widerlegung des Buchs über die Weiber.

Der Verfasser des Buchs über die Weiber hat es als einen Grundsatz festgesetzt, daß sie unter uns nicht an ihrem Platze stehen, und er hat suchen durch eine kurze Darstellung des Zustandes dieses Geschlechts unter den Griechen, den Römern, und im Mittelalter, bis auf unsre Zeiten herab, diesen Satz theils zu beweisen, theils zu zeigen, wie sie auf jenen seiner Meynung nach unrechten Platz unter uns gekommen sind. Meine Absicht ist darzuthun, warum ich diesen Satz nicht für wahr halten kann. Ich muß ihm also in dieser Darstellung ein wenig folgen. Es wird aber nöthig seyn, diesen Satz selbst richtig zu erklären. Ich werde zugeben, daß die Weiber am unrechten Platze stehen, wenn sie einen solchen Stand in der Gesellschaft einneh-

men, vermöge welchem das ganze menschliche Geschlecht, der männliche Theil sowohl als der weibliche, unglücklicher ist, als er bey einer andern Behandlungsart des letztern seyn würde. Ich werde aber glauben das Gegentheil bewiesen zu haben, wenn ich darthue, daß ihr Stand unter uns das ganze menschliche Geschlecht glücklicher macht, als jeder andre bekannte, worin sie leben.

Was aus seinem übertriebenen Lobe der Griechen erhellt.

Durch nichts zeigt dieser Schriftsteller seine Gesinnung gegen das weibliche Geschlecht deutlicher, als durch das übertriebene Lob, das er hierin den Griechen giebt. Alles, was er von dieser Nation sagt, ist grundfalsch. Ich werde es ganz deutlich zeigen. Nur will ich es nicht hier thun, sondern in einem Anhange zu diesem Kapitel, damit es Leser, denen dergleichen antiquarische Untersuchungen gleichgültig sind, überschlagen können. Auch führen die Aussagen dieses Verfassers nothwendig auf Gegenstände, welche delikate, an die Laster der Griechen durch Lesung ihrer Schriften nicht gewöhnte Gemüther,

leicht beleidigen können. Derjenige Leser aber, den die Untersuchung interessirt, der wird sich wundern, wie man sich durch Leidenschaft verleiten lassen kann, so blind zu urtheilen, oder andre so blenden zu wollen. Hier begnüge ich mich, meinen Lesern zu zeigen, wie die Griechen ihre ehelichen Frauen hielten. Da sie jener Verfasser darin so preist, so geht ja wohl seine Meynung darauf hinaus, daß wir die unsrigen eben so halten sollten. Die Schilderung ist aus einem der größten Kenner griechischer Alterthümer genommen. S. Gillie's Geschichte von Griechenland. Zweyter Theil, Kap. 13.

Wie die Griechen das weibliche Geschlecht hielten.

„Das griechische Frauenzimmer war von „allem gesellschaftlichen Umgange ausgeschlossen, „zu dessen Zierde die Natur es geschaffen hatte; „und es ward sehr streng in den hintersten Zim„mern der Wohnung eingesperrt gehalten, wo es „sich nur mit den niedrigsten Verrichtungen des „Hauswesens beschäftigte. Man hielt es für „unanständig, wenn es aus dem Hause ging, „außer bey Gelegenheit irgend einer Prozession, „eines

„eines Leichenbegängnisses, oder einer religiösen „Feyerlichkeit. — Die unschuldigste Freyheit „ward als eine Verletzung der Sittsamkeit er„klärt, und wenn der gute Ruf einer Frauens„person den geringsten Fleck erhalten hatte, so „konnte dieser nie ausgewaschen werden. Wäre „eine so unvernünftige Strenge aus der unbilli„gen Eifersucht entsprungen, die bisweilen mit „heftiger Liebe verbunden, und in einem gewis„sen Maaße von zärtlicher Leidenschaft unzer„trennlich ist; so wäre das Schicksal der griechi„schen Frauen zwar nicht viel glücklicher, aber „doch lange nicht so schimpflich gewesen. Allein „den Griechen war jene Feinheit der Empfindun„gen ganz fremd, die in den Ritterzeiten, und „auch noch anjetzt in einigen europäischen Süd„ländern, die Weiber zum Gegenstande einer „argwöhnischen, jedoch ehrfurchtsvollen Leiden„schaft macht, und die Männer verleitet, der „Eitelkeit derselben auf Kosten ihrer Freyheit zu „fröhnen. Die griechischen Weiber lebten als „Mädchen und als Frauen unter gleichem

„Zwange. Man gab ſich in keinem Zeitpunkte „ihres Lebens die geringſte Mühe, ſie zu ange„nehmen Gliedern der Geſellſchaft zu bilden. „Ihre Erziehung ward gänzlich vernachläßigt, „oder wenigſtens auf ſo ſchlechte Gegenſtände „eingeſchränkt, daß ſie, anſtatt ihren Geiſt zu „erheben und zu veredeln, ihn kleiner und nie„driger machen mußten. — Man glaubte, ſie „wären nur fähig, das tägliche Werk der Haus„arbeit zu verrichten, als Hausverwalter ihrer „Männer zu handeln, und dieſe auf ſolche Art „von einer Menge kleiner Sorgen zu befreyen, „die ihrer Aufmerkſamkeit nicht werth, und ih„rer Würde nicht angemeſſen ſchienen. Da die „ganze Laſt ſolcher knechtiſchen Sorgen den Wei„bern übertragen waren, ſo ward auch ihre Be„handlung und ihr Unterricht dieſer niedern „Stufe gemäß eingerichtet, über welche ſie nie„mals hoffen durften ſich zu erheben. Man „litt nicht, daß irgend etwas ihr Gemüth von „ſolchen knechtiſchen Verrichtungen abwendig „machte, worin ſie ihr ganzes Leben zubringen

„ſollten: kein edler Gedanke ward ihrer Einbil-
„dungskraft jemals vorgehalten, der ſie hätte
„über jene niedrigen Künſte erheben können, auf
„die ſie ihre Kräfte verwenden ſollten: die ge-
„ringſte Gemeinſchaft mit Fremden ward für
„eine gefährliche Vergehung gehalten; und die
„geringſte Freundſchaft oder Verbindung außer
„den Mauern ihres Hauſes, für ein abſcheuliches
„Verbrechen; denn es hätte ſie verleiten kön-
„nen — das Hausgeräthe und die übrigen ih-
„rer Obhut übertragnen Dinge zu veruntreuen.
„Die Athenienſiſchen Geſetze beſtätigten ſogar
„dieſe unſelige Herabwürdigung des weiblichen
„Geſchlechts dadurch, daß ſie die Sicherheit des
„Eigenthums eines Mannes für wichtiger hiel-
„ten, als die Vertheidigung ſeiner Gattinn ge-
„gen einen Schimpf, oder die Beſchützung ihres
„Rufs vor Schande. ꝛc. ꝛc.“

Das wäre alſo wohl der Platz, auf dem das Weib nach dieſes Schriftſtellers Meynung in der menſchlichen Geſellſchaft ſtehn müßte? Wenn es wahr iſt, was er behauptet, daß in

dem Eigenthümlichen des Geschlechts fast nichts sey, was sie zur bürgerlichen Gesellschaft, zur Societät *) bestimmt, und vieles, was sie aufs Häusliche einschränkt; daß das Weib um des Mannes willen da sey; so folgt das von selbst. Und sein übertriebnes Lob der Griechen zeigt gar deutlich, daß das auch seine wahre Meynung ist. Armes Weib! Hier tritt ein Mann auf, der sich nicht scheut zu erklären, daß du der uns gegebne Helote der Natur bist, und daß wir dich so erziehen und so halten sollen, wie die Lacedämonier jene von ihnen unterjochte Menschen.

Die Römer haben d. Weiber zu jeder Zeit ganz anders behandelt.

Darin irrt nun dieser Schriftsteller ganz und gar, wenn er glaubt, daß die Römer zu irgend

*) Hier ist eine Doppelsinnigkeit, hinter welche sich vielleicht der Verf. zurückziehen könnte. Allein es wäre eitel Spiegelfechten. Denn bürgerliche Gesellschaft kann hier nunmöglich so viel als Verwaltung der Staatsangelegenheiten heißen, indem auch unter uns die Weiber nicht Hofräthe und Secretäre werden, und keinem Menschen einfallen kann, dagegen zu schreiben. Also müssen diese Worte hier so viel als gesellschaftlicher Umgang bedeuten.

einer Zeit ihre Weiber so hielten und behandelten, als die Griechen die ihrigen. Auch dieses werde ich hernach darthun. Allein im Ganzen kann es uns gleich seyn, wie diese Nationen ihre Weiber gehalten haben. Die Frage bleibt immer: ob wir heut zu Tage die unsrigen unrecht behandeln, und wie wir mit ihnen verfahren sollten?

Es lohnt sich nicht der Mühe, den bemeldten Schriftsteller in seiner kurzen Geschichtsklitterung zu verfolgen, wo er die Art angiebt, wie es mit den Weibern dahin gekommen ist, daß wir ihnen nach der jetzigen Weise begegnen. Sie ist zwar ganz irrig, und auf bloße Vorurtheile gegründet, die nichts desto weniger falsch sind, wenn man sie schon durchgängig für gegründet hält. Der Geist der Ritterzeiten würde nicht entstanden seyn, die Galanterie, die die Rittergesetze athmeten, würde nicht statt gefunden haben, wenn nicht die Völker, die das römische Reich vollends zu Trümmern schlugen, und die Welt in eine neue Barbarey versenkten, in ihrem

Es auch die Völker, die das römische Reich zerstörten.

uralten Zustande den Grundsatz einer billigen, anständigen und edlen Behandlung des weiblichen Geschlechts gehabt hätten. Sobald ihre Gewohnheiten dadurch zu Gesetzen wurden, daß sie die Schreibekunst lernten, und jene schriftlich abfaßten, so äußerte sich auch darin dieser Grundsatz, und die ältesten uns bekannten Gesetze dieser Völker tragen ganz unverkennbare Spuren davon.

Das Resultat der Thatsätze über diesen Punkt zeigt eine gedoppelte Art, das Eheband zu schließen.

Wenn man die einzelnen Züge, die uns die Geschichte und die Erdkunde über diesen Punkt liefert, zusammen nimmt, und in einem allgemeinen Bilde entwirft, so wird man meiner Meynung nach zwey Hauptcharaktere der Art finden, wie sich das männliche und weibliche Geschlecht auf diesem Planeten mit einander verbunden haben.

Die eine mit Unterjochung der Weiber, u. gemeiniglich dabey vergönnten Vielweiberey.

Der eine ist der, daß der Mann das Weib völlig unterjocht, von allen Rechten gegen ihn entblößt, und völlig als sein Eigenthum in seine Gewalt bekömmt. Er verspricht ihr weder Treue noch Liebe, sondern blos Unterhalt und Schutz,

wobey ſie doch vielfältig, ſo lange und ſo viel ſie kann, das Beſchwerlichſte zur Herbeyſchaffung des Unterhalts verrichten muß; je nachdem der Zuſtand der Civiliſation in der Geſellſchaft beſchaffen iſt, zu welcher beide gehören; oder auch nach Beſchaffenheit des Standes, den der Mann in ſeiner Geſellſchaft behauptet. Bey dieſer Art von Verbindung lebt die Frau in einem erträglichen Zuſtande, ſo lange ſie den Mann zu reizen weiß. Hört ſie aber auf ihm zu gefallen, oder, um richtiger zu reden, einen Eindruck auf ſeine Sinne zu machen, ſo iſt er ihr nichts weiter ſchuldig, als das obenbeſagte. Dabey haben ſich ſo gar die Männer bisweilen noch die Freyheit vorbehalten, die Weiber in jenem hülfloſen Zuſtande zurückzuſtoßen, dem ſie dadurch zu entfliehen hoffen, daß ſie ſich ihnen ergeben. Mit dieſer Art das Eheband zu ſchließen, iſt Vielweiberey, und bey denen, die die Mittel dazu haben, Einſperren der Weiber gemeiniglich verbunden. Wo aber die Umſtände der Geſellſchaft das nicht geſtatteten, da geht für ſie die fürchterlichſte Strafe

auf dem Ehebruch. Und um in dieser Einrichtung die gänzliche Unterjochung derselben zu zeigen, so findet dabey fast allezeit ein Kaufen der Braut von Seiten des Bräutigams statt, und ein Verkaufen derselben von Seiten des Vaters, oder des sonst über sie gebietenden Mannes. Dieß läßt sich meines Erachtens mit Recht keine Ehe nennen.

Die andre durch einen beiderseitig freyen Vertrag, und damit fast immer verbundene Einweiberey.

Der andre Hauptcharakter dieser Verbindung ist der, wo die Weiber in so fern frey sind, daß der Mann, der eine zu besitzen wünscht, sich um ihre Einwilligung bewerben muß; wo sie ohne diese Einwilligung nicht weggegeben werden kann, wo sie sich ihm also nur unter Vorbehaltung gewisser Gegenrechte ergiebt: Mit einem Worte, wo diese Verbindung ein Bund zwischen zwey vernünftigen Wesen ist, wovon das eine nur mehr physische Kräfte besitzt als das andre, und also für den Schutz, den es dem andern ertheilt, welcher mit Mühseligkeiten und Gefahren verbunden seyn kann, eine gewisse Ergebenheit in seinen Willen verlangt, und allerdings erhalten

muß. Mit dieser Art von Verbindung ist gemeiniglich Einweiberey, Versicherung wechselseitiger Treue, Bestand des Bundes bis in den Tod, wenn nicht besondre Umstände eintreten, verknüpft. Denn ohne diese Bedingungen würden schwerlich freye und vernünftige Wesen weiblichen Geschlechts dahin zu bewegen seyn, ihn zu schließen. Nur Noth und Zwang könnten sie dazu vermögen, und wenn dieser Zwang nicht in einer gewaltsamen Beraubung ihrer Freyheit bestünde, so würden sie, so lange sie noch Reize hätten, und Liebhaber hoffen könnten, diese Noth nicht empfinden, und immer auf einen warten, der ihnen beßre, und zwar die obbemeldeten Bedingungen anböte. Definirt man die Ehe einen Vertrag zwischen Mann und Frau, so verdient diese Art der Verbindung jener beiden Wesen allein diesen Namen.

Ich brauche wohl nicht erst anzumerken, daß alles in der Welt durch unendliche Schattirungen in einander fließt, und also vermischen sich auf eben die Art diese beyden Manieren, das

Beide Hauptarten fließen durch vielfältige Schattirungen die u. da in einander.

Ehebündniß zu schließen. So war bey den Griechen Einweiberey eingeführt, und das weibliche Geschlecht ward doch in der Sklaverey gehalten; andre solche Anomalien dieser beiden Hauptregeln zu geschweigen. Allein wenn schon die Fledermäuse ihre Jungen lebendig zur Welt bringen, und doch fliegen, so bleibe der große Unterschied der vierfüßigen Thiere und des Geflügels doch immer unangefochten.

Sonderbar scheint es indeß immer, daß die erstere Art der Verbindung des Mannes und des Weibes von undenklichen Zeiten her bey allen Nationen des Erdbodens eingeführt ist, und daß die andre nur in einem kleinen Winkel der Erde vom ersten Ursprunge des geselligen Lebens an geherrscht zu haben scheint.

Die Urbewohner Europens, die Welker celtischen Ursprungs haben durchgängig, und fast allein, die Ehe noch jetzo unter sich gestiftet.

Auf welche Art die Welt bevölkert worden ist, kann man philosophisch nicht entscheiden. Wir nennen diejenigen Völker, von denen uns nicht die geringste Ueberlieferung oder andre historische Spur zeiget, daß sie ursprünglich aus einem andern Welttheile nach Europa gekommen

sind, Celtische Völker. Diese celtischen Völker, und der kleine Fleck der Erde, den sie besessen haben, ist der eigenthümliche Sitz dieser Grundsätze bey der Eheverbindung. Es scheint dieses Menschengeschlecht allein und von jeher so billig gewesen zu seyn, daß es einen solchen schändlichen Mißbrauch der körperlichen Gewalt verabscheut hat. Bey ihm hat immer ein Mann nur eine Frau auf Zeitlebens besessen. Bey ihm sind immer die Weiber die Freundinnen und die Gefährtinnen der Männer gewesen. Bey ihm hat immer das weibliche Geschlecht, im ledigen sowohl als im ehelichen Stande, eine billige Freyheit genossen. Ich will nur zwey Hauptquellen zum Beweise anführen, die in jedermanns Händen sind. Die eine ist des Tacitus Beschreibung von Deutschland, die andre sind Ossians Gedichte. Beide Bücher haben zwar für den prüfenden Leser eine bedenkliche Seite, weshalb man sie nicht als Gewährleister einer jeden darin befindlichen Aussage aufstellen kann. Tacitus hat seine Schrift über Deutschland offenbar darum

geschrieben, um die Sittenlosigkeit, die zu seiner Zeit unter den vornehmen Römern herrschte, zu beschämen; daher sehr viel übertriebenes darin seyn mag. Indeß kann man unmöglich glauben, daß er die Sitten der Nation in einer solchen Hauptsache als die Ehe falsch vorgestellt hätte. Das Bild mag immer in einigen Nebenzügen etwas verschönert seyn; der Hauptzug des Gemäldes, die Einweiberey, die Freywilligkeit des Ehebundes, die Aufnahme des Weibes zur beständigen Freundinn und Gefährtinn des Mannes, bleibt unbezweifelt, und das ist das einzige, was uns hier angeht. Eine ähnliche Beschaffenheit hat es mit Ossians Gedichten. In der Form, wie sie aus Macphersons Händen gekommen sind, mögen sie immer mächt, und gewissermaßen sein Werk seyn. Macphersons Arbeit gründet sich doch auf wirklich existirende Gedichte, deren Ursprung zum Theil höher hinauf reicht, als die Einführung des Christenthums unter dieser Nation. Ja, und wenn auch manche jünger seyn sollten, so ist es bekannt, mit welcher Hart-

näckigkeit die Bergbewohner Schottlands ihre urſprünglichen Sitten bis in den ſpäteſten Zeiten beybehalten haben. Dieſer Grund macht auch die jüngſten Gedichte dieſer Nation für die Hauptzüge ihres Sittengemäldes beweiſend; und alſo ſchließe ich mit vollem Rechte, daß die darin unverkennbare Denkart deſſelben gegen das weibliche Geſchlecht aus ihren älteſten Zeiten abſtammt, und bey ihnen urſprünglich iſt.

Auf welche Art man darthun könne, ob eine allgemeine Volksſitte ſchädlich ſey oder nicht.

Wenn eine höchſt allgemeine Sitte bey einer Nation oder bey einem Menſchenſtamme herrſcht, und man tadelt ſie als verderblich, ſo muß man zeigen, daß ſie irgend eine ſehr böſe allgemeine Wirkung hervorgebracht habe: entweder die Zahl der Gebornen muß geringer, oder die Zahl der Sterbenden größer, oder große Verbrechen müſſen häufiger, Galgen, Rad, Schwert, kurz der Nachrichter mit allen ſeinen Gehülfen und Werkzeugen merklich thätiger ſeyn, als bey andern, die dieſe Sitte nicht haben. Zum wenigſten muß ein ſolcher Stamm einen ſichtbaren Mangel an Verſtandeskräften oder an ſolchen

Tugenden, die mit der Sitte in Verbindung stehen, äußern. Dieser Mangel muß durch allgemeine Thatsätze, durch solche, die es würdig sind, daß man sie in den Annalen der Welt einrücke, sichtbar seyn. Wenn von alle dem nichts statt findet, dann ist das Schelten auf diese Sitte weiter nichts, als böslaunige Deklamation eines Mißzufriedenen oder eines Hypochondristen. Wenn sich aber von allen diesem gerade das Gegentheil äußert, so zeigt sichs offenbar, daß jene allgemeine Sitte dem Stamme vielmehr vortheilhaft gewesen ist.

Nach diesen Grundsätzen anactetische Prüfung, ob die Art, wie wir die Weiber behandeln, schädlich ist oder nicht.

Zwar werde ich hernach suchen darzuthun, daß die Galanterie der Ritterzeiten, die Art, wie wir anjetzt das weibliche Geschlecht behandeln, weiter nichts ist, als die, nach Verhältniß des jedesmaligen Zustandes der Kultur sich äußernde Wirkung jenes obenbemerkten Grundsatzes der Verbindung beider Geschlechter. Ich will aber herzlich gern den Zustand der Weiber bey den alten celtischen Völkern, während der sogenannten Ritterzeiten, und gegenwärtig, als ganz ver

ſchiedene Dinge betrachten. Ich will mit dem Verfaſſer des Buchs über die Weiber in unſern jetzigen Gebräuchen hierüber den allgemeinen Einfluß Ludwigs des XIV. erblicken; kurz alles ſoll hierüber ſeyn, wie er ſich's denkt. Ja ich will ihm ſogar den Widerſpruch nicht vorhalten, daß er die Sitten der Weiber im Mittelalter, wo ſie eine viel größere Rolle als anjetzt ſpielten, lobt, und die Sitten der unſrigen tadelt. Aber nach aller dieſer Gefälligkeit gegen ſeine Meynungen, bitte ich ihn, mir zu zeigen, worin zu irgend einer Epoche die Völker, die den Weibern Freyheit und Selbſtſtändigkeit gelaſſen haben, ſchlechter geweſen wären als die andern.

Die Griechen, um es nur im Vorbeygehn zu ſagen, die die Weiber ſo ſehr nach dem Geſchmack jenes Schriftſtellers behandelten, wurden von den Römern unterjocht, und die Wahrheit zu ſagen, in jeder nützlichen Wiſſenſchaft übertroffen. Das römiſche Reich wurde von den Barbaren, bey denen die Weiber wenigſtens eben ſo viel, wie bey ihnen galten, zerſtört; und da

Die Völker, die die Weiber ſclaviſch behandelt haben, und von jeher von denen bezwungen werden, die ihnen eine gerechte Freyheit laſſen.

die ganze weite Welt von dem Religionsenthusiasmus der Araber überwältigt ward, der sonst fähig ist, den schwächsten Seelen die größte Stärke zu geben, so fanden sie an dem seine Weiber freyhaltenden und gehörig achtenden Europäer alten Stammes einen Fels, woran ihre ganze Macht scheiterte. Gerade nur die von anders denkenden Völkern bewohnten, oder mit ihnen stark untermischten Gegenden, fielen unter das Sarazenische Joch; einige, um darunter bis jetzt zu bleiben, andere, um durch ächte celtische Völker davon erlöset zu werden. Portugal, Spanien, Großgriechenland, das eigentlich sogenannte Griechenland, und die angränzenden Lande, die die Sitten des griechischen Kaiserthums angenommen hatten, erfuhren dieß Schicksal. Bis an die Gränze von Frankreich und von Deutschland sind Sarazenen und Türken gekommen, und nie weiter. Spanien und Portugal ward durch die nördlichen Bewohner dieser großen Halbinsel nach und nach von dem Sarazenischen Joche befreyt, nachdem das Heer der Fran-

Franzosen, unter Karl-Martel, ihre Macht gebrochen hatte. Normännische Ritter entrissen den Sarazenen Großgriechenland, jetzt Neapolis und Sizilien genannt, welches von Griechen abstammende Bewohner hatte. Wie die Türken in jeder gegen Deutschland gerichteten Unternehmung scheiterten, ist bekannt genug.

Der jetzige Europäer giebt an Kriegsmuth seinen Vorfahren nichts nach.

Kann man aber wohl sagen, daß der jetzige Europäer seinen Vorfahren an Kriegsruhme weiche? Hat er nicht festen Fuß in allen übrigen Welttheilen gefaßt, und steht auf dem Punkt, sie alle mit einander zu überwältigen. Ostindien ist in den Händen der Engländer, und die Russen, seitdem sie europäische Sitten angenommen haben, werden Asien bezwingen, sobald sie nur Europa in Ruhe lassen wollen. Afrika wird unter unsrer Bothmäßigkeit seyn, sobald wir es ernstlich unternehmen werden; und Amerika wird in dem gehörigen Zeitraume ganz von europäischen Abkömmlingen bewohnt seyn, die wahrscheinlicherweise Asien von der andern Seite bezwingen und erleuchten werden. Offenbar thut

in seinen Siegen blos der Europäer dem Europäer Einhalt, und wenn das Licht der Vernunft diesen Welttheil zu jenem Ueberfluß wird verholfen haben, den ihm seine Thatkraft sichert, so wird sich die allda überhäufte Menschenzahl gewiß über alle übrigen Welttheile verbreiten. Daß wir aber gar nicht ausgeartet sind, daß wir, trotz aller Verfeinerungen der Sitten, von unsrer Thatkraft nichts verloren haben, bezeugt, meyne ich, deutlich der siebenjährige Krieg, dessen gleichen an großen Thaten die ganze Welt, seit Menschengedenken bis im grauesten Alterthume, nicht aufweisen kann.

Warum bey dieser Frage der kriegerische Ruhm vorzüglich in Erwägung gezogen worden ist.

Sollte man mich fragen: warum ich lauter Kriegsthaten anführe? und ob ich diese etwa als das einzige Große unter den Menschen ansehe? So antworte ich: daß ich zwar nicht eine der jetzigen Philosophie so entgegengesetzte Meynung behaupten will; daß ich aber meyne, wenn die Art, wie wir mit dem Frauenzimmer umgehen, irgend eine böse Wirkung äußerte, so müßte es zu allererst die seyn, daß wir weichlich, furchtsam,

mit einem Worte, das würden, was man gewöhnlich weibisch nennt. Da ich aber hier durch Thatsachen darthue, daß wir das im geringsten nicht geworden sind, so glaube ich alles Gerede über den bösen Einfluß dieser Art des Umgangs gänzlich und auf einmal zu Schanden gemacht zu haben.

Vorzüge des gegenwärtigen Europäers in Ansehung des Verstandes, vor allen polygamischen und anmuthsprammatischen Völkern.

Wenn man uns Europäer aber von der Seite des Verstandes, der Einsichten und Kenntnisse betrachten will, so kann ich um so weniger etwas dagegen einwenden, da ich dreist einen jeden auffordern kann, eine einzige Nation zu nennen, die uns in allen diesen Punkten übertroffen hätte. Wie zeichnen wir uns nicht durch die einzige Schiffahrt, sowohl was Muth als was Kenntnisse betrifft, vor allen andern Völkern der Erde aus! Wie viel weiter als jedes andre Volk, in irgend einem der übrigen Welttheile, haben wir nicht alle nützlichen Zweige des menschlichen Wissens getrieben? Das ist zu offenbar, als daß ich mich nur einen Augenblick brauchte dabey aufzuhalten. Ich will daher auch nur einen ganz entscheiden-

den Zug erwähnen. Wir haben, so wie alle noch ungebildeten Völker des Erdbodens, unter der Last eines schweren und häßlichen Aberglaubens vergraben gelegen; denn der Vortheil der Priester desselben erforderte es, uns darin zu erhalten. Allein nie sind wir ganz und ohne Ausnahme darin versenkt gewesen. Ein kleines Häufchen hat immer den glimmenden Funken der Vernunft in trocknes Gras eingewickelt gehalten, damit es beym ersten günstigen Augenblick geschwenkt werden, und in helle Flamme ausbrechen könnte. Man betrachte dagegen die andern Welttheile. Hat sich wohl in ganz Asien jemand gegen Mahomeds Lehre aufgelehnt, und eine klügere oder bessere an die Stelle zu setzen, oder überhaupt die Vernunft zu bearbeiten gesucht? So etwas ist dem Asiaten nie eingefallen. Daher ist dort die Kraft des Aberglaubens weit stärker, und nur darum, weil dieselbe Hand den Zevter und das Rauchfaß hält, liefert die Geschichte desselben dort nicht so viel skandalöse Auftritte als bey uns. Indeß trieb uns doch noch

unſre Sinneskraft, während der Zeit, da unſer Aberglaube in ſeiner vollen Stärke ſtand, auf Dinge, die, uns ſelbſt unbewußt, einſtens Mittel werden ſollten, ihn über den Haufen zu werfen. Solche waren, die Erfindung des Schießpulvers, des Compaſſes, und vorzüglich der Druckerey. Um unſre Ueberlegenheit recht zu erkennen, betrachte man nur den Gebrauch, den wir, und den, den die Chineſer von dieſen ihnen eher als uns bekannten Erfindungen gemacht haben.

Ob die Sitten des gegenwärtigen Europäers verdorben ſind? Schwierigkeiten, die der Entſcheidung dieſer Frage entgegen ſtehen.

Der dritte Punkt, der hier betrachtet werden müßte, wären wohl die Sitten, das moraliſche Betragen. Das dürfte vermuthlich der Triumph der Anhänger des Buchs über die Weiber ſeyn. Iſt nicht unſer Sittenverderben allgemein anerkannt? Bezeugen es nicht Millionen von Stimmen in der Geſellſchaft, und tauſende von Schriftſtellern? So ausgemacht die Sache zu ſeyn ſcheint, ſo wage ich es doch zu behaupten, daß alle Declamationen über Sittenverderben in irgend einer Zeitperiode, ſo einmüthig ſie auch ſeyn mögen, gar nichts beweiſen,

wenn nicht allgemeine Thatſätze die Sache darthun. Hier ſind meine Gründe.

Der Menſch wünſcht durchaängig und zu jeder Zeit ſeines Lebens mehr Glückſeligkeit, als er beſitzt; und das mußte die Vorſehung ſo anordnen. Denn ſonſt würde er, der doch im allgemeinen nur durch eigenſüchtige Triebe geleitet wird, in Unthätigkeit verfallen. Gott mußte alſo, wenn die Welt nicht in Stillſtand gerathen ſollte, es ſo veranſtalten, daß niemand, (einige wenige Grübler ausgenommen) mit ſeinem Zuſtande zufrieden ſey. Sich ſelbſt hält jeder Menſch für ſehr vollkommen, daher ſucht niemand die Quellen ſeiner Mißzufriedenheit in ſich, ſondern immer in den Andern, und hält ſie deshalb alle für verdorben, weil ſie nicht ſo handeln, wie er es zu ſeinem Vortheil wünſcht. Dazu kömmt nun noch, daß der Menſch nur eine ſchöne genußreiche Periode des Lebens hat. Nach dem vierzigſten Jahre nehmen Kräfte, Geſundheit und Genußfähigkeit ab. Tritt er nun über dieſe Gränze, ſo ſcheint ihm, weil er immer die Urſa-

chen des Mißbehagens außer ſich ſucht, die Welt an Gutem abgenommen zu haben. Darum ſchreyen zu jeder Zeit alle Alten: die Welt ſey ſchlimmer geworden, und liege im Argen; ſie ſchildern den jungen Leuten, wie viel beſſer ſie ehemals war. Dieſe glauben es ihnen auf ihr Wort, und wenn ſie älter werden, ſo fühlen ſie es ſelbſt, ihrer Meynung nach, und die Sache wird ihnen ganz anſchauend wahr. Daher entſteht natürlicherweiſe ein immer wachſendes Geſchrey von Sittenverderben, das keinen Grund hat.

Gründe, warum dieſe Entſcheidung nothwendig zum Beſten des heutigen Europäers ausfallen muß.

Ich ſage es noch einmal, man zeige mir einen auffallenden Thatſatz, woraus erhelle, daß ſich die Welt in Anſehung der Sitten verſchlimmert habe. Muth und Thätigkeit ſind doch auch Tugenden, und wir haben geſehn, daß dieſe bey uns nicht die geringſte Verminderung gelitten haben. Wohlthätigkeit, Begierde nach vortheilhaften Einrichtungen vermehrt ſich vielmehr von Tage zu Tage, und es iſt für die Menſchheit kein nützliches Unternehmen, das nicht ſogleich Theil-

nehmer fände. Man ſchreyt gewaltig über Luxus, Hang zur Wolluſt, und daraus entſtehenden Ruin ſo vieler Familien. Allein man bedenke folgendes. Im mittlern Zeitalter waren die Gutsherrn die einzigen, die Vermögen beſaſſen. Ruinirten ſich dieſe nicht durch Kreuzzüge, durch ihre Fehden unter ſich, und hat dieſer Ruin nicht für ganz Europa, wegen der daraus erfolgten Befreyung des menſchlichen Geſchlechts, ſehr herrliche Folgen gehabt? Vor ſechzig Jahren noch ward alles, was man ſich erwarb, oder was man beſaß, im Trunke und Schwelgerey verſchwendet; anjetzt giebt man es für Möbeln, für Putz, für Leckereyen weg; welches iſt beſſer? Letzteres ganz offenbar. Selbſt in Anſehung der Wolluſt war gewiß die Welt ehemals ſo ſchlimm und ſchlimmer als anjetzt. Man bedenke nur mit welcher Wuth und Schnelligkeit ſich ihre ſchrecklichſte aus Amerika mitgebrachte Folge über ganz Europa verbreitete, ſo wird man erkennen, daß in dieſem Punkte keine zum Nachtheil der Menſchheit gereichende Veränderung hervorgebrache

worden ist. Mit einem Worte, da Europa sich nicht entvölkert, da die Zahl der Missethaten sich vielmehr vermindert als vermehrt, so ist alles, was man von Sittenverderben sagt, eine Schimäre. Daß wir aber viel reinere Sitten haben, als die Griechen, die jener Verfasser so hoch erhebt, kann man im Anhange lesen.

Es ist noch nicht Zeit zu zeigen, welchen Zusammenhang die Vorzüge des Europäers an Seelenkraft und am Verstande, mit der Art seines Verfahrens gegen das weibliche Geschlecht haben, das ist für einen andern Ort aufbewahrt; für jetzt sey es genug dargethan zu haben, daß nicht nur dieses Verfahren gar keine schädliche Wirkung an den Völkern, die ihr zugethan sind, geäußert hat; sondern daß diese Völker vielmehr immer an allem wahrhaftig Guten diejenigen, die hierin das entgegengesetzte System befolgten, übertroffen haben.

Daß diese Vorzüge des Europäers mit seiner Art, das weibliche Geschlecht zu behandeln, im genauesten Zusammenhange stehen, soll am Ende dieses Werks bewiesen werden.

Ich sehe indeß eine Einwendung voraus, die ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf, wenn mich Andersgesinnte nicht einer Entstellung

Mögliche Einwendung gegen das bisher gesagte.

der Meynungen meiner Gegner beschuldigen sollen. Nirgends, wird man sagen, verlangt der Verfasser des Buchs über die Weiber, daß das weibliche Geschlecht unterjocht werden, daß es nicht das Recht haben solle, selbst seine Einwilligung zur Eheverbindung, die es eingehn muß, zu geben. Er sagt nur, man schmeichle dem weiblichen Geschlechte zu sehr unter uns, und male es ihm und uns selbst zu wichtig. Das ist doch wohl zweyerley? Dieser Verfasser beweist auch seine Aeußerungen, indem er zeigt, wie das von den Ritterzeiten bis auf uns allmälig dahin gekommen ist.

Hierauf erwiedre ich, daß sein Irrthum gerade darin besteht, daß er das, was Folge von einer Grundursache ist, die in einer großen Allgemeinheit wirkt, für die Folge einzelner Begebenheiten ansieht, die immer nur sehr eingeschränkte Wirkungen haben können.

Daß die feinere bey uns gebräuchliche Verbindung des weiblichen Ge-

Jene feine, höfliche, schmeichelnde Begegnung des weiblichen Geschlechts, die unter uns gebräuchlich ist, will ich der Kürze halben hier Ga-

lanterie nennen; und da behaupte ich, nichts kann irriger seyn, als sie dem Einfluß Ludwigs des XIV. und der französischen Sitten beyzumessen. Daß sie unter uns aus den Ritterzeiten herstammt, ist eine bekannte Sache. Nun frage ich aber: Wie hätte in den barbarischsten Zeiten, deren die ganze Geschichte der Menschheit gedenkt, ein so vorzüglich achtungsvolles Betragen gegen das weibliche Geschlecht, als dasjenige, welches die Ritterzeiten auszeichnet, emporkommen können, wenn es nicht seinen Grund in einem gewissen Urverhältnisse, in einem Hauptumstande der Lage beider Geschlechter gehabt hätte? Hätte diese Menschenraße nicht schon lange vorher dem weiblichen Geschlechte mit Billigkeit, mit Liebe und Achtung begegnet, wo wäre der Manko-Kapak hergekommen, der ihnen gesagt hätte: „Unsre Sitten sind unerträglich wild und roh. Diesem Elende müssen wir suchen abzuhelfen. Dazu ist kein besser Mittel, als daß wir das weibliche Geschlecht, das wir bis jetzt verächtlich, gebieterisch behandelt, und es von

schlechts, die wir Chalantes rie nennen, eine andere als eines zufällige Ursache haben müsse.

uns entfernt unter dem Joche gehalten haben, in unsern Umgang ziehen; ihm mehr Freyheit geben, und nicht nur mit Liebe, sondern mit Achtung, ja sogar mit Ehrerbietung begegnen.“ Die heilige Kirche war es nicht, die das den damaligen rohen Menschen lehrte, denn diese verschmähte alle Galanterie, und wollte die Menschen allenfalls nur dadurch milder machen, daß sie sie in den Aberglauben stürzte. Die Sache verhält sich sichtbarlich auf folgende Weise.

Wo das weibliche Geschlecht unterjocht ist, findet keine Galanterie statt.

Wo die verheirathete Frau in der Sklaverey des Mannes lebt, da ist das ganze Geschlecht unterjocht. Die Unverheiratheten stehen so lange sie leben unter der Gewalt des Vaters, und nach ihm des ältern Bruders, oder des Oheims, oder überhaupt des nächsten männlichen Verwandten. Gelüstet einem Manne nach ihrem Besitze, so wird sie gar nicht gefragt, ob sie ihm denselben schenken will; sondern dieser geht zu ihrem Gebieter, schließt mit ihm seinen Handel, und das Mädchen wird ihm ausgeliefert. Die Gewohnheit, die einem auch am Ende die Hölle erträg-

lich machen würde, kann allein in einem ſolchen Zuſtande Verzweiflung verhüten. Indeſſen müſſen menſchliche Weſen dabey immer höchſt unglücklich ſeyn. Daher leſen wir auch, daß in Egypten die vornehmſten Türken ihre Töchter ſelten auf dieſe Art verheirathen. Dazu ſind ſie ihnen zu lieb. Sie geben ſie lieber an Sklaven, mit einer guten Ausſteuer, weil ſie dadurch einen Mann bekommen, der ſie nicht unglücklich machen, nie eine andere Frau neben ihnen, und ſelbſt nicht eine Beyſchläferinn ohne ihre Einwilligung nehmen darf, die doch jederzeit der vornehmern Frau weit untergeordnet bleibt. S. Meiners Abhandl. über die Brautpreiſe im 2ten Bande des hiſtoriſchen Magazins. S. 475. Ueberall, wo das weibliche Geſchlecht in dieſen Zuſtand verſetzt iſt, kann nicht einmal wahre Liebe, geſchweige denn Galanterie ſtatt finden.

Sobald aber die freye und eigne Einwilligung des Weibes als ein nothwendiges Erforderniß bey Schließung der Ehe angeſehn wird, ſo entſteht gleich eine ganz andre Ordnung der Dinge. Eine ganz andre Ordnung der Dinge findet da ſtatt, wo die freye Einwilligung des

Weibes zur Schliessung der Ehe nöthig ist.

Dadurch wird erstlich ein Umgang der beiden Geschlechter vor der Ehe nothwendig. Denn das Band soll zwischen freyen Menschen, es soll auf Zeitlebens zwischen einem Manne und einem Weibe geschlossen werden. Unter andern Bedingungen dürfte sich ein Mädchen sonst nicht leicht freywillig entschließen, sich einem Manne zu übergeben: daher sind auch diese überall festgesetzt worden, wo sich die Ehe auf freywillige Entschließung des Weibes gründet, und alles, was dagegen streitet, als Ehescheidung, Verstossung, ꝛc. ist sichtbarlich blos Ausnahme von der Regel.

Daraus allein erklärt die Galanterie ganz natürlich, nur nach jedesmaliger Landessitte modifizirt.

Der Umgang zwischen beiden Geschlechtern, den diese Bedingungen des Ehebundes voraussetzen und erfordern, ist zwar in jedem Lande, und unter den verschiedenen Klassen der Menschen desselben Landes verschieden, und bald freyer, bald eingeschränkter. Allein alles das sind blos Nebenbestimmungen. Er existirt immer, und er muß, vermöge dieser Bedingungen, so beschaffen seyn, daß er beiden Theilen eine genauere

Kunde von einander gewährt, als den bloßen Anblick. In diesem Umgange muß nun nothwendig der Liebhaber suchen, die freye Einwilligung der Geliebten zu erhalten; und was kann sonst für ein Mittel dazu ersonnen werden, als das: Sich höchst gefällig zu bezeigen, und zumal zu versprechen, daß er sie immer und allein lieben werde? Sobald aber dieses angenommen ist, steht das ganze Gebäude unsrer Galanterie, mit allen seinen Anhängseln felsenfeste da, nur daß es nach den jedesmaligen Umständen des Landes und der Zeit modifizirt ist. Die ganze lange Folge dieses einzigen Umstandes, daß des Weibes eigne freye Einwilligung zur Vollziehung der Ehe erfordert wird, ist im höchsten Grade simpel und natürlich, und es ist gar nicht nöthig, andre Ursachen davon zu suchen.

Wie sehr sich die Denkungsart unsrer Vorfahren durch die Betrachtung galant das weibliche Geschlecht im Mittelalter

Im Anfange werde ich dieß durch das Beyspiel der Römer und der Griechen darthun, indem ich zeigen werde, daß jene, nach ihrer Landessitte, eben so galant als wir gegen das Frauenzimmer waren; diese aber die Galanterie in einer

gelat: deſſen Ge- und weit höher hinaus reicht.

schändlichen Art von Liebe sehr gut kannten, wo allein freye Wahl von Seiten des geliebten Gegenstandes statt fand. Was aber unsre Verfahren anbetrift, so ist wohl kein stärkerer Beweis, weder für ihren Edelmuth, noch für ihren feinen moralischen Sinn, bey aller ihrer Unwissenheit und Wildheit, vorhanden, als eben die Achtung fürs weibliche Geschlecht, die bey den Rechtschafnen unter ihnen anfänglich Sitte war, und hernach Gesetz ward, als diese es nöthig fanden, einen Bund in dem Ritterstande gegen die anders Gesinnten zu schließen. Bey ihrem Verfahren lag das Gefühl zum Grunde: „Weiber sind vernünftige Wesen wie wir, und eben dadurch berechtigt, ihren eignen freyen Willen zu haben. Mit den stärkern Männern sind sie auf die Welt gesetzt, und jede muß, um leben zu können, sich in den Schutz eines derselben begeben. Sollten sie unter der Zahl derer, die sich dazu anbieten, nicht wählen können? Das wäre sehr hart. Sie sind durch unsre ewigen Fehden, welche ihnen oft ihren Beschützer entreißen, unglücklich genug,

Selb-

Sollten sie es dadurch noch mehr werden, daß sie, wie andre Besitzungen, ein Eigenthum wilder Sieger würden? Das ist aber nicht genug, daß wir uns enthalten sie zu drücken und zu kränken. Die Gränze ist leicht übertreten, wenn man sie zu enge setzt. Daher wollen wir ihnen nicht blos Recht wiederfahren lassen, sondern sie ehren, wie der Stärkere den Schwächern ehren muß, wenn er gewiß nie übermüthig gegen ihn handeln will. Es ist aber noch nicht genug, daß wir so handeln, sondern wir wollen nach Kräften anders Denkende zwingen, uns hierin nachzuahmen. Schande auf das Haupt desjenigen, der anders verfährt! Und wer diesen Bewegungsgrund nicht für hinreichend hält, um deshalb seine Pflichten zu erfüllen, den soll bey allen Gelegenheiten unser Arm dazu zwingen."

Diese Denkungsart herrschte gewissermaßen seit undenklichen Zeiten bey dem ächten europäischen Stamme; allein sie entwickelte sich völlig in dem Mittelalter, weil die Umstände der Zeit diese Aeußerung derselben nöthig machten. Lud-

Wir Deutschen haben hierin nicht blos die Franzosen nachgeahmt, sondern unserm eignen Triebe gefolgt.

wig der XIV. der, wie alle Könige, seine Gewalt erweiterte und mißbrauchte, dem es aber gewiß nicht an Gefühl des Edlen und Großen fehlte, erhielt sorgfältig diesen seinen und edlen Zug, womit die vielen Thorheiten unsrer Voreltern verwebt gewesen waren, welche ihn sogar zum Theil recht hatten entwickeln helfen. Es wäre schade, wenn deutsche Fürsten nicht eben so schön hätten denken können, als dieser Monarch; und wenn sie also nicht eben so geneigt gewesen wären, das edelmüthige Betragen der Ritterzeiten gegen das weibliche Geschlecht beyzubehalten. Thaten sie das, so verdienen sie Lob. Thaten sie es um ihn nachzuahmen, wie der von mir bestrittene Schriftsteller meynt, so handelten sie löblich auf eine tadelhafte Weise. Das könnte uns gleichgültig seyn. Indeß zeigt die Uebereinstimmung aller europäischen Nationen in diesem Punkte, auch derer, auf welche Ludwigs Beyspiel gewiß wenig wirkte, als die Engländer und die Holländer, daß sich hier andre Gründe als sein Beyspiel thätig gezeigt haben, um diese Sitte theils so lange vor-

diesem Könige in eben dem Theile von Europa einzuführen, theils eben da bis jetzt zu erhalten.

Falsche Aeusserungen über unser Verfahren gegen das andre Geschlecht sollen gerügt u. widerlegt, und dann erst gezeigt werden, welche Vortheile dadurch dem ganzen menschlichen Geschlechte zuwachsen sind.

Ich habe zwar gezeigt, daß durch unsre heut zu Tage übliche Behandlung des weiblichen Geschlechts kein einziger wesentlicher Nachtheil für uns entstanden ist, daß wir noch immer, und mehr als jemals, an Muth und Thätigkeit, an Verstand und Kenntnissen, und endlich an Tugenden, der erste Stamm in der Menschheit sind: Zwar versprach ich darzuthun, daß eben diese Behandlung des weiblichen Geschlechts an diesem allen einen großen Antheil hat. Allein noch habe ich es nicht bewiesen. Ich verschiebe es mit Fleiß, um erst zu untersuchen, ob wirklich diese Behandlungsart unvernünftig ist, wie jener Schriftsteller behauptet, und ob wir darin zu viel thun.

So drückt er sich hierüber an verschiednen Stellen seines Buchs aus. S. 6 gleich am Eingange sagt er: „Bey dem Theile des weiblichen „Geschlechts, auf dessen Erziehung einige „Sorgfalt gewendet wird, zweckt alles dahin ab,

„den Keim der Idee früh zu legen, daß die „Weiber der Mittelpunkt, wo nicht der einzige „Punkt sind, um den sich alles in der Welt dre„het.“ S. 23 heißt es: „Sie, die von Na„tur nicht dazu bestimmt sind, die erste Rolle zu „spielen, stehen bey uns in der Gesellschaft nicht „an ihrer rechten Stelle. Von der Natur war „ihnen eine andre untergeordnete Bestimmung „angewiesen.“ Endlich findet man folgende Stelle S. 29: „Die Natur gab uns Kraft zum „Widerstehen, dem Weibe Sanftheit zum Nach„geben. Ist dem Weibe darum mit Recht vor„zuwerfen, daß es nicht herrschen kann? War„um setzt ihr die Weiber dahin, wo sie nicht „hin gehören, und tadelt sie hernach, daß sie das „nicht sind, was sie nicht seyn können.“

Was an diesen und ähnlichen Aeußerungen, von denen das ganze Buch voll ist, wahr oder falsch sey, das soll der Gegenstand der folgenden Untersuchungen werden. Wenn ich erst gezeigt habe, daß sie übertrieben, falsch, zum wenigsten

anz verschroben sind; daß, wenn wir schon im Ganzen gegen das weibliche Geschlecht nach richtigen Grundsätzen verfahren, wir ihnen doch im Besondern gar zu oft ungerecht und übermüthig begegnen; dann wird es erst Zeit seyn, darzuthun, welche Vortheile fürs Ganze aus einem billigen und edelmüthigen Verfahren gegen dasselbe entspringen, und dann werden meine Gründe erst einigen Eindruck machen können.

Anhang
zum zweiten Hauptstück.

Ueber Weiber, Liebe, Galanterie und Sitten bey den Griechen und Römern.

Doppelter Zweck dieser Untersuchung.

Diese Untersuchung kann freylich wohl nicht jedem Leser gegenwärtiger Schrift angenehm seyn. Deshalb habe ich sie ausgehoben, und so angehängt, daß man sie ohne den geringsten Nachtheil des Ganzen überschlagen kann. Indeß dient sie doch zu dem doppelten Zwecke, erstlich zu zeigen, mit welchen Vorurtheilen der Schriftsteller schrieb, den ich zu widerlegen suche; dann verschiedne der schon vorgetragnen und noch folgenden Behauptungen zu beweisen, und dieß hat mich bewogen, sie nicht ganz wegzulassen.

Sonderbare Sätze aus dem Buche üb. die Weiber.

Die erste sonderbare Aussage jenes Schriftstellers die Griechen betreffend findet man S. 29 ff. und sie lautet also; „Männer liebten Männer. Sokrates empfand die größte Liebe für den

„Alcibiades; aber hat wohl Einer, ſeitdem man
„den Heiden Tugenden verſtattet, wirklich glau-
„ben können, daß mit dieſer Liebe, die zu den
„edelſten, ſchönſten Handlungen trieb, ein ſträf-
„licher Umgang verbunden war? In neuern Zei-
„ten hat man zwar viel gegen die Geſellſchaft
„der Liebenden und Geliebten bey den Thebanern
„geſagt; wie anders urtheilte aber Philipp von
„Macedonien von ihnen, ſeinen ärgſten Feinden!
„Er, den der Vorwurf nicht treffen kann, daß
„eine ſchöne Seele nur gutes denkt. Er, der
„am leichteſten den Gräuel glauben mußte, den
„er ſelbſt beging. Als er ſie alle nach der
„Schlacht bey Chäronea, die der Freyheit Grie-
„chenlands ein Ende machte, alle mit Wunden
„in der Bruſt, in ihrem Blute erſchlagen, auf
„der Wahlſtatt fand, mußte nicht Philipp ſelbſt
„in dieſe Worte ausbrechen: Warlich, nur eine
„ſchändliche Seele kann glauben, daß unter die-
„ſen ſchändliche Sitten herrſchten! — Zu welchen
„Anſtrengungen der Seele führen nicht dieſe Lei-
„denſchaften von Männern zu Männern!“

Gillie's und Barthelemy haben diese wichtige Materie in ihren Werken über Griechenland nicht berührt.

Man weiß wahrlich nicht, wenn man so etwas lieſt, was man dazu ſagen ſoll. Weiß es jemand nicht beſſer, ſo ſollte er billig gar nichts davon erwähnen. Schreibt er aber ſo gegen beſſer Wiſſen und Gewiſſen, ſo muß er nicht auf den Titel eines Schriftſtellers, ſondern auf den eines Sophiſten Anſpruch machen. Ich habe vor langen Zeiten eine wahre und unparteyiſche Geſchichte der ſchändlichſten aller Verirrungen unſers Geſchlechts unter den Griechen, von der jener Schriftſteller hier redet, ſchreiben wollen, und viel dazu geſammelt. Allein die Infamie des Gegenſtandes hat mich bewogen, dieſes Vorhaben aufzugeben. Ich kann mich indeß nicht genugſam verwundern, daß weder Gillies noch Barthelemy in ihren Werken über Griechenland dieſe Materie erörtern, die doch nothwendig dazu gehört; denn ſie iſt ein eigner beſondrer und charakteriſtiſcher Zug dieſes Volks, den man nicht in einem eignen von demſelben handelnden Werke übergehen darf, wenn er einen ſchon anekelt. Dem ſey wie ihm wolle, ſo bleibt folgendes über

dieſen Punkt ausgemachte Wahrheit, und dieß bezeugt ſchon hinlänglich ihr bloßes Stillſchweigen.

Beſtrer Zuſtand der Weiber in Griechenland in ältern Zeiten. Unbekannte Epoche, u. Urſache der nachmaligen Sittenveränderung.

In den ältern Zeiten, die wir ſehr genau aus dem Homer kennen, haben die Griechen das weibliche Geſchlecht ganz anders behandelt als nachher. In dieſen Zeiten findet man auch von der Männerliebe, die uns der Verfaſſer des Buchs über die Weiber, als ſo etwas herrliches anpreiſt, nicht die geringſte Spur. Wenn ſie angefangen haben, das weibliche Geſchlecht ſo tyranniſch zu behandeln, als man es oben geſehn hat, kann man ſo wenig mit Gewißheit beſtimmen, als wenn ſie jenes Laſter mit ſo ſchändlicher Frechheit zur faſt öffentlichen Sitte angenommen haben. Eben ſo wenig kann man recht ſagen, wodurch jene Behandlung der Weiber Nationalgebrauch ward. Dieß Laſter aber iſt von ihrer Unterjochung faſt unzertrennlich, und beide haben von jeher in Aſien ihren eigenthümlichen Wohnſitz gehabt. Daher würde man gar nicht zu zweifeln brauchen, daß Vermiſchung mit aſiatiſchem

Geblüte die Griechen mit den verderbten Sitten dieſes Welttheils angeſteckt habe. Allein es bleibt dabey immer ſonderbar, daß ſie nicht zugleich die dort eben ſo übliche Vielweiberey annahmen, oder daß die Erhaltung der ehemaligen Einweiberey nicht fähig war, ſie abzuhalten in Irrthümer zu verfallen, die ſich ſonſt nicht damit zu geſellen pflegen. Es ſey genug zu wiſſen, daß zwiſchen den heroiſchen und den hiſtoriſchen Zeiten in Griechenland eine Lücke ſtatt findet, die man nur ſehr unvollkommen ausfüllt, und in welcher dieſe große Sittenwandlung urſprünglich ſtatt gefunden haben muß. Es kann uns auch wirklich ihr eigentlicher Urſprung ziemlich gleichgültig ſeyn, wenn wir nur ihre wahre Beſchaffenheit ſamt ihren Folgen kennen: und dieſe ſchildert jener Schriftſteller ganz falſch.

Die Männerliebe gründete ſich auf ſchändliche Wollüſte bey den Griechen.

Gleich ſein erſtes Wort darüber iſt ein Irrthum. Männer in Griechenland liebten nicht Männer. Sie liebten Jünglinge. Das macht einen gewaltigen Unterſchied, und zeigt allein deutlich die Natur dieſer Verbindung. Wenn

Männer in der Reife der Jahre Knaben von funfzehn bis achtzehn Jahren nachlaufen, und sich von ihnen am Narrenseile herumleiten lassen, so weiß jeder, der die Welt kennt, Ihr wohl, was das zu bedeuten hat, und die Sache braucht weiter keine Erläuterung. Man würde sehr wunderlich urtheilen, wenn man das für bloße Freundschaft hielte. Freundschaft findet blos unter Menschen von gleichem Alter statt. Auch zeigt der Unterschied des Ausdrucks, den die Griechen für diese Art von Verbindung gebrauchten, daß es gar keine Freundschaft war. Denn für diese hatten sie ein ganz ander Wort. Wer griechisch versteht, wird wissen, daß das für jene Männerliebe übliche Wort den Begriff von sinnlicher Begierde immer in sich faßte. Man kann auch dreist behaupten, daß Sokrates in seinem Umgange mit dem Alcibiades darin nicht die geringste Ausnahme mache. Es ist wirklich sehr sonderbar, wenn man bemerkt, was für Meynungen von den Alten gänge und gäbe sind, die sich hernach ganz anders befinden, wenn man die

Quellen unterſucht. Man denkt gemeiniglich, die Liebe des Sokrates zum Alcibiades habe ſo wie eine Herzensfreundſchaft ein ganzes Leben hindurch gedauert, nur daß der eine älter geweſen ſey, als der andere. Denn man kennt die ganze Sache blos aus denen, die ſie aus Plato's Geſprächen, einer ſehr unächten Quelle, genommen haben. Allein Sokrates hat mehrere Jünglinge ſo geliebt, unter andern den Erzböſewicht, den Kritias, der ſein Vaterland an die Lacedämonier verrathen half. Deswegen bleibt Sokrates immer der ſchätzbare Weltweiſe, der groſſe und ſtandhafte Lehrer ſeines Zeitalters, den man ehren muß. Denn man darf nicht unſre Begriffe von Laſter und Schandthaten auf die damaligen Sitten anwenden. Auch das muß man nicht als einen Widerſpruch dieſes Satzes anſehn, daß ſich Plato viel Mühe giebt, ſeinen Lehrer von dem Verdachte einer ſinnlichen Liebe gegen den Alcibiades rein zu waſchen. Man muß ſich die ganze Sache ſo vorſtellen. Eben daraus, daß Plato den Alcibiades erzählen läßt, er habe ein-

mal eine ganze Nacht mit ihm zugebracht, und sey ganz unberührt von ihm gegangen, läßt sich die Sitte der Griechen gleich sehn. Was würde bey uns ein gesetzter und vernünftiger Mann sagen; wenn man dieß von ihm als etwas außerordentliches erzählte? Er würde es für eine schändliche Beleidigung ansehen. Nicht so aber, wenn die Rede von einem reizenden Frauenzimmer wäre; dann würde es für ein wahres Beyspiel von Enthaltsamkeit gelten. Indeß, so gewöhnlich es auch bey den Griechen war, daß ein Jüngling nicht unberührt aus den Händen eines Mannes kam, so wenig es für schändlich gehalten wurde, wenn das auch nicht geschehn war; so galt es doch immer für eine Schwachheit. Wollte man nun jemanden als höchst vollkommen schildern, so mußte er auch diese Schwachheit nicht gehabt haben. So dachte besonders Plato, der noch mehr wie andre Griechen von ägyptischen Begriffen über das Verächtliche des Sinnlichen angesteckt war. Also vertheidigten er und auch andre Schüler des Sokrates ihren Lehrer

über diesen Punkt, so wie wir heut zu Tage einen Mann, dem wir eine hohe Vollkommenheit des moralischen Charakters beylegen wollten, gegen den Verdacht, mit Frauensleuten einen sinnlichen Umgang gehabt zu haben, vertheidigen würden, welches auch in der That noch täglich geschieht. Denn wie wir diesen betrachten, so und nicht anders sahen die Griechen einen gleichen Umgang zwischen Mann und Jüngling an. Recht sehr seltsam muß es einem doch scheinen, wenn man sieht, wie besagter deutsche Schriftsteller den Sokrates, S. 33 in der Note, nebst allen übrigen für schöne männliche Formen reizbaren Griechen durch Winkelmanns Beyspiel rechtfertigen will. Ist es Satyre oder gänzliche Unkunde der Welt?

Philipps Zeugniß dagegen beweist nichts.

Seine Leichtgläubigkeit geht auch viel zu weit, wenn er das geringste auf Philipps Zeugniß, betreffend die heilige Legion der Thebaner, bauet. Wenn schon etwas in einem alten Schriftsteller steht, so ist es deshalb noch nicht ausgemacht wahr; man muß jede Aussage mit Prüfung und

Beurtheilung lesen. Die Thaten der Personen in der alten Geschichte sind schon ungewiß genug, wie viel mehr ihre Reden. Sehen wir nicht, wie viel Anekdoten von Friedrich dem Zweiten herumgehen, woran dieser König nicht gedacht hat? Also mag auch vieles fälschlich den großen Männern des Alterthums, zu denen Philipp gewiß gehört, in den Mund gelegt worden sein. Allein was hier entscheidet, ist der Zeuge. Plutarch war ein Böotier; dieser wollte seine Landsleute wegen eines schändlichen Vorwurfs, der ihnen oft gemacht worden war, rechtfertigen, und erfand entweder selbst die Anekdote, oder fand sie unter seinen Landsleuten schon im Gange, wo sie aus eben dem Grunde ein Andrer schon erfunden hatte. Denn mir deucht, man sieht der Anekdote das Falsche gleich an. Unmöglich konnte Philipp das schändlich nennen, was er selbst that. Die Menschen nennen so etwas eine kleine Schwachheit, zumal wenn sie Könige sind. Ja der Ausdruck ist gar nicht aus dem Zeitalter Philipps, wo aus der ganzen Sache wenig oder

nichts gemacht wurde, und es läßt sich also gar nicht annehmen, daß er sich etwa aus Heucheley so darüber erklärt hätte. Darin aber liegt eine Hauptbemerkung über diesen Punkt. Die Römer verabscheuten dieses Laster; da sie nach Griechenland kamen, und es da so offenbar im Schwange fanden, so bezeugten sie den Griechen deshalb ihren Abscheu und ihre Verachtung, und lehrten sie sich dessen zu schämen. Darum nennt Plutarch, oder wer sonst der Erfinder dieser Anekdote seyn mag, das schändlich, was Philipp unmöglich so nennen konnte. Dazu kömmt nun noch, daß Plutarch ein Platoniker war, und daß diese das Sinnliche nach orientalischer Art sehr verachteten. Ueberdem ist er immer sehr eifrig zu zeigen, daß die Römer in keinem Stücke einen Vorzug vor den Griechen haben. Wenn man dieß alles bedenkt, so sieht man offenbar, daß diese Anekdote falsch ist, die Plutarch ohnehin als ein bloßes Gerüchte vorträgt. Wenn aber auch Philipp so gesprochen hätte, so würde ich doch viel eher glauben, daß er dieses mal

ganz gegen alle Vernunft, oder absichtlich eine Unwahrheit gesprochen habe; als daß Soldaten, die eine so besondre Liebe für einander empfanden, wie sie uns die griechischen Schriftsteller schildern, im Felde und in Quartieren ohne Weiber mit einander gelebt hätten, und daß diese Liebe auf nichts anders als auf Seelenempfindungen gegangen sey: da es im Gegentheil sehr wahrscheinlich ist, daß die häufigen Feldzüge der Griechen, wo sie des Umgangs der Weiber entbehren mußten, Anlaß gab, daß dieß schändliche Laster unter dieser Form Nationalsitte ward.

Courtisanen der Griechen.

Da indeß die Natur den Menschen so gebildet hat, daß sie sich unmöglich alle diesem Gräuel ergeben können, so fanden sich bey den Griechen auch noch immer Mannspersonen, die ihren Anordnungen getreu blieben. Die schlechte Art, wie die ehelichen Weiber erzogen und gehalten wurden, gab Anlaß zur Entstehung einer Gattung von Weibspersonen, denen man in neuern Zeiten den Namen Courtisanen beygelegt hat. Ueber diese drückt sich der Verfasser des Buchs

über die Weiber S. 26 ff. folgendermaßen aus:
„Die Weiber konnten wohl geraden Sinn, schlich-
„te Vernunft besitzen, aber mit geistreichen und
„witzigen Gesprächen ihre Männer zu unterhal-
„ten, dazu waren sie nicht geschickt. Hiezu bo-
„ten die Sitten ein andres Mittel an die Hand.
„Zur Ergötzung waren die Courtisanen. Die
„Kunst zu gefallen trieben sie ohne Zweifel aufs
„höchste. Sie war ihr Beruf und Erwerb.
„Oft mochten freylich die Besuche der Athenien-
„ser bey den Courtisanen so weit gehen, als Be-
„suche bey Courtisanen gehen können, und
„dieses war nach ihren Ideen nichts unerlaub-
„tes. Allein auch oft mochte man sich mit dem
„bloßen Umgange begnügen, da selbst Sokrates
„gestand, daß er die Kunst zu lieben von der Dio-
„tima erlernt habe. Eine gute Folge hatte diese
„Einrichtung noch. Bey dem größten Sitten-
„verderbniß, bey dem Untergange aller bürger-
„lichen Tugend, waren die Ehebetten unbefleckt.
„Durch die sie mehr reizenden Courtisanen wur-
„den die jungen Wollüstlinge abgehalten, die

„Weiber und Töchter der Bürger zu verführen. „Dieſe blieben ein unberührtes Heiligthum.“ Wie kann man doch ſo etwas, das zugleich gegen Moral und Vernunft verſtößt, ſchreiben? Was? die Griechen ſperren ihre Weiber ein, erziehen ſie in der größten Unwiſſenheit und Eingezogenheit, und dann müſſen ſie doch noch Courtiſanen haben, um die Ehebetten unbefleckt zu erhalten! Und das iſt die Nation, die uns in allem, beſonders aber in ihrer Art, die Weiber zu halten, zum Muſter angeprieſen wird? Es wäre ein bloßer Zeitverderb, das Widerſinnige aller dieſer Vorſtellungen zu zeigen, das jedem Leſer von ſelbſt in die Augen fallen muß.

Die Sitten der Römer waren in dieſem Punkte ganz anders beſchaffen. Schon in den erſten bekannten Zeiten der Republik wurden die Weiber bey ihnen ganz anders gehalten, als bey den Griechen. Immer waren ſie frey; die Freundinnen und Gefährtinnen ihrer Männer, mit denen ſie lebten, und nie wurden ſie, ſo wie bey den Griechen, in einem ganz abgeſonderten

Die Sitten der Röm. waren ganz verſchieden. Die Weiber waren bey ihnen von jeher frey.

Zimmer des Hauſes eingeſperrt. Sie konnten mit Männern, ſowohl im ledigen als im ehelichen Stande einen anſtändigen Umgang haben. Sie erſchienen öffentlich, und ſogar in den Schauſpielen. Kurz ſie lebten ſo wie bey uns. Ganz ohne Grund iſt das, was jener Schriftſteller S. 57 ſagt: Daß ſich in Rom die Lage der Weiber mit ſchnellen Schritten geändert habe; und daß ſie aufgehört hätten, abgeſondert zu leben. Man weiß zwar nicht recht, wie es ſich mit der Lebensart in den Zeiten der Armuth Roms verhielt. Allein im Ganzen kann man ſich doch die Sache nicht anders als ſo vorſtellen. In einem kleinen armen Städtchen iſt freylich nicht ſo viel Geſelligkeit, als in der großen und reichen Hauptſtadt einer ganzen Welt. Alſo mochten wohl zu Rom, da es noch mit den Vejentern Krieg führte, die Familien mehr unter ſich leben, und die Weiber weniger Geſellſchaften halten, als zu Cicero's Zeiten, da die Frau eines Prätors, wie Milo, ſich eine Kapelle von Tonkünſtlern hielt, die ſie mit auf Reiſen nahm. Es iſt der Natur der Dinge

zuwider, daß reiche Leute so leben sollten, wie Arme. Eine kaiserliche Geheimerathsfrau in Wien führt eine andere Lebensart, als die Frau eines Senators in Bopfingen. Beide haben indeß als Weiber einerley Rechte, und stehen auf demselben Fuß in Deutschland. Es ist aber der Abstand zwischen einer Frau aus den ersten Familien in Rom im siebenten und einer im dritten Jahrhundert nach Erbauung der Stadt gewiß größer gewesen, als zwischen einer Senatorsfrau in Bopfingen und selbst einer Reichsfürstinn. Es veränderte sich also auch nicht eigentlich die Lage der Weiber in Rom, sondern es erweiterte sich nur der Zirkel, worin sie sich bewegten. Reichthum hat überhaupt in keinem Lande den Zustand der Weiber geändert. Als die Athenienser auf den höchsten Punkt ihres Flors gestiegen waren, blieben die Weiber in eben der knechtischen Verfassung als zuvor. Oder waren etwa zu den Zeiten, da der Groß-Mogul auf einem goldnen, mit Edelgesteinen besetzten ungeheuern Pfauen thronte, seine Weiber freyer, genossen

ſie mehr Vorrechte, als zur Zeit da Dſchingiskan noch in den Steppen der Tartarey herumirrte? Nicht Reichthum, nicht Wohlleben verändert den Zuſtand der Weiber; das thut allein der Charakter der Männer, und dieſer war bey den Römern immer ganz anders geweſen, als bey den Griechen.

Sie verabſcheuten das Laſter der Männerliebe.

Das ſchändliche Laſter, welches der beſtrittne Schriftſteller ſo ſonderbar beſchönigt, war den Römern ein Gräuel und ein Abſcheu. Freundſchaft kannten ſie ſehr wohl, und die war ihnen heilig, wurde aber immer unter Menſchen von gleichen Jahren geſchloſſen. Unglücklicherweiſe brachten ihnen die Griechen dieß ſchändliche Sittenverderben zugleich mit den Wiſſenſchaften bey, und hernach wurde es unter ihnen ziemlich Mode, ſo daß leichtſinnige Dichter, wie Horaz zum Beyſpiel, ohne Rückhalt davon als von einer Kleinigkeit ſprechen. Es ſind auch die Spuren dieſes ihnen beygebrachten Verderbens in dem jetzigen Italien noch ſichtbarer, als in irgend einem andern Lande von dem geſitteten Europa.

Wenn man nun die beiden Nationen betrachtet, so kann man nicht läugnen, ohne sich von Vorurtheilen ganz blenden zu lassen, daß die Römer himmelweit über die Griechen erhoben sind.

Vorzüge der Römer vor den Griechen in Ansehung des Muths u. der Sitten. Wahre Ursachen der Zerstörung der Republik.

Die Griechen haben nur eine sehr kurze Epoche, wo sie in der Geschichte eine große Rolle spielen; nämlich von der Schlacht bey Marathon bis zur Schlacht bey Chäronea; das beträgt ohngefähr anderthalb Jahrhundert. Diese Männer, deren Liebe zu Männern sie zu so großen Thaten soll angefeuert haben, wurden zu Chäronea durch die Söldner des Königs von Macedonien so aufs Haupt geschlagen, daß von der Zeit an ihr Land eine von seinen Provinzen ward. Die Römer, die Bürger und Bewohner einer einzigen Stadt, gelangten dagegen nach und nach dahin, beynahe die ganze bekannte Welt zu bezwingen. Sechshundert Jahre lang, nämlich vom ersten Punischen Kriege an bis auf Constantin den Großen, blieben sie die ersten Menschen der Erde. Wenn man ihre Geschichte nur ein we-

nig mit Ueberlegung betrachtet, so muß man einsehn, wie sehr schief darüber räsonnirt worden ist. Man hat den Untergang der Republik dem Sittenverderben zugeschrieben, und ich weiß nicht was alles für Folgerungen darauf gebaut. Dieß alles, und selbst Montesquieus Buch ist ein weitläuftiges aber ganz unnützes Geschwätz über diesen Punkt. Das Räthsel ist mit wenig Worten auf folgende Art zu erklären. Eine Stadt, in welcher, (Gott allein weiß es durch welche Fügung,) die größte Kraft des Verstandes und des Gemüths zusammen gepreßt war, die je auf dem Erdboden existirt hat, macht so weise Einrichtungen des Kriegs und des Friedens, daß sie alle Nationen bezwingt, mit denen sie Krieg führt. Zwar sind diese Einrichtungen blos auf die Sphäre einer Stadt berechnet; denn wie können Menschen anders als für das anordnen, was da ist? Indeß weiß die große Weisheit und Seelenfestigkeit der Bewohner dieser Stadt es zu bewerkstelligen, daß das Staatsgebäude eines so kleinen Bezirks bey jeder Erweiterung ihres Gebiets

immer noch ausdauert. Endlich aber wird das Gebäude zu ungeheuer für das kleine Fundament, und es ſtürzt ein. Die auf eine Stadt gemachten Geſetze können keine Welt regieren. Eine Welt will auch nicht mehr das Joch einer Stadt leiden. Daher kam der Lateiniſche Krieg, den zwar der Muth der Römer glücklich für ſie endigte, durch welchen ſie aber ganz Italien das römiſche Bürgerrecht ertheilen mußten. Als dieß geſchehen war, konnte die Republik nicht mehr beſtehen. Indeß fuhr der Herr von Italien noch dreyhundert Jahre lang fort, die bekannte Welt zu regieren. Es iſt auch gar nicht erwieſen, daß das Sittenverderben in Rom zu Cäſars Zeiten ärger geweſen wäre, als zur Zeit der Gracchen. Denn wer kann ſagen, ob in jener Epoche dort, nach Verhältniß der Menſchenzahl, mehr böſe Menſchen lebten, als in dieſer? Manche böſe Menſchen waren aber ſehr mächtig; die auf den Staat nicht mehr paſſende Regierungsform konnte ihnen nicht mehr Einhalt thun, und ihre Bosheiten fielen mehr in die

Augen. Zudem wissen wir auch mehr von diesem Zeitpunkt, als von jedem andern. Das sind die Ursachen der allgemeinen Meynung vom damaligen Sittenverderben in Rom.

Vorzüge der Griechen in Anlehnung der Einsichten u. nützlicher Kenntnisse.

Ist man so in schöne Künste, in Litteratur, in Witz vergafft, daß man ihre Produkte für das höchste in der Welt ansieht, so wird man freylich die Griechen den Römern vorziehen. Allein wenn von wahrer menschlicher Klugheit die Rede ist, so wurden gewiß jene darin von diesen sehr weit übertroffen. In der Kriegskunst waren die Römer den Griechen weit überlegen, so sehr sich auch diese darauf legten. Die Römer hatten nicht nur eine viel vollkommnere Taktik erfunden, sondern sie veränderten und verbesserten sie immer von Zeit zu Zeit, wie es die Umstände erfoderten. Ihre Staatskunst war unendlich über die griechische erhaben. Sie bildeten eine Verfassung, die sie in Stand setzte, Italien, Afrika, Griechenland, Klein-Asien und Frankreich zu besiegen, und die nicht anders als unter der Last ihrer eignen Vortheile erlag.

Univ. Bibl. München

Die Athenienſer hingegen, ſobald ſie den Fuß aus Griechenland ſetzen wollten, waren ſie verloren. Die römiſchen Statthalter mißbrauchten freylich hie und da ihre Macht; aber wenn ein Verres Sicilien ausplünderte, ſo beglückte ein Cicero Cilicien. Sobald hingegen die Athenienſer nur einige untergeordnete Bundesgenoſſen hatten, ſo behandelten ſie dieſelben ſo ſchändlich, daß ſie das Joch gleich abſchüttelten: und eben ſo toll und ſo ſtrafbar verfuhren auch die Lacedämonier. Philoſophie lernten freylich die Römer von den Griechen; und das war allerdings ein ſchätzbarer Vortheil! Aber was die Griechen über Moral ſpekulirt hatten, das hatten die Römer längſt ausgeübt. Ihre Nationalgrundſätze machten ſie ſchon zu halben Stoikern: daher auch dieſe faſt göttliche Sekte einen weit größern Anhang unter den Römern fand, als je unter ihren Stiftern, den Griechen. Wenn man noch hinzu fügt, wie ſehr die Römer in der nützlichſten aller menſchlichen Künſte, im Ackerbau, den Griechen überlegen waren; daß dieſe ſo raſend waren, ihn

zu verachten, jene aber ihn lange selbst trieben, und jederzeit höchlich ehrten: so wird man einsehn, daß ihnen alles was erhaben und nützlich im menschlichen Verstande ist, in viel größerm Maaße zu Theil ward als den Griechen.

Das Sittenverderbniß gab nicht Anlaß zur Freyheit der Weiber bey den Römern.

Die Vorzüge der Römer vor den Griechen habe ich hier nur darum aus einander gesetzt, um zu zeigen, daß das edelste Volk im Alterthum auch das war, das den Weibern eine anständige Freyheit gestattete. An diesem letzten Punkt darf man gar nicht zweifeln. Man muß gar nicht einwenden, daß nach römischen Gesetzen der Vater das Recht über Leben und Tod in seinem ganzen Hause hatte, und seine Kinder als Sklaven verkaufen konnte, daß also die Töchter nothwendig in Schließung der Ehe nicht ihren Willen hatten, sondern dem seinigen folgen mußten. Die römischen Gesetze klangen sehr hart, aber ihre Sitten waren milder, als die von irgend einem Volke derselbigen Zeit. Ich habe schon gezeigt, daß in dem Zustande der Weiber unter ihnen keine wesentliche Veränderung statt gefunden ha-

den könne. Zu allen Zeiten lebte das römiſche Frauenzimmer in der Geſellſchaft als Theilnehmerinn derſelben; zu allen Zeiten durfte es ſich öffentlich und entſchleyert ſehen laſſen, das Theater und andere Schau- und Verſammlungsplätze beſuchen, und dieß ſind entſcheidende Merkmale ihres Zuſtandes.

Die Römer kannten völlig unſre Galanterie.

Eine Bemerkung darf ich hier nicht vorbeygehen, dieſe nämlich: daß auch die Römer völlig unſre Liebe und unſre Galanterie kannten. Ovid hat uns ein langes Gedicht von der Kunſt zu lieben hinterlaſſen, worin das ganze Weſen unſrer Galanterie ſehr umſtändlich angegeben iſt. Man findet darin eine Menge Parallel-Stellen zu vielen Aeußerungen des Buchs über die Weiber, den Umgang beider Geſchlechter betreffend, und man könnte geneigt ſeyn, den Verfaſſer eines Plagiats zu beſchuldigen, wenn man nicht, um ſeine Redlichkeit bey dieſen Unterſuchungen über Griechen und Römer zu retten, annehmen müßte, daß das Leſen der Alten ſeine Sache eben nicht geweſen iſt.

Beweiſe dar-
dan gegen
mögliche Ein-
wendungen.

Man wird zwar einwenden: Ovids Buch handle nur von unerlaubter Liebe; er ſey ein Schriftſteller, der unter dem Auguſt, zu den Zeiten des höchſten Sittenverderbens, lebte. Allein beides widerlegt nicht meine Behauptungen.

Wo die erlaubte Liebe keine Galanterie verſtattet, da kennt ſie die unerlaubte auch nicht. Eine Kunſt zu lieben ſchrieb nie ein Araber, ein Perſer oder ein Chineſer. Dort beſteht ſie blos in der Kunſt, einmal mit einer Frauensperſon zuſammen zu kommen. Das, in jedem Mann ſeinen Herrn zu ſehn gewohnte Weib würde, in einem Lande, wo zwiſchen beiden Geſchlechtern aller Umgang blos in ſinnlichem Genuß beſteht, den ihr ganz fremden Mann, der ſich ihr zeigte, entweder gleich gänzlich ausſchlagen, oder ſich ihm auch eben ſo gleich gänzlich unterwerfen. Die Römer würden alſo auch nie von Galanterie etwas gewußt haben, wenn nicht die Einwilligung des Weibes bey ihnen zur Ehe nothwendig geweſen wäre, und ſie deshalb nicht nöthig gehabt hätten, das Herz derer zu gewinnen, die ſie be-

ſtehen wollten. In dem dazu nöthigen Verfahren liegt aber gerade das, was wir Galanterie nennen. Daß hernach Wollüſtlinge es bey ihnen anwanden, um Frauensperſonen zu ihrem Willen zu verleiten, ohne eine Ehe mit ihnen einzugehen, und daß ein Wollüſtling darüber ein Gedicht ſchrieb, ändert nichts an dem Grund der Sache. Das Sittenverderben iſt aber, wie ich ſchon geſagt habe, ſo ein unbeſtimmter Ausdruck, daß man eigentlich gar nichts darauf bauen kann. Es ſollte mir leicht werden zu zeigen, daß die Sitten in Rom zu Auguſts Zeiten nicht verdorbner waren, als in viel frühern Perioden. Ich verweiſe den Leſer der Kürze halber nur auf die Bacchanalien und andre fremde Gottesdienſte, die der Senat ihrer Unſittlichkeit wegen verbieten mußte, im Livius. Außerdem entſcheidet dieſer Punkt hier nicht das geringſte. Es iſt ſchon geſagt worden, daß die Griechen, bey einem gewiß noch viel größern Sittenverderben, keine Galanterie kannten, und es konnte alſo dieſe bey den Römern unmöglich aus jenem entſpringen.

Die Griechen kannten sie auch; aber nur in ihrer Mänadenliebe.

Doch nein, ich irre. Die Griechen kannten sehr wohl unsre ganze rittermäßige Galanterie. Aber wo? Nicht gegen das Frauenzimmer, denn das behandelten sie auf eine niederträchtige Weise. Bey ihren Courtisanen wäre sie freylich auch sehr unrecht angebracht gewesen: die verlangten baares Geld, und keine Complimente. Wenn die Griechen aber heirathen wollten, so fand da keine Liebe und keine Bewerbung statt. Die Frau, die sie nahmen, war in ihren Augen ein Kinder gebährendes Werkzeug *), allenfalls eine Sklavinn,

*) Der Verfasser des Buchs über die Weiber sagt S. 27 in der Note: „Und doch waren die Ehen bey den Athenienſern nicht seltner als bey uns. Sie heiratheten um Bürger zu zeugen.“ Ist das schön? Hat es die Natur so gewollt? Ja, wenn sie außerdem keusch gewesen wären, so möchten strenge Moralisten das loben. Allein wenn Man in der Ehe so enthaltsam war, um Courtisanen und Knaben desto feuriger zu lieben, so ist das wahrhaftig nicht sehr löblich. In der That diese seltsame Rechtfertigung der griechischen Sitten bleibt mir immer unbegreiflich. Uebrigens waren die Ehen doch allerdings seltner als bey uns, nämlich

vinn, die den innern kleinen Haushalt besorate, und die sie von dem erhielten, der über dieses Weib gebot, es mochte dasselbe damit zufrieden seyn oder nicht. Aber gleiche Ursachen bringen immer gleiche Wirkungen hervor, und überdem waren die Griechen ein feines und scharfsinniges Volk. Also kannten sie auch unsre Galanterie mit allen ihren Feinheiten in jener Verbindung der Männer mit Knaben. Da mußte der geliebte Gegenstand gewonnen und überredet werden. Also mußte der Liebhaber alle ersinnliche Künste dazu anwenden, und diese Anstrengung zu ähnlichen Zwecken brachte eben die Erscheinung

lich unter den Leuten von Erziehung. Allein Griechenland blieb immer sehr bevölkert, weil das Volk nicht so verderbt war, als die vornehmern Klassen, nämlich die Gelehrten und die Weltleute; und dann weil es immer in Griechenland Länder gab, wo die Menschen der Natur etwas treuer blieben. Kurz, so strafbare Sitten manche Klassen und Nationen auch annehmen mögen, so leidet doch die Natur nicht, daß gewisse Gränzen überstiegen werden. Dazu hat sie zu kluge Anstalten getroffen.

gen als bey uns hervor. War ein Jüngling besonders schön, und liebten ihn daher mehrere, so fand Wetteifer, Eifersucht, Freude bey dem Siege, Verzweiflung bey der Verschmähung statt. Ich will nur eine Stelle hierüber, ihrer Sonderbarkeit wegen, anführen, um zu zeigen, wie sehr der ganze Liebe-Enthusiasmus unsrer Ritterzeiten die Griechen bey dieser Art von Verbindung beseelte. Sie steht im Plutarch. Pelopid. Cap 32. „Man erzählt einen scherzhaften Ein„fall des Pammenes. Er soll gesagt haben: „Nestor hätte die Taktik nicht recht verstanden, „denn er hätte den Griechen befohlen, sich nach „ihren Landsmannschaften zu stellen. Er hätte „lieber sollen anordnen, daß der Liebhaber bey „seinem Geliebten gestellt würde. Denn Lands„leute und Zunftgenossen bekümmerten sich we„nig um einander in Gefahren, aber ein ge„schlossnes Bataillon, das aus solchen bestände, „die durch Liebe unter einander verbunden wä„ren, könne gar nicht gebrochen und aus einan„der gesprengt werden. Diese ehrten einander,

„und würden aus point d' honneur einer für „den andern in die Gefahr rennen. Das „wäre auch kein Wunder, denn solche Menschen „hätten mehr Scheu für ihren abwesenden Ge„liebten, als für Andre, die zugegen wären So „hätte zum Beyspiel einer auf der Erde gestreckt „gelegen, und den Feind, der ihn durchbohren „wollte, gebeten, er möchte ihm doch das „Schwert in die Brust stoßen, damit sein Ge„liebter sich seiner nicht schämen dürfe, wenn „er ihn mit einer im Rücken empfangnen Wunde „todt liegen sähe.“

Ich setze hier nichts hinzu. Wer die Geduld gehabt hat, dieß zu lesen, der wird hoffentlich manche Erläuterung über den Punkt der Sitten bey den Alten, und manche Bestätigung meiner bisherigen Aussagen darin gefunden haben. Ich bemerke nur schließlich, wie viel edler unsre Vorfahren gewesen sind, welche sich von der durch die Natur eingesetzten Frauenliebe zu den so hohen, edlen, muthigen und feinen Gesinnungen antreiben ließen.

Wahrscheinlicher Ursprung dieser schändlichen Sitte unter den Griechen.

Uebrigens erhellt aus dieser Stelle nicht undeutlich, daß der Krieg zu jener schändlichen Sitte bey den Griechen Anlaß gab, und daß die Sache vermuthlich dadurch veranlaßt ward, daß der ältere Soldat sich einen jungen Rekruten wählte, um ihn zum Kriege anzulernen, und ihn zu schützen, so lange er noch zu schwach war, um sich auf seine Kräfte im Gefecht zu verlassen. Auf die Art ward das Laster fast geheiligt, und erhielt Freyheit, sich öffentlich zu zeigen, bis die Griechen lernten sich dessen vor den keuschern und tugendhaftern Römern zu schämen.

Drittes Hauptstück.

Von dem Zustande des weiblichen Geschlechts unter den neuern europäischen Völkern, besonders unter den Deutschen, und zwar erstlich von dem gesetzlichen Zustande desselben.

In jeder bürgerlichen Gesellschaft wird der Zustand einer Klasse von Menschen theils durch die Gesetze, theils durch die Sitten bestimmt. Diese Bemerkung ist dem Verfasser des Buchs über die Weiber gänzlich entgangen, sonst würde er ja wohl ein Wort über den gesetzmäßigen Stand des weiblichen Geschlechts unter uns gesagt haben. Das wäre um so nöthiger gewesen, da in der That der sittliche Zustand der Weiber sich allemal ursprünglich auf den gesetzmäßigen gründet; und wenn wirklich irgend eine Klasse derselben unter uns auf einem unrechten Platze steht, wie eben dieser Schriftsteller behauptet, so muß

Der gesetzmäßige Stand der Weiber muß erörtert werden, weil er den Grund ihres gesellschaftlichen Standes enthält.

wenigstens ein Umstand in ihrem geſetzmäßigen Stande die Urſache davon ſeyn. Man kann ſich zwar leicht vorſtellen, daß ich nicht geſonnen bin, eine juriſtiſche Unterſuchung über die Rechte der Weiber unter uns zu ſchreiben; aber ich muß doch die Punkte erörtern, die ihren ſittlichen Zuſtand beſtimmen, wenn ich den ganzen Zuſammenhang deſſelben recht darſtellen ſoll.

Sie haben das Recht, ohne ihre Einwilligung keinem Manne übergeben werden zu können.

Das weibliche Geſchlecht hat bey uns das Recht, daß es mit Gewalt, und ohne ſeine wenigſtens anſcheinend freye Einwilligung keinem Manne übergeben werden kann. Es kann ſogar eine Frauensperſon, die keine Aeltern mehr hat, oder wenn ſie auf irgend eine Art aus ihrer Gewalt getreten iſt, ſich, mit wenigen Einſchränkungen, dem Manne übergeben, welchen ſie ſich unter denen wählt, die nach ihrem Beſitze ſtreben.

Dieß kann ihnen ohne die höchſte Unbilligkeit nicht genommen werden.

Der von mir beſtrittene Schriftſteller wird ihnen doch dieſes Recht nicht nehmen wollen? Das wäre ein wenig zu hart. Jedes vernünftige Weſen kann nach aller Billigkeit darauf An-

spruch machen, zu keiner Pflichtauflegenden Verbindung gezwungen zu werden. Ohne hier den Kirchenlehrer spielen zu wollen, kann ich doch sicher behaupten, daß andre Grundsätze über diesen Punkt den Vorschriften der bloßen natürlichen Religion zuwiderlaufen. Diese schon lehrt uns, daß die Seele unsterblich ist: daß uns ein unserm moralischen Betragen in diesem Leben angemessener Zustand von Belohnungen oder Strafen jenseits des Grabes erwartet. Wenn dem nun also ist, wird das Weib nicht, vorzüglich nach der Art, wie es die Pflichten des Ehestandes erfüllt, dort belohnt oder bestraft werden? Und wenn die Wahl des Gatten von ihrer Seite nicht mit freyem Willen geschieht, steht es wohl zu erwarten, daß es ihre Pflichten gegen ihn gehörig werde erfüllen können? Die schwersten und die heiligsten Pflichten sollte sich also ein der schrecklichsten Rechenschaft unterworfnes Wesen wider seinen Willen auferlegen lassen? So etwas könnten Menschen verlangen, die auf Vernunft und Billigkeit Anspruch machen? Und das

thum doch am Ende diejenigen, die über den verderbten Zuſtand des weiblichen Geſchlechts unter uns klagen. Denn hierin liegt immer der Hauptgrund von der Art und Weiſe, wie wir gegenwärtig die Weiber behandeln und leben laſſen.

Dieſes Recht wird ihnen in der Welt gar ſehr geſchmälert.

Indeß wird doch dieſe Freyheit, welche die Geſetze ihnen zuſprechen, den armen Weibern gar ſehr beſchränkt. Den Aeltern und Verwandten bleibt erſtlich immer erlaubt, alle Ueberredungskünſte zu gebrauchen, um ein Mädchen zu bewegen, eine Ehe mit einem Manne zu ſchließen, dem es abgeneigt iſt. Widerſtand von ihrer Seite, wenn der Grund nicht ganz einleuchtend ſtark iſt, wird ihr gar ſehr verargt. Ferner, da es nöthig iſt, die älterliche Gewalt aufrecht zu erhalten, und alſo nicht in das Innre der Familien zu wühlen, ſo lange nicht der Beyſtand der Obrigkeit laut angerufen wird; ſo bleiben den Aeltern und Verwandten immer Mittel genug, um ein Mädchen, wenn es nicht von dem allerſtandhafteſten Gemüthe iſt, zu einer jeden Hei-

rath zu zwingen. Dadurch werden aber eine große Menge armer weiblicher Geschöpfe höchst unglücklich gemacht. Endlich aber behalten die Aeltern Zeitlebens die Gewalt ihre Einwilligung zu einer Verbindung, die das Mädchen wünscht, zu versagen; und wie schwer hält es nicht, dieses Hinderniß zu übersteigen! Dieses ist gewiß ein harter Umstand. Es würde allerdings unvernünftig seyn, wenn man sehr jungen Mädchen erlaubte, eine Ehe für sich zu schließen, da sich diese oft von dem augenblicklichen Eindruck bethören lassen würden. Allein daß ein Frauenzimmer auch bey völliger Reife der Vernunft keinen bejahenden Willen, um eine Ehe zu schließen, haben soll, ist nicht ganz billig.

Die Natur hat die Weiber so geschaffen, daß die Schließung eines Ehebundes zu den allerwesentlichsten Glückseligkeiten ihres Lebens gehört. Es ist also gewiß sehr hart, daß es bis in ihr spätes Alter fast immer Menschen giebt, die das Recht haben, ihnen Hindernisse in den Weg zu legen, wenn sich ein Freyer anbietet, dem sie geSie sollten in den Jahren der reifen Vernunft ungehindert das stimmen können, welchem Freyer sie ihre Hand geben wollen.

neigt sind sich zu ergeben. Denn erstlich kann es leicht geschehen, wenn sie diesen ausschlagen, daß ihnen kein andrer wieder seine Hand anträgt, und daß sie also ihr ganzes Leben unverheirathet zubringen müssen. Gesetzt aber, es wäre auch eine andre vortheilhaftere Partie für sie da, so müßte ihnen doch, sobald sie Verstand genug haben um für sich zu wählen, kein Zwang angethan werden können. Man wird, ich weiß es wohl, dagegen einwenden, ohne diese Einschränkungen würden gar zu viele Mißheirathen geschehn. Allein diese Besorgniß ist nicht vernünftig. Mißheirathen, die nicht aus Noth geschehn, werden immer selten seyn; man kann sich deshalb auf die Eigenliebe des Menschen nach allen ihren Zweigen, als Ehrgeiz, Hochmuth, Habsucht ꝛc. verlassen. Die Gesetzgeber sollten aber eine Wahrheit bedenken, welche jeder Beobachter durch tägliche Erfahrung bestätigt finden wird, daß nämlich Stand und Vermögen lange keine so sichern Glückseligkeitsquellen für die Menschen sind, als man glaubt. Wenig Frauen-

immer werden ſich entſchließen, unter ihrem Stande zu heirathen, wenn ſie nicht müſſen. Findet ſich aber hie und da eine, die es fühlt, daß ſie mit einem geringen Manne, den ſie liebt, glücklicher ſeyn wird, als mit dem vornehmern, den ſie nicht liebt, und man kann ihr die Reife des Verſtandes zutrauen, das zu beurtheilen, ſo müßten ihr die Geſetze die Mittel zuſichern, ihren Wunſch zu erlangen. Vollends aber dann wäre es nöthig, wenn Frauenzimmer wahrſcheinlich nur zwiſchen einer ſolchen Heirath und dem Zuſtand einer alten Jungfer zu wählen haben, letzter hat auch in den höhern Ständen ſo viel Unangenehmes, zumal wenn man nicht Vermögen genug beſitzt, um unabhängig zu leben, daß der Zuſtand einer ſehr geringen, aber mit einem ehrlichen Manne verheiratheten Frau leicht unendlich glücklicher ſeyn kann.

Nach der jetzigen Einrichtung ſind die Weiber oft gezwungen, Liſt zu gebrauchen, um zu

Wenn nun bey einer ſolchen Beſchaffenheit der Geſetze die Weiber Liſt gebrauchen, um den Wunſch ihres Herzens zu befriedigen; wer kann ſich darüber wundern? Iſt es nicht offenbar die

ihrem Zwecke zu gelangen. Böse Folgen davon.

Schuld unsrer irrigen gesetzlichen Einrichtungen? Welche traurige Wirkungen entstehen nicht so oft aus diesen Irrthümern! Es ist bekannt, zu welchem Mittel Frauenspersonen gemeiniglich ihre Zuflucht dagegen nehmen. An sich ist es schon traurig genug, daß sie sich in den Augen ihres Geliebten so weit erniedrigen müssen, um zu einem erlaubten Zwecke zu gelangen, eine unerlaubte Handlung zu begehen, deren Bewegungsgründe so oft mißgedeutet werden, und allerdings immer etwas Zweydeutiges haben. Allein wie viel trauriger wird nicht noch bisweilen ihr Loos durch unsre Vorurtheile, oder gar durch ihrer Geliebten Treulosigkeit, die diese Vorurtheile so gern zum Vorwand brauchen. O unschuldige Schlachtopfer unsrer Gesetze und unsrer Laster, steht auf von den Todten, wenn ihr könnt! bezeugt durch euer Beyspiel die Wahrheit dessen, was ich sage, und schreckt auf die Zukunft die Gesetzgeber sowohl als die Frevler, daß sie nicht mehrere eurer Geschlechtsgenossinnen aufopfern!

In der Ehe ſelbſt haben die Geſetze nur darauf gedacht, das Weib gegen gar zu harte Begegnungen des Mannes zu ſichern. Uebrigens haben ſie es in ſeine Gewalt gegeben, und in der That, ſie konnten nicht anders. Die Geſetze dürfen der Natur nicht widerſprechen. Zwiſchen zwey ungleich ſtarken Weſen kann kein völlig gleicher Bund ſtatt finden. Wollten alſo die Geſetze hier dem Schwächern ihre Gewalt leihen, ſo würden ſie der Ordnung der Natur entgegen wirken, und die größte Verwirrung hervorbringen. Das verlangen aber auch die Weiber keineswegs. Sie fügen ſich willig in dieſe von der Natur gemachte Einrichtung, und man findet ſehr ſelten Beyſpiele vom Gegentheil.

Die Geſetze geben in der Ehe die Frau in die Gewalt des Mannes, u. ſchützen ſie nur gegen eine gar zu tyranniſche Behandlung. Grunde dieſes Verfahrens.

Indeß iſt doch ihre Lage in dieſem Punkte ſonderbar genug, und wir können uns keinen rechten Begriff davon machen. Das Urgeſetz der menſchlichen Natur iſt, daß jeder für ſich ſelbſt der Mittelpunkt der ganzen Welt iſt. Nur von ſeinem Ich hat man ein inneres Gefühl; alles andre ſind bloße Erſcheinungen, Eindrücke, die

Sonderbare Lage, worin ſich die Frau befindet.

auf dieses Ich geschehn, und wovon es Bewußtseyn hat. Diesem Gesetze sind die Weiber sowohl unterworfen, als wir. Ihr Mann ist also auch blos für sie eine Erscheinung; und dieser Erscheinung müssen sie doch ihr ganzes Wesen unterwerfen, ihrem Willen, von dem sie allein die Empfindung haben, entsagen, und seinen, da er doch ihrem Wesen fremd ist, annehmen. Wenn der Mann sagt: Ich ziehe morgen nach Kamtschatka, schnüre dein Bündel und komm mit; so muß sie alles verlassen, was ihr das Leben angenehm macht, und ihm folgen. Man muß nicht sagen, daß alle Menschen in dem Falle sind, z. B. daß wir uns dem Willen des Regenten unterwerfen müssen, der doch auch nur eine, und zwar oft nur mittelbar wirkende Erscheinung für uns ist. Das ist ein großer Unterschied. Der Wille des Regenten kömmt mit dem unsrigen nur selten in Collision; man kann ihm oft ausweichen. Allein hier muß das Weib ihren Willen täglich, stündlich, in kleinen Dingen sowohl als in großen, beugen, wenn es der Mann verlangt.

Zum Glück hat sie von der Natur Sanftmuth zum Nachgeben, Geduld zum Ertragen, und eine große natürliche Anhänglichkeit an den Mann, dem sie sich ergeben hat, bekommen. Es wäre aber abscheulich von uns, diese Eigenschaften dazu zu mißbrauchen, ihr Schicksal unbekümmert härter zu machen, und es nicht so viel möglich zu erleichtern. Indeß wie gesagt, die Gesetze haben hier unmöglich mehr für sie thun können, ohne selbst ihr eigen Glück zu untergraben. Es haben sich zwar die Gesetze nicht selbst gemacht, Männer haben sie abgefaßt, und bey allem Gefühl von Billigkeit kann man nicht verlangen, daß sie das Interesse ihres Geschlechts ganz aus den Augen setzen sollten. Allein ohne darauf zu sehen, sondern blos in Rücksicht auf den wahren Vortheil der Weiber, haben sie nicht anders als so verfahren können.

Welche Mittel ihr die Natur gegeben hat, um sich darein zu finden, ob es ihnen schändlich von uns wäre, diese Mittel zu mißbrauchen. Die Gesetze haben ihnen hier nicht helfen können.

Bey der größten Liebe zu einander werden dennoch die Wünsche und Neigungen zweyer Wesen oft in einzelnen Fällen verschieden seyn. Sind diese beide Wesen genau verbunden, und

Aus welchen Ursachen.

ein ſolcher Fall tritt ein, ſo muß eines dem andern weichen, oder die Verbindung muß aufgehoben werden. Dieß müßten alſo die Geſetze verordnen, wenn ſie den Weibern geſtatten wollten, ihrem eignen Willen zu folgen. Allein man bedenke, daß, wenn ein Weib ſich einem Manne einmal ergeben hat, ſie in den Augen aller übrigen ihren Hauptreiz verliert, und das iſt die wahre Grundurſache jener natürlichen Anhänglichkeit des Weibes gegen ihren Mann. Sie wird alſo keinen andern finden, der ſich ihrer annimmt und ſie beſchützt, um ſo weniger, da ihre Eigenwilligkeit, als die Urſache ihrer Rückkehr in den einſamen, ſchutzloſen Zuſtand, eben keine Empfehlung für ſie bey andern Männern abgeben kann. Man bedenke, daß man, bey einer ſolchen Trennung, dem Weibe nicht zumuthen könnte, die Laſt der Erziehung der Kinder zu übernehmen; daß aber mutterloſe Kinder höchſt unglücklich ſind, und die Empfindung dieſes Unglücks die Mutter höchſt unglücklich machen würde. Wenn man dieſes alles, ſage ich, recht

überd

überlegt, so wird man leicht einsehen, wie es das wohlverstandne Glück der Weiber selbst erfodert, daß ihnen alle Wege zu einer solchen Trennung, den höchsten Nothfall ausgenommen, abgeschnitten werden; und daß die Gesetze ihre Anhänglichkeit an den Mann noch mehr zur Pflicht stempeln, als es die Natur schon gethan hat.

Weise Anstalt der Gesetze, das Glück der Weiber in der Ehe so viel möglich zu sichern.

Die Gesetze haben dabey sehr weislich, und so gut sie konnten einen Punkt gewahrt, der eben auch hierbey von der größten Wichtigkeit ist. Alles kömmt in der Ehe für die Frau auf die Liebe des Mannes an, und diese Liebe hänget leider gemeiniglich ganz von der Sinnlichkeit ab. Findet diese ihre Befriedigung bey der Frau, so hat sie's gemeiniglich gut. Zieht die Sinnlichkeit aber den Mann zu andern Frauensleuten, und vollends mit vorzüglicher Heftigkeit nach einem Gegenstande hin, so ist gemeiniglich jede Annehmlichkeit des häuslichen Lebens für die Gattinn verschwunden. Desfalls haben die Gesetze mit Recht Strafe auf den Ehebruch des Mannes gesetzt, und der Frau in diesem Falle,

wenn sie will, das Mittel einer vortheilhaften Trennung gestattet. Daß der Ehebruch von ihrer Seite in allen Gesetzgebungen etwas schärfer bestraft, und ihr diese Strafe auf schwächere Beweise zuerkannt wird, als bey dem Manne, ist eine bekannte Sache, davon man auch ganz gegründete Ursachen angeben kann.

Sonderbare Sorgfalt der Gesetze in Ansehung des Vermögens der Weiber.

Ohne daß man sagen könnte, die Gesetze wären unbillig gegen das weibliche Geschlecht, so zeigen sie doch, wie man sieht, keine gar zu große Partevlichkeit für dasselbe. Daher ist es um so mehr zu verwundern, daß sie in einem einzigen Punkte eine so besondre Sorgfalt für die Weiber beweisen, da er doch in den Augen der Natur und der Vernunft gewiß nicht als der wichtigste erscheint. Dieser Punkt ist das Vermögen. In Ansehung dessen geben die Gesetze solche Verwahrungsmittel an die Hand, daß, wenn sogenannte Ehepakten gemacht werden, so sollte kein Mensch glauben, daß dabey von zwey Wesen die Rede ist, welche die genaueste Vereinigung eingehen wollen, wo sie billig nur einen Leib und eine

Seele anemachen ſollten; ſondern etwa zwey hohe Potentaten, die einen Traktat ſchließen, wo immer einer ſich gegen die Betrügereyen des andern verwahren muß. Und auch ohne Ehepakten haben die Geſetze viel große und verfängliche Anſtalten gemacht, das Vermögen der Frau zu ſichern. In wie fern dieß die Glückſeligkeit des weiblichen Geſchlechts wirklich befördert, will ich nicht unterſuchen. Es zeigt indeß immer den Geiſt unſerer Geſetze an, die allezeit das Geld für das hauptſächlichſte halten, und genug gethan zu haben glauben, wenn nur dafür geſorgt iſt. Denn dieß Verfahren einer beſondern Billigkeit unſrer Geſetzgebungen gegen das weibliche Geſchlecht zuzuſchreiben, dazu kann ich mich deswegen nicht entſchließen, weil ſie ſich in vielen Punkten unbillig gegen daſſelbe bezeugen.

Beyſpiel einer Unbilligkeit der Geſetze gegen d. weibl. Geſchlecht.

Unter dieſe Punkte gehört vorzüglich die Strenge, womit noch in ſo vielen Ländern die Perſonen behandelt werden, die auf eine ungeſetzmäßige Weiſe Mutter werden. Die natürlichen Strafen dieſer Vergehung ſind wahrlich

groß genug. Aber damit sind unsre Gesetze nicht zufrieden. Sie häufen Schaden auf Schaden, künstlichen Schimpf auf den natürlichen. Der Erfolg davon ist bekannt. Wie viel Kinder und wie viel Mütter sind nicht Schlachtopfer davon geworden! An einigen Orten hat man dem Uebel abhelfen wollen. Aber was hat man dazu ersonnen? Accouchir- und Findelhäuser. Mittel, die ärger sind, als das Uebel selbst. Ich schreibe indeß keinen politischen Traktat, sondern zeige nur an, was die Gesetze verordnet haben.

Schluß dieser Untersuchung, und Uebergang zu der, von dem sittlichen Zustande d. Weiber unter uns.

Dieß wäre also ungefähr die Beschaffenheit des gesetzmäßigen Zustandes der Weiber unter uns, und in ihrem Ursprunge ist sie sehr alt, denn viele von unsern ehelichen Einrichtungen stammen gewiß aus den ältesten Zeiten der Deutschen her. Auf diesen Zustand gründet sich allerdings der sittliche. Es fragt sich also: Liegt darin etwas, wodurch dem Frauenzimmer zu viel Vorzüge eingeräumt würden, wodurch sie aus ihrem wahren Platze in der Gesellschaft ge-

ht worden wären? Ich geſtehe es, das bin ich
icht fähig einzuſehen, ſobald als man das Weib
r ein moraliſches freyes Weſen hält. Es muß
ns alſo der Verfaſſer des Buchs über die Wei-
r hierüber andre Aufſchlüſſe geben, aber auch
n deutlich und beſtimmt reden. Denn ſo im
lgemeinen zu ſagen, das Weib ſteht in der Ge-
ſchaft nicht auf ſeinem rechten Platz; ohne zu
lären, worin denn eigentlich eine ſolche Ver-
kung deſſelben beſteht, und auf welche Art der
che abgeholfen werden müßte; das ſind, mei-
Meynung nach, unbeſtimmte Gemeinplätze,
nicht den mindeſten Nutzen ſchaffen.

Unſer Betragen gegen das weibliche Geſchlecht
gemeinen Leben gründet ſich urſprünglich auf
n Hauptumſtand, daß das Weib ſeine eigne
e Einwilligung dazu geben muß, um eine gül-
Verbindung mit einem Manne zu ſchließen.
iſt oben geſagt, und zum Theil erwieſen wor-
und erhellt auch in der That ſchon genugſam
der Natur der Sache. Man würde umſonſt
rten, daß es ſeine Einwilligung zu einer ſol-

chen Verbindung geben sollte, wenn man ihm übermüthig, und nicht vielmehr freundlich, artig, gefällig begegnete. Eben so wenig würde auch dieß geschehn, wenn die Verbindung gar zu nachtheilige Bedingungen für das Weib in sich faßte.

Also käme es hier blos darauf an, zu untersuchen, ob unsre Sitten etwas enthalten, welches über die natürlichen Folgen dieses gesetzmäßigen Zustandes hinausgehe; ob darin eine übermäßige und unnöthige Erhebung des weiblichen Geschlechts statt finde, wodurch dasselbe verdorben werde, wie es der hier bestrittene Schriftsteller behauptet; und das muß der Gegenstand der folgenden Untersuchungen werden.

Zweite Abtheilung.

Von dem sittlichen oder gesellschaftlichen Zustande des weiblichen Geschlechts unter uns.

Erstes Hauptstück.

Vom gesellschaftlichen Umgange.

Ehe man etwas abhandeln will, muß man recht bestimmen, wovon eigentlich die Rede seyn soll. Es giebt ungefähr dreißig Millionen Menschen in allen den verschiednen Ländern, die man mit dem gemeinschaftlichen Namen Deutschland belegt. Davon sind etwa funfzehn Millionen weiblichen Geschlechts. Man siehet daraus, daß ein Buch über die Weiber mit dem Zusatz: in Deutschland, schon ein sehr weites Feld umfaßt. Wie viel unermeßlicher wird es nicht, wenn dieser Zusatz gar nicht einmal da

Bestimmung des eigentlichen Gegenstandes der gegenwärtigen Untersuchung.

ſteht! Was mich betrifft, ſo glaube ich die gemeinſchaftlichen Beſtimmungen, welche die Natur den Weibern überhaupt, und unſre Geſetze jenen funfzehn Millionen gemeinſchaftlich geben, im vorigen ziemlich richtig aus einander geſetzt zu haben. Nun aber komme ich auf den Punkt, wo unter ihnen gar zu viel Verſchiedenheiten eintreten, als daß ſich ihre Verhältniſſe ſo allgemein abhandeln ließen. Dieſe Verſchiedenheiten will ich alſo hier angeben, damit man die Richtigkeit meiner Sätze beſſer prüfen könne.

Eintheilung der Weiber in ihre, nach dem Zwecke dieſer Unterſuchung dienlichen Klaſſen.

Die Weiber theilen ſich nach der Natur in Kinder, die hier nicht in Anſchlag kommen, weil ſie eigentlich zu keinem Geſchlechte gehören, und in Erwachſene; dieſe aber in Unverehelichte und in Frauen. Allein in unſern verfeinerten Geſellſchaften ſind ſie noch eben ſo ſehr durch künſtliche als durch natürliche Beſtimmungen abgeſondert. Stand und Vermögen bringen unter ihnen außerordentliche Verſchiedenheiten hervor. In dieſer Rückſicht will ich ſie zum Behufe meiner gegenwärtigen Unterſuchungen in vier Klaſ-

fen theilen. Die erste nenne ich das gemeine Volk. Sie ist zwar die zahlreichste, allein auch für einen Schriftsteller gewissermaßen die unbedeutendste, denn seine Stimme kann fast unmöglich bis zu ihnen und zu ihren Männern gelangen. Die zweite ist die wohlhabendere aber unausgebildete Bürgerklasse in den Städten. Auch auf diese kann wenig Rücksicht genommen, und nur durch ihr Nachahmen der höhern Stände gewirkt werden. Die dritte sehr zahlreiche Klasse ist diejenige, die eine ausbildende Erziehung erhält, und verfeinerte Sitten angenommen hat, deren Vermögensumstände aber von der Art sind, daß sie nicht ohne Arbeit und haushälterische Anordnung des Hauswesens hinreichen, um bequem zu leben. Alle diejenigen, die so viel eigenthümliches Vermögen besitzen, daß sie ohne alle Arbeit und Bemühung, völlig nach ihrem Stande leben können, machen die letzte Klasse aus, die der Zahl nach bey weitem die allergeringste ist.

Bestimmung einiger hierbey wirkender Ursachen.

In Ansehung der Sitten bringen hernach noch außerdem Religion, Klima, Nahrungsmittel, Regierungsform, Zustand der Wissenschaften, örtliche Verhältnisse, Umgang mit Fremden ꝛc. viele kleine Verschiedenheiten hervor, die man unmöglich alle kennen oder bestimmen kann, die aber auch nur von geringer Bedeutung sind. Da ich indeß im protestantischen nördlichen Deutschland wohne, so wird auch das, was ich sage, von diesem Strich Landes vorzüglich gelten sollen, welches ich den Leser, zu meiner etwa nöthigen Entschuldigung, nicht zu vergessen bitte.

Warum die gesellschaftliche Untersuchung vor allen übrigen vorangehen muß.

Der gesellschaftliche Umgang mit andern hat gewiß den größten Einfluß auf die Bildung eines jeden Menschen. Ich glaube also auch damit die Untersuchungen über den sittlichen Zustand des weiblichen Geschlechts unter uns anfangen zu müssen, und dazu bieten sich meines Erachtens drey Hauptfragen dar. Soll es von allem gesellschaftlichen Umgange abgehalten werden? Soll und kann es von allem Umgange mit dem männlichen abgehalten werden? Endlich:

ist der bey uns eingeführte Umgang der Weiber theils unter sich, theils mit den Männern, so beschaffen, daß jene dadurch verdorben würden?

Warum man nicht den Weibern guten Umgang mit Andern, als ihrem Manne, ihren Kindern, und ihrem Hausgesinde, untersagen darf.

Die erste Frage beantwortet sich von selbst. Einem menschlichen Wesen, folglich einem Wesen, dessen Grundtrieb Geselligkeit ist, alle Gesellschaft rauben! Welch entsetzlicher Gedanke! Warum nimmt man ihm nicht lieber gar Essen, Trinken, Licht und Luft? Wenigstens hätte es doch da den Vortheil, daß seine Pein nicht lange dauerte. Beraubung der Gesellschaft hingegen kann die Marter eines ganzen Lebens seyn. Das ist übertrieben, wird man sagen, das Weib hat ja an ihrem Manne, an ihren Kindern, an ihrem Gesinde Gesellschaft genug. An ihrem Manne? An dem hat sie wahrlich bey uns fast immer einen sehr schlechten Gesellschafter. Auch die besten Männer bringen den Morgen mit ihren Geschäften, und den Nachmittag in irgend einem öffentlichen Hause oder Club zu. An ihren Kindern? Sind Kinder, wenn man sie noch so zärtlich liebt, eine Gesellschaft? Ist es nicht

vielmehr ein ſehr künſtliches und ſchweres Geſchäft, ſich mit ihnen zu unterhalten? Laſſen ſich die Erzieher nicht ſchwer dafür bezahlen? Und doch, wenn ſie an dieſes Geſchäft ein paar Stunden des Tages verwenden ſollen, ſo klagen ſie über ſchwere Arbeiten des Schulſtandes. An ihrem Geſinde? Iſt Geſinde eine Geſellſchaft für eine Frau von Erziehung? Darf ſie es ſeyn? Warum tadeln auch Vernünftige einen Menſchen, der feine Empfindungen haben ſollte, wenn er ſeine Magd heirathet; als darum, weil niemand wünſchen ſoll, daß die Gefährtinn ſeines Lebens, die Erzieherinn ſeiner Kinder, die gewöhnlichen Sitten und Denkungsart des Geſindes an ſich habe? und dieſe wird immer jede Frau annehmen, die gern und viel unter ihrem Geſinde lebt. Wenn nun aber keine wohlerzogene Frau ein Vergnügen an dieſer Geſellſchaft finden kann und ſoll, darf man ihr wohl zumuthen, ihr Leben ohne irgend eine andre zuzubringen? Iſt das nicht die tyranniſchſte Foderung, die ſtarker Uebermuth an ſchwächere Geduld machen kann?

Und der ſollte ſich unterſtehen dürfen, über Tyranney der Regenten zu klagen, und wenn er auch in Tetuan lebte, der von der Gefährtinn ſeines Lebens ſo etwas verlangen könnte? Weg alsdenn mit allem Billigkeitsgefühl. Stärke und Gewalt ſey das einzige Loſungswort, und es peinige jeder zu ſeinem eignen Vortheile, wen er peinigen kann, ſo gut a's nur möglich.

Beweis, daß es Moraliſten giebt, die dieſes verlangen.

Wer verlangt denn aber auch das? dürfte jemand fragen; und ich antworte, der Verfaſſer des Buchs über die Weiber. Denn was ſoll das ſonſt heißen, was er S. 83 ſagt: es ſey faſt nichts im weiblichen Geſchlechte, was daſſelbe zur Societät beſtimme, und ſo vieles, was ſie davon zurückführe und aufs Häusliche einſchränke. Mehr als einmal ſchildert er auch die Nachtheile, die aus dem vermiſchten Umgange beider Geſchlechter entſtehen. S. 131 ſagt er noch: „Einen Hauptheil der Beſtimmung „der Weiber macht die Erziehung der Kinder. „Wie arbeitet nicht hier das Leben in der Geſell„ſchaft gegen die Natur!“ Zwar erklärt er ſie

an einem andern Orte für unfähig sogar die Töchter zu erziehen, und folglich noch vielmehr die Söhne. Allein einen solchen Widerspruch darf der Leser dieses Buchs nicht achten: er trifft mehr als einen darin an. S. 189 ff. untersagt er den Weibern sogar die Gesellschaften ihres eigenen Geschlechtes, als verderblich. Was will also dieser Schriftsteller haben, wenn er nicht verlangt, daß die Weiber immer zu Hause zwischen Kinder und Gesinde leben sollen?

Warum man die Weiber nicht blos auf den Umgang mit andern Weibern einschränken darf.

Allein ohne uns weiter darum zu bekümmern, ob solche Aeußerungen bey ihm Laune oder durchdachtes System sind; so steht zu glauben, daß wenig Leser ihm bis an die äußersten Gränzen derselben folgen werden. Solcher aber, welche meynen, daß das weibliche Geschlecht nur weiblichen Umgang halten sollte, dürfte es schon mehrere geben. Ich will also suchen darzuthun, daß sie irren; denn auch ihr Satz führt gerade auf das orientalische System zurück, die Weiber zu unterjochen, und ihnen bey Schließung des Ehebundes eben so wenig freye Wahl zu lassen, als

ihnen in Aſien geſtattet wird. Das ſollte man vielleicht nicht glauben, allein es folgt doch ganz natürlich. Denn wenn die Weiber das Recht haben ſollen, den unter ihren Werbern zu wählen, mit welchem ſie in der Ehe leben wollen, ſo muß ja wohl nothwendig ein Umgang zum wenigſten unter den Unverheiratheten beider Geſchlechter ſtatt finden. Man überlege nur, worauf es bey dieſer Wahl ankömmt: doch nicht blos auf Geſtalt und auf Glücksumſtände, ſondern darauf, ob beide Theile in Anſehung des Charakters und der Denkungsart einander anſtehn; und wie kann das anders ausgemittelt werden, als wenn ſie ſich öfters ſehen und ſprechen? Wenn aber die Unverheiratheten von beiden Geſchlechtern mit einander Umgang haben ſollen, ſo müſſen ja auch die verheiratheten Frauensperſonen Theil an dieſem Umgange nehmen. Oder ſollen etwa die Töchter, gerade in den gefährlichſten Gelegenheiten, in Geſellſchaft mit Jünglingen, ohne ihre Mütter ſich ſelbſt überlaſſen ſeyn? Dann erſt wäre recht alles Gefühl von Ehrbar-

keit und Sittſamkeit verloren. Giebt man aber zu, daß die Frauen, das heißt, Mütter, oder erfahrnere Schweſtern und Freundinnen, bey dem Umgange der Mädchen mit den Jünglingen zugegen ſeyn müſſen, ſo wird man doch nicht etwa die verheiratheten Männer daraus verbannen? Dieſe würden ſich wohl dafür bedanken, daß ſie ihre Frauen in Geſellſchaft junger Herren gehen laſſen ſollten, aus welchen ſie ausgeſchloſſen wären. Sobald man alſo in einem Lande den Grundſatz annimmt, daß die Ehen ſich auf wechſelſeitige freye Wahl gründen müſſen, ſo iſt es ganz nothwendig, daß daſelbſt ein vermiſchter Umgang zwiſchen beiden Geſchlechtern, verheiratheten ſowohl als unverheiratheten Standes, entſtehe. Umgang iſt aber Geſellſchaft, Zuſammenkunft zum Vergnügen. Alſo läßt ſich da nicht vorausſetzen, daß die Mütter ihre Töchter begleiten werden, wie die Waiſenmütter ihre Kinder, wenn ſie ſie zur Muſterung durch die Stadt ſpatzieren führen; noch daß die Männer mit ihren Weibern dahingehen werden, wie die Hofmeiſters mit ihren

Eh-

Eleven, um zuzuſehen, ob ſie alles recht machen, und wenn's nicht geſchieht, ſie entweder zu Hauſe oder vielleicht gar an Ort und Stelle tüchtig auszufilzen. Eine ſolche Art des Umgangs kann ſich wohl ein Sauertorf von einem Moraliſten auf ſeiner Stube denken, aber in der wirklichen Welt, unter Menſchen, kann er nicht exiſtiren. Da wird er ſo beſchaffen ſeyn, wie wir ihn ſehen. Nur wird er die Natur der Menſchen annehmen, die ihn treiben. Unter rohen Nationen, unter ungebildeten Menſchen wird er roh und ungeſchliffen ſeyn. Bey geſitteten Nationen, und unter den verfeinerten Klaſſen eines Volks wird er geſittet und fein wie ſie ſelbſt ſeyn.

Zwey Punkte, die auch die Gegner unſerer Meinung zugeben müſſen.

Trotz aller dieſer Verſchiedenheiten wird er doch in zwey Punkten völlig übereinſtimmen müſſen, die Menſchen werden alle Vergnügen darin ſuchen; zwar ein ſolches Vergnügen, wie es ihrer Cultur nach kennen, aber doch immer Vergnügen. Zweitens wird darin immer dem weiblichen Geſchlechte auf eine freundliche und gefällige Art begegnet werden: den Töchtern,

um von ihnen die gewünschte Einwilligung zu erhalten; den Frauen aus Dankbarkeit für das, was sie geschenkt haben; aus Erinnerung an das, was sie waren, hauptsächlich aber aus Gewohnheit von Jugend her. Dieß werden die Bewegungsgründe der Ehemänner seyn, um ihnen auf diese Weise zu begegnen. Die unverheiratheten Männer aber werden in ihnen die Gebieterinnen, die Rathgeberinnen, die Freundinnen, und zum allerwenigsten die Geschlechtsgenossinnen ihrer Geliebten erblicken und ehren.

Die Frage wird dadurch auf die Untersuchung zurückgebracht, ob die Weiber in der bürgerlichen Gesellschaft freye menschliche Wesen oder Sklavinnen seyn sollen?

Auf diese Art wäre die Sache bis zu ihren ersten Bestandtheilen gebracht, und man sieht, es kömmt dabey blos darauf an, zu entscheiden: ob es besser sey, die Weiber als Sklavinnen oder als freye Wesen zu behandeln. Denn die hier vorgetragenen Sätze bleiben unumstößlich wahr, und durch alle Erfahrung bestätiget, wie jeder einsehen wird, wenn er nur nicht an dem besondern Regulativ dieses Umgangs kleben bleibt. Denn ob er in öffentlichen Volksfesten, im Carneval, in Tanzgelagen, in Kaffeevisiten und Assem-

bieen, oder auf öffentlichen Spatziergängen ꝛc. ſtatt findet, das thut zur Hauptſache gar nichts. Es ſind immer dieſelben Grundzüge im Gemälde, nur ein wenig anders koloriret.

Vielleicht werden einige Moraliſten ſagen, ihre Meynung ſey nur geweſen, theils das Uebermaß des Umgangs beider Geſchlechter unter uns zu tadeln, theils auch vor einigen beſondern böſen Folgen deſſelben zu warnen. War das die Meynung, ſo hätte man ſie billig beſſer ausdrücken ſollen. Indeß will ich den Werth dieſer Beſchuldigungen, in ſo fern ſie unſre Art des Umganges betreffen, nach der Wahrheit unterſuchen.

Unterſuchung des Einwurfs: daß hier blos von der Einſchränkung eines übermäßigen Umgangs die Rede ſey.

Es bleibt ewig gewiß, daß der Misbrauch einer Sache ihren vernünftigen Gebrauch gar nicht ausſchließt: denn wo iſt die Sache in der Welt, die nicht Misbräuchen unterworfen wäre? Man müßte wahrlich in die Schwärmerey der ſtrengſten Einſiedler verfallen, wenn man wegen des Misbrauchs der Dinge ihren Gebrauch unterſagen wollte. Es mag alſo ganz wahr ſeyn,

daß es heut zu Tage unter beiden Geschlechtern Menschen giebt, die sich dem gesellschaftlichen Vergnügen gänzlich, gar zu sehr, und mit Hintansetzung aller höherer Pflichten überlassen. Allein das kann dem Umgange beider Geschlechter überhaupt nicht zur Last gelegt werden. Giebt es doch Menschen, die zu viel in der Bibel lesen, und darüber nicht nur Berufsgeschäfte versäumen, sondern sogar verrückt werden, und allerhand Unordnungen in der menschlichen Gesellschaft anstiften. Sollte man deswegen wohl das Bibellesen verbieten oder nur einschränken wollen? Man muß also auch nicht in dem, was den Umgang betrifft, einzelne Beyspiele anführen, sondern die Sache im Allgemeinen betrachten, und dann wird man das Uebel lange so arg nicht finden, als man sich's vorstellt.

Dem gesellschaftlichen Umgange der reichen Personen ein Ziel zu setzen ist unmöglich und unnöthig.

Tagtägliche Gesellschaften haben doch bey uns gemeiniglich nur die wirklich reichen Leute. Daß aber Reiche ihren Reichthum nicht genießen, und ihn nicht dazu anwenden sollten, sich alle Mühe und Arbeit zu ersparen, das läßt sich wohl

in einer idealiſchen Welt denken, aber das kann auf unſerm Planeten im Allgemeinen nicht ſtatt finden. Was ſollte alſo wohl dieſe Leute bewegen, nicht alle Tage Beluſtigungen zu genießen? Zur Beſorgung aller häuslichen Angelegenheiten haben ſie ihre Leute; ja ſelbſt die Erziehung ihrer Kinder, die doch wirklich ein ſo künſtliches als verdrüßliches Geſchäft iſt, überlaſſen ſie Miethlingen, und das iſt nicht anders geweſen, und wird auch nicht anders werden, von Anbeginn der Welt an, bis ſie einmal ein Ende nimmt. Indeß wird doch bey uns in Deutſchland von wenigen, ſelbſt ſehr reichen Leuten, der Morgen in Geſellſchaft zugebracht; bey weitem die mehreſten widmen dieſen ihren Geſchäften. Wenn man dieß annimmt, ſo frage ich: Wo iſt die Familie, zu deren ſorgfältigſten Ueberſicht tauſend Stunden des Jahres nicht hinreichen ſollten? und das ſetzt voraus, daß man ſich nur, Sonn- und Feyertage abgerechnet, alle Morgen viertehalb Stunden lang beſchäftige. Das iſt weit mehr, als nöthig iſt, um einen Hausvater und eine

Hausmutter, so reich sie auch seyn mögen, in Stand zu setzen, Einnahme und Ausgabe genau zu übersehen und anzuordnen; die Art, wie ihre Kinder gebildet und angeführt werden, zu prüfen; und mit einem Worte, ein jedes zu ihrer und der Ihrigen Glückseligkeit nöthiges Geschäft abzuthun. Wahrlich, wenn reiche Familien in Verfall gerathen, so ist nicht der gesellschaftliche Umgang beider Geschlechter, nicht das, was der Verfasser des Buchs über die Weiber das Laufen alle Tage nennt, Schuld daran. Glücklich wären solche Familien, wenn alle Personen ihres Standes fähig wären, damit die tödtliche Langeweile zu vertreiben, die der Ueberfluß des Genusses ohne Mühe und Arbeit über sie verbreitet. Nein, ganz andre Grillen, Einfälle, Neigungen, Leidenschaften bringen ihr Verderben zuwege. Pferde, Bauen, Spiel, Buhlerinnen, habsüchtige oder ehrgeitzige oft närrische Projekte, oder irgend eine andre von den zehntausend Thorheiten, die Reichthum, Macht und Ansehn, welche man von der Geburt an besessen hat, ein-

ſtößen: das iſt, was dieſe Art Menſchen eſt zu Grunde richtet, was ihnen nicht ſelten Vermögen, Gemüthsruhe, Geſundheit und Ehre koſtet. Und bey wem brauſet wohl Langeweile am meiſten in ſolcher zügelloſen Unordnung? Bey den Weibern? Wahrlich nicht. Man wird hundert reiche Familien nennen können, welche die Thorheiten der Männer ruinirt haben, gegen eine, wo die Frau wirklich am Untergange Schuld iſt.

Es iſt indeß ſehr ſchwer, die Menſchen nach ihrem Vermögen zu klaſſifiziren, um zu beſtimmen, welchen Einfluß der Umgang auf ihren Zuſtand hat; denn Vermögen iſt ein ſehr relativer Begriff. So viel lehrt, deucht mich, der Augenſchein, daß in den Familien, wo die Frau ſelbſt Hand anlegen muß, damit ſich das Hauswesen aufrecht erhalte, der Umgang ſo hitzig nicht iſt, daß daraus ihr Untergang entſtehen könne. Wo aber die Einkünfte ſo beſchaffen ſind, daß die Frau nicht zu arbeiten braucht, ſo kann ſie gewiß den Morgen über ihr ganzes Haus ſo be-

Da Reichthum etwas ſehr relatives iſt, ſo iſt es ſchwer, darnach das Maas des Umganges zu beſtimmen. Unſere Unvollkommenheit in dieſem Betrachte gegen das weibliche Geſchlecht.

stellen, daß sie alle Nachmittage wohl in Gesellschaft zubringen mag, ohne ihr Hauswesen dadurch zu Grunde zu richten. Auf alle Fälle muß man es doch sonderbar finden, wenn wir Männer einer Frau das tägliche Laufen in Gesellschaft vorwerfen wollen. Ist es nicht in den mehresten Diensten ein Sprüchwort, daß der Morgen dem Landesherrn gehört, der Nachmittag aber dem Diener? Will nicht bey uns der geringste Schreiber alle Nachmittage seinen Zeitvertreib haben, er bestehe worin er wolle? Bleiben wir denn etwa so fleißig zu Hause bey Weib und Kind, oder an unsrer Arbeit? Oder meynt man daß diese ermüdender und Ueberdruß erweckender wären, als die Geschäfte der Weiber? O da weiß man nicht, was doch eine gewisse Wahrheit ist, daß jede Arbeit um so mehr ermattend und unerträglich wird, je weniger sie wichtig und Geistanstrengend ist. Man muß leben und leben lassen. Versäumt eine Frau durch Auslaufen ihre Hausangelegenheiten, so ist das schlimm. Aber die Zahl dieser Weiber ist gering. Weit

gröſſer die Zahl der Männer, die durch Spiel, durch Trinkgelage, und durch andre Beluſtigungen ihr Vermögen und ihre Zeit verſchleudern. Man muß dabey nicht vergeſſen, daß alle unſre Zeitverkürzungen weit koſtſpieliger ſind, als der Weiber ihre. Es beliebe doch nur jeder Mann ſein Ausgabebuch anzuſehen und zuſammen zu rechnen, was er für ſeine Vergnügungen, und was die Frau für die ihrigen ausgiebt. Ich will ſogleich geſtehn, daß ich völlig Unrecht habe, wenn ſich je unter zwanzigen eins finden ſollte, wo die Rubrik der Frau, des Mannes ſeiner gleich käme.

Unterſuchung der Vorwürfe, die man dem Umgange beyder Geſchlechter unter einander macht. 1) Er befördert die Liebe zum Luxus.

Noch leichter wird es ſeyn, dieſen Umgang wegen der böſen Folgen zu rechtfertigen, die er im Allgemeinen für beide Geſchlechter haben ſoll. Als die erſte giebt man an, daß er Liebe zum Luxus hervorbringt. Wenn man unter Luxus Neigung zur Pracht und Zierlichkeit im Hausgeräthe, in Kleidung, in Equipage ꝛc. verſteht, ſo mag das wahr ſeyn, und es dient alsdenn dieſem Umgange zum Lobe. Denn welche Thätigkeit

und Geſchicklichkeit iſt dadurch nicht in die Welt gekommen! In ganz Aſien und Afrika iſt noch kein Menſch geboren worden, der eine Uhr oder eine Kutſche hätte machen können. Allein wenn man am Luxus weiter nichts tadelhaft findet, als das zu viele Ausgeben, das Verſchwenden des Geldes über Macht, ſo behaupte ich immer, daß dieſes in vermiſchten Geſellſchaften viel weniger geſchieht, als in ſolchen, wo die Männer allein unter ſich ſind. Trinken und Spiel, welches die unausbleiblichen Beluſtigungen bey unvermiſchten Geſellſchaften der Männer ſind, koſten weit mehr, als aller Luxus in vermiſchten Geſellſchaften; weil Wein theuer iſt, und weil Niemand ein Vergnügen an einem für ſein Vermögen unbedeutendem Spiele findet. Allein da Frauenzimmer, ſo lange ſie auf die Gabe, durch Schönheit oder Verſtand zu gefallen, Anſpruch machen können, nicht gern ſpielen; da ihnen ihre natürliche Wirthſchaftlichkeit eine Abneigung gegen hohes Spiel giebt, ſo wird in vermiſchten Geſellſchaften weniger, und immer nicht ſo hoch ge-

ſpielt, als in blos männlichen. Denn gegen meine Behauptung muß man nicht einige Spielerinnen anführen, die es hie und da in der Welt giebt. Dieſe beweiſen gar nichts, ſo wenig als einige dem Trunk ergebene Weiber es unwahr machen, daß ihre Geſellſchaft die Männer abhält, ſich dem ſehr koſtſpieligen Vergnügen des Trunkes zu überlaſſen. Außerdem aber, wenn man unter Luxus blos Liebe zur Pracht verſtehn will, ſo findet man dieſe überall, wo es Reiche und Arme giebt. Im Orient iſt der Luxus ungeheuer, ob er ſchon in den Häuſern gleichſam eingeſchloſſen iſt. Zudem übertreibt man auch bey uns die Menge der Menſchen, die ſich dadurch zu Grunde richten.

Weitere ſchädliche Folgen, die man ihm vorwirft.

Dem vermiſchten Umgange wirft man ferner vor, daß er unſer Geſchlecht verdirbt, und zwar theils durch den Zeitverluſt, den er uns verurſacht, theils durch das weibiſche Weſen, das er uns einflößt, theils dadurch, daß er ſinnliche Begierden erweckt, die uns hernach zu ſtrafbaren Handlungen reizen. In dieſen Beſchuldigun-

gen ist viel Falsches, und noch mehr Uebertriebnes.

Zeitverlust, den er dem männlichen Geschlechte verursacht.

In Ansehung des Zeitverlusts muß man folgende Unterschiede fest setzen: ob man nämlich von Jünglingen oder von verheiratheten Männern, von Menschen, die ihr Glück erst in der Welt machen müssen, oder von solchen redet, welche die Geburt dieser Mühe überhoben hat. In Ansehung der Jünglinge letzter Art findet gar kein Zeitverlust statt; die thun doch nichts, wenn nicht ein angeborner oder sehr früh eingepflanzter Trieb sie dazu besonders anspornt, und dann hält sie der vermischte Umgang nicht von Arbeiten zurück. Die verheiratheten Männer müssen auch im Allgemeinen hier aus dem Spiele bleiben. Den meisten derselben kostet der vermischte Umgang wenig Zeit. Es geht ihnen damit, so wie gemeiniglich mit den Milchspeisen, die ihnen unschmackhaft scheinen, weil ihre Fibern nicht mehr so reizbar sind, als vordem. Man kann überhaupt sagen, daß bey uns wenig Menschen das Vergnügen der bloßen Unterredung kennen,

und dieß bleibt doch im weiblichen Umgange das Hauptvergnügen. Alſo verſtehen auch wenige dieſen angenehm zu finden, ſobald ſie aufhören verliebt zu ſeyn. Sie ziehen ſich faſt alle, ſo viel ſie können, aus dieſem Umgange zurück, machen ihre Partie unter ſich, oder gehen alle Abende zu einem Trinkgelage, damit ihre Lebensgeiſter durch die heftigern Erſchütterungen des Spiels oder des Weins vor dem gänzlichen Stocken verwahrt werden. Es müßte folglich hier blos von jungen Leuten die Rede ſeyn, die noch ihr Glück machen ſollen. Es iſt ganz wahr, daß dieſen die Frauensleute oft einen anſehnlichen Zeitverluſt verurſachen. Aber nicht eigentlich durch den vermiſchten Umgang, ſondern durch die natürlichen Folgen der Leidenſchaft, wenn ſie verliebt werden. Wenn junge Leute es dahin bringen könnten, daß ſie blos an ihre Schöne dächten, wenn ſie dieſelbe in Geſellſchaften oder ſonſt ſähen und ſprächen, ſo wäre der Zeitverluſt ſehr gering. Geſchähe das auch alle Tage, ſo kann auch der fleißigſte Jüngling ſeiner Vervoll-

kommung unbeschadet etliche Stunden des Tages zu seinem Zeitvertreibe anwenden. Allein nun werden hundert Dinge gethan, um der Schönen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; es wird mit dem Busenfreunde davon geredet; endlich wird den ganzen Tag daran gedacht. Das, das nimmt viel Zeit weg. Was soll nun geschehn? Soll, um diese Ungelegenheit zu vermeiden, der anständige vermischte Umgang aufgehoben werden? Das hilft zu nichts. Denn Jünglinge würden verliebt werden, und es würden sich alle diese Folgen äußern, und wenn sie die Weibsleute auch nur in der Kirche zu sehen bekämen. Der Umgang würde alsdenn in lauter geheimen Zusammenkünften bestehen, welches gewiß noch schlimmer wäre. Oder soll man etwa darum die Weiber gänzlich einsperren, wie in Griechenland? Dann würden Jünglinge Geld, Zeit und Gesundheit bey Courtisanen von allen Arten verlieren, wie in diesem deshalb so verkehrt gepriesenen Lande. Ueberhaupt, da das ganze Unglück darin besteht, daß mancher junge Mensch in der

Erlernung ſeiner Berufsgeſchäfte einen Stillſtand von etlichen Jahren macht, der noch wohl nachzuholen ſteht; oder daß er überhaupt nicht den Grad von Geſchicklichkeit erreicht, und ſich nicht ſo hoch emporſchwingt, als er außerdem vermöchte, ſo iſt es ſo entſetzlich groß nicht. Es hat noch nirgends an geſchickten Männern gefehlt, um alle Stellen zu beſetzen, wenn man nur immer den geſchickteſten zu allen Stellen wählen wollte. Alſo ſehe ich nicht ein, warum wir unter uns alle das Elend des Orients über das weibliche Geſchlecht einführen wollten, um eine ſo kleine Ungelegenheit zu vermeiden, zumal da dieß Elend immer doppelt auf unſer Geſchlecht zurückfällt. Wie unüberlegt iſt doch ein ſolches Räſonnement! Uebertreffen uns denn etwa die Völker, die ihre Weiber einſperren, an Männern von Verſtand und Kenntniſſen?

Macht er uns wirklich weichlich und weibiſch?

Weichlichkeit und weibiſches Weſen wird auch mit Unrecht als eine Folge des Umgangs mit dem weiblichen Geſchlechte angeſehn. Ganz kann man zwar unſer Zeitalter nicht davon frey-

ſprechen; allein das hat eine andre Quelle, da unſre Weichlichkeit, ſo viel ich bemerkt habe, dieſem Geſchlechte ſelbſt nicht gefällt. Ueberhaupt richtet ſich hierin alles nach dem Zuſtande der Geſellſchaft. In den Ritterzeiten machten die Weiber das männliche Geſchlecht nichts weniger als weibiſch. Allein man kann unmöglich in einem Zeitalter, wo alle Bequemlichkeiten des Lebens im höchſten Ueberfluſſe vorhanden ſind, viele Menſchen finden, die von dieſen Bequemlichkeiten nichts wiſſen, oder ſie als edle Stoiker verachten. Noch mehr! Körper und Verſtand können niemals, im Allgemeinen, zu gleicher Zeit einen hohen Grad von Ausbildung bekommen. Wenn man aber einmal die Vorzüge des Verſtandes hat kennen lernen, ſo muß man nothwendig und durchaängig die Ausbildung deſſelben als das wichtigſte betrachten, ſobald man im Stande iſt dazu zu gelangen: folglich iſt die jetzige Weichlichkeit eine Wirkung dieſer beiden Urſachen, und nicht des Umganges mit Weibern. Dieſe lieben gewiß nicht an uns das weibiſche Weſen. Im Ge-

Gegentheil, ich wage es zu behaupten, daß ſie noch Schuld daran ſind, daß es nicht ſo ſehr einreißt, als es ſonſt thun würde, und ich beweiſe es dadurch, weil wir lange nicht ſo weichlich ſind, als die kultivirten Völker, welche die Weiber einſperren. Ein andrer Umſtand macht auch, daß ich glaube wir werden weichlicher, als es ſelbſt die Weiber wünſchen. Das Tanzen, welches ſie durchgängig ſehr lieben, fängt an für viele von unſern jungen Leuten eine zu beſchwerliche Leibesübung zu werden, und ſie lehnen ſie ganz von ſich ab. Die meiſten hören ſehr früh auf, an dieſer Ergötzlichkeit ein Vergnügen zu finden, und gewiß viel früher als es den Weibern lieb iſt, wenn ſie ſonſt gute Tänzer geweſen ſind. Eine verheirathete Mannsperſon, die noch gerne tanzt, iſt eine Seltenheit, da doch viele Frauen dieſe Uebung lange nach ihrer Verheirathung lieben. Sollten Bälle nicht ſeltner werden als ehemals; ſo ſind doch die Spieltiſche in denſelben weit ſichrer mit Mannsperſonen beſetzt als der Tanzplatz. Dieß zeigt, glaube ich deutlich, daß unſre

Weichlichkeit nicht von den Weibern herrührt. Außerdem aber wird auch noch ein größeres Wesen davon gemacht, als sie in der That verdient. Denn, wie gesagt, Nationen, die noch solche Kriege führen können, als der siebenjährige gewesen ist, und deren Schiffe alle vier Welttheile unter ihrem Gebot erhalten, verdienen eigentlich nicht den Vorwurf der Weichlichkeit.

Ob er Begierden in mir erregt, die uns hernach zum Laster führen?

Die Erregung der Begierden ist vollends ein ungerechter Vorwurf, den der Verfasser des Buchs über die Weiber dem vermischten Umgange beider Geschlechter macht. Junge Mannspersonen, wenn sie zusammen kommen, erhitzen Blut und Einbildungskraft weit stärker durch ihre Unterredungen, als in der Gesellschaft der schönsten Damen. Diese bleibt vielmehr das einzige Mittel, jungen Leuten einen Ekel vor niedriger Wollust beyzubringen. Ich berufe mich desfalls auf das Leben auf den Universitäten, oder unter jungen Offizieren in kleinen Besatzungen, wo der Umgang mit Frauenspersonen von Erziehung seltner ist, als sonst irgendwo. Wer die-

ſes kennt, wird mich gewiß nicht des Irrthums beſchuldigen.

Ich habe oben den vermiſchten Umgang von einem Vorwurfe gerettet; daß er nämlich den Weibern zu viel Zeit raubt, und dadurch ein Verſäumen ihres Hausweſens verurſacht. Ich habe ihn gegen die Beſchuldigung vertheidigt, daß er im Allgemeinen Luxus befördert. Man wird ihn aber noch beſonders beſchuldigen, daß er die Putzliebe bey den Weibern aufs höchſte treibt, und ihnen wenigſtens dadurch Anlaß giebt, großes Unheil anzurichten.

Ob er bey dem weiblichen Geſchlechte eine übermäßige Neigung zum Putze erregt.

Um mit dieſem ſo allgemein für wahr angenommenen Vorwurf aufs Reine zu kommen, muß ich ein für allemal erinnern, daß man hier nicht individuelle Beyſpiele anführen darf. Es giebt manche und ſehr verſchiedne Narren in der Welt; warum ſollte es nicht auch Närrinnen geben? Jede übertriebne Neigung bringt eine Narrheit hervor, oder iſt vielmehr an ſich eine Narrheit, und es entſteht kein einziger Gegenſtand einer ſolchen Neigung, ohne daß ſich nicht auch in je-

dem Geſchlechte Perſonen finden ſollten, die ſie übertreiben. Wenn man alſo ſagt: eine X, eine Y, eine Z. thun ja dieß und jenes! ſo iſt das ſo viel als nichts geſagt. Denn erſtlich kann man mit gutem Grunde behaupten, daß wenn ſchon dieſe Art, eine Närrinn zu werden, nicht exiſtirte, ſo wären es alle dieſe Perſonen auf eine andre Art geworden. Oder wollte jemand einwenden, daß bey dieſen alsdenn die Narrheitsſaite nicht wäre berührt worden, und daß ſie daher vernünftig geblieben wären: ſo muß er, wenn er ſonſt den Gang des menſchlichen Geiſtes kennt, doch geſtehn, daß entgegen geſetzte Anlagen in der menſchlichen Geſellſchaft die Narrheitsſaite bey andern in Bewegung geſetzt hätten, und daß alſo dieſe an jener ihre Stelle Närrinnen geworden wären. Ich meiner Seits habe Oerter geſehn, wo faſt gar keine Geſelligkeit herrſcht, wo die Weiber faſt gar keine Gelegenheit hatten ſich zu putzen. Da waren aber viele derſelben melancholiſch, manche wurden unſinnige Verſchwesterm, noch andre ergaben ſich dem

Trunke, und machten die Ihrigen weit unglücklicher, als Putzwuth nur immer hätte thun können. Auch ſahe es an den Orten mit dem Verſtande und mit dem moraliſchen Betragen einer Menge Männer gar nicht zum Beſten aus.

Was von dem Vorwurfe zu halten ſey: daß ſo viele Weiber ihre Männer durch ihre Ausgaben zu Grunde richten.

Ich bitte hier jeden meiner Leſer, einen Augenblick inne zu halten, ſich aller böſen Laune zu entſchlagen, und unparteyiſch den ganzen Zirkel ſeiner Bekanntſchaften durchzugehen. Dann beantworte er ſich einmal folgende Fragen: Wie groß iſt die Anzahl der Familien, die ſich wirklich durch übermäßigen Aufwand zu Grunde richten? Kömmt ſie wohl in Vergleich mit der Anzahl derer, die ordentlich leben und ihre Ausgabe nach ihrer Einnahme einrichten? Sind nicht überhaupt ſelbſt die Männer mehr zum Haushalten, als zum Verſchleudern geneigt? Könnte wohl ſonſt Handel und Wandel beſtehn, wenn das nicht wäre? Wenn der Leſer über dieſe Fragen mit ſich einig iſt, ſo unterſuche er ferner: Unter den Familien, die ſich wirklich ruinirt haben, wie viel ſind ihrer, wo die Weiber eigentlich Schuld

daran ſind; wo dieſe das Vermögen verpraßt haben? Sind nicht durchgängig die Weiber eher zum Geitze als zum Gegentheil geneigt? Man muß nur alle Umſtände recht erwägen, und dann wird man recht einſehn, wie erſtaunlich ungerecht gemeiniglich die Klagen ſind, von Männern, deren Untergang ihre Weiber verurſacht haben. Faſt immer wird man finden, daß ſich die Sache folgendergeſtalt verhält. Ein Mann macht ſeiner Seits einen großen Aufwand. Als ein Deſpot treibt er ſeine Angelegenheiten für ſich, und läßt ſeine Frau nichts davon wiſſen, weil er ſeine eignen Ausſchweifungen verbergen will, ob es gleich gemeinſchaftliche Angelegenheiten ſind. Oft weiß ſie alſo nicht, wie viel der Mann hat oder einnimmt, und beurtheilt es nur aus ſeinen Ausgaben; folglich falſch, weil dieſe übertrieben ſind. Ja und wenn ſie auch durch ihren Scharfſinn einſieht, daß er ſich zu Grunde richtet, ſo kann ſie das um ſo weniger verhindern. Sie verthut alſo auch ihrer Seits viel, entweder weil ſie den Mann für reicher hält, als er

iſt, oder weil ſie von dem allgemeinen Raube ſo viel erhaſchen und genießen will, als ſie kann. Iſt das aber nicht ganz natürlich? Iſt es nicht die tollſte Anfoderung, daß, in der Weile ein Mann ſein Hausweſen durch Spiel, durch Wein, durch Pracht, bisweilen gar durch Mätreſſen zu Grunde richtet, die Frau zu Hauſe ſitzen und ſparen und zuſammenſchrappen ſoll, damit ihres lieben Eheherrn ſaubre Wirthſchaft ein oder ein paar Jahre länger dauern könne? Und doch, doch thut das ſo manches arme gute Weib! Daß ſie es aber nicht alle thun, iſt wahrlich nicht zu verwundern. Ich will deshalb gar nicht läugnen, daß es nicht Weiber gäbe, die verſchwenderiſch wären und alles ihrem werthen Ich aufopfern möchten. Allein ihre Anzahl iſt viel, viel geringer, als man meynt. Das große Geſchrey darüber kömmt wirklich im Grunde blos daher, daß wir Männer immer jeden Gulden, den eine Frau zu ihrem Vergnügen anwendet, als einen an uns verübten Raub anſehn. Sollte indeß ein Mann, bey einer vernünftigen Behandlung ſei-

ner Frau, finden, daß sie in Ansehung des Aufwandes für ihren Putz in Gesellschaften die Gränzen überstiege, so thut er sehr wohl, wenn er ihr Schranken setzt, und dazu hat er immer Mittel in Händen.

Ob der vermischte Umgang eine größere Menge Weiber bewegt, die eheliche Treue zu brechen.

Es giebt indeß freylich noch eine Hauptsache, die man dem Umgange beider Geschlechter vorwirft, und deren Zusammenhang damit man nicht läugnen kann: ich meyne die Vergehungen gegen die eheliche Treue. Denn wenn man jenen gänzlich hemmte, so könnten diese nicht statt finden. Wären diese Vergehungen so häufig, wäre die Sittenlosigkeit so entsetzlich, als sie manche Moralisten schildern, so könnte man freylich diesem Umgange wohl sehr böse Folgen zuschreiben. Zum Glücke ist die Sache nicht ganz so schlimm, als man sie ausschreyt. Das wichtigste über diese Materie wird man zwar da finden, wo ich eigentlich von der Ehe handeln und die Ursachen der heutigen bösen Ehen aus einander setzen werde. Hier sey es genug, folgende Bemerkungen nur anzudeuten. Schwer ist es

anzugeben, ob in einem Lande die eheliche Treue beſſer oder ſchlechter gehalten wird, als in einem andern. Indeß will ich ununterſucht zugeben, daß im Orient, wo die Weiber vornehmer Leute eingeſperrt ſind, der wirkliche Ehebruch unter den höhern Klaſſen ſeltner iſt, als bey uns. Aber will man um dieſen Preis eine ſolche erzwungne Treue haben? Iſt ſie nicht vielmehr für nichts zu achten, da im Herzen einer jeden dieſer eingekerkerten Geſchöpfe, und wäre es auch nur aus Haß gegen ihren Tyrannen, der Ehebruch tauſend und tauſendmal begangen iſt? Wie thieriſch muß der Mann geſinnt ſeyn, der das ganze moraliſche Vergnügen, das uns das Weib gewähren kann, darum hingeben wollte, um ihren Körper allein zu beſitzen? Wer könnte ihn wohl nicht verachten? Geht aber die Meynung darauf hinaus, den Weibern diejenige Freyheit zu laſſen, die ſie in Europa immer genoſſen haben, und nur nicht zu geſtatten, daß beide Geſchlechter ſo häufig als anjetzt geſchieht zuſammen kommen: Will man blos den Ton der kleinen Städte,

die so belobten alten Sitten, die annoch in einigen Provinzen der europäischen Südländer statt haben sollen, eingeführt wissen; so glaube ich gar nicht, daß man in Ansehung der ehelichen Treue viel gewinnen würde. Einige Weiber wird es immer geben, die reizbare Sinne oder einen leichtsinnigen Charakter haben, und die Treue dieser zu erhalten, dürfte wohl ohne Einkerkern unmöglich seyn. Auf alle Fälle kann man darauf rechnen, daß wenn sich diese anjetzt manchem Liebhaber überlassen, so würden sie bey jenen Sitten nicht tugendhafter seyn, sondern nur noch niedriger sinken. Außerdem würde aber Langeweile und Unmöglichkeit, sich anständigere Vergnügungen zu verschaffen, verbunden mit der Niedrigkeit des Umgangs, viele unter denen, die anjetzt sehr tugendhaft sind, zu Vergehungen verleiten, worauf sie anjetzt mit keinem einzigen Gedanken fallen. Das würde um desto häufiger geschehn, wenn etwa die Männer, bey dieser weiblichen Sittenveränderung, ihren eignen Grad jetziger Cultur beybehielten. Ueberhaupt kann

man annehmen, daß die Männer ſich nie dazu entſchließen würden, ſich mit ihren Weibern einzuſperren. Sie würden immer ihre Gelage und ihre Beluſtigungen unter ſich haben. Dann würden die allein gelaßnen Weiber erſt recht Luſt, Zeit und Gelegenheit zu Ausſchweifungen bekommen. Wären nun die Männer kultivirt, ſo könnten ſie ſich vollends nicht entſchließen, mit ungeſitteten und undenkenden Maſchinen, wie alsdenn ihre Weiber wären, zu leben. Sie würden ſie vernachläſſigen, und dann würde eheliche Untreue noch viel gewöhnlicher ſeyn als anjetzt. Mit einem Worte, auf dieſe Weiſe könnten die Männer in dieſem Punkte nichts gewinnen, aber wohl viel verlieren; daher man dem feinern vermiſchten Umgang hierin eigentlich gar keinen böſen Einfluß zuſchreiben kann.

Noch zwey Punkte bleiben mir indeß zu unterſuchen übrig, wenn ich gar nichts von dem vergeſſen will, was man unſerm Umgange beider Geſchlechter je vorgeworfen hat: erſtlich, daß er die Eitelkeit des weiblichen Geſchlechts anfacht,

und besonders die, die sich auf Schönheit gründet: und dann, daß er diesem Geschlechte durch die Art, wie wir ihm begegnen, eine zu hohe Meynung von sich beybringt.

Ob wir den Weibern mit Recht ihre Eitelkeit auf Schönheit vorwerfen können, u. ob jener Umgang dieselbe überwältig vermehrt.

Eitelkeit! Die wagen wir schriftlich und in Büchern dem weiblichen Geschlechte vorzuwerfen! Wer äußert wohl mehr Eitelkeit, als wir Bücherschreiber? Und doch, wen kann man anders mit Grunde für den klügsten Theil des männlichen Geschlechts halten, als die Gelehrten, die Schriftsteller, die Lehrer der Nation? Das sind sie auch, und die ganze Sache beweiset nichts, als daß Eitelkeit in gleichem Grade eine allgemeine Eigenschaft eines jeden menschlichen Wesens ist; die Eitelkeit der Schriftsteller ist nur, wie natürlich, lauter und bemerkbarer, als die des übrigen in der Dunkelheit lebenden Haufens. Sie macht immer großen Lärm; und in der That, kein Frauenzimmer in der Welt kann zorniger werden, wenn man ihr ihr Alter oder ihre körperlichen Mängel vorwirft, als ein Schriftsteller, wenn man ihm Fehler in seinen Werken zeigt.

Indeß ſollten ſich doch wahrhaftig weiſe Menſchen dieſer Eitelkeit ſchämen. Denn damit wird man ſie wahrlich nicht rechtfertigen, daß man ſagt: Sie gehn auf etwas edleres, auf Verſtand; das Frauenzimmer ſey aber nur eitel auf Schönheit, welche ein bloßes Geſchenk des Zufalls ſey, da wir uns jenen hingegen ſelbſt erwerben. Für tiefſehende Philoſophen wäre das ſchlecht räſonnirt. Denn im Grunde ſind beides Geſchenke des Himmels, nur das eine nützlicher und in ſo fern herrlicher als das andre. Dagegen iſt aber auch die Reizbarkeit unſrer Weiſen wegen dieſer Gabe deſto größer und geräuſchvoller, da ſie doch eigentlich gerade um ſo geringer ſeyn ſollte, je mehr ſie die Gabe ſelbſt in ihrem höchſten Grade von Nützlichkeit, und in ihrer größten Stärke beſäßen. Hierin zeigt ſich aber vollends unſre Ungerechtigkeit gegen das weibliche Geſchlecht, daß eben die, die dem Weibe Eitelkeit auf körperliche Reize vorwerfen, es bitterlich tadeln und ſchelten, wenn es ſich's beykommen läßt, nach höhern Vorzügen zu trachten, ſeinen Verſtand auszubil-

den, und dadurch Lob und Beyfall, um welche diese Herren selbst so eifrig buhlen, zu erwerben. Doch dieß nur im Vorbeygehn. Hier will ich eigentlich bemerken, daß da unsre Weisen so erstaunlich eitel auf ihre Weisheit sind, so kann man mit Grund schließen, daß diejenigen unter uns, die nicht so weise, aber schön sind, denselben Grad der Eitelkeit auf die Vorzüge ihres Körpers lenken. Der Schluß ist völlig richtig, und ich würde ganz fest darauf fußen, wenn nicht ein paar Weise unter uns, die zugleich schön seyn sollen, mir die Mühe erspart hätten, einen muthmaßlichen Beweis zu führen, weil sie ihn thätlich gegeben haben. Sie haben diesen Vorzug so hoch erhoben, so verächtlich auf die herabgesehn, die ihn nicht hatten, daß man wohl sieht, wie viel sich selbst Weise darauf einbilden, wenn sie ihn besitzen. Was werden also nicht die Minderweisen hierin thun? Und in der That, ich frage auch hier alle meine Leser von beiden Geschlechtern: Haben sie wirklich nur mäßig hübsche Mannspersonen gesehn, die sich nicht gern putzten, nicht

gern ihre hübſche Seite zeigten, ſich zumal nicht gern beſpiegelten; die mit einem Worte nicht eben die kleinen Schwachheiten verriethen, die wir dem Frauenzimmer ſo hoch anrechnen *). Und doch welch ein Unterſchied! Schönheit iſt bey dem Frauenzimmer eine Hauptſache. Man ſagt bisweilen: Es ſey unbillig, Schriftſteller, und wenn ſie auch ſchlechte Bücher geſchrieben haben, in Recenſionen zu tadeln, weil man oft ihrem Glücke ſchade. Iſt aber nicht Schönheit für das weibliche Geſchlecht ein Hauptmittel, ſein Glück zu machen? Iſt es ihm alſo zu verdenken, wenn es alles anwendet, um andern eine gute Meynung von derſelben beyzubringen? Wenn ein Befliß-ner der Wiſſenſchaften durch ein unverdautes Werkchen der Welt gern glauben machen wollte, er ſey ſehr klug und ſehr gelehrt, und ſich dann kränkt, wenn jemand zeigt, daß er's nicht iſt; ſo

*) Wenn ich wollte, ſo könnte ich mich hier auf Nachrichten von Reiſenden berufen, die unter den wilden Völkern gefunden haben, daß die Putzwuth bey dem männlichen Geſchlechte eben ſo ſtark, bisweilen noch ſtärker iſt, als bey dem weiblichen.

bleiben ihm immer noch andre Hülfsmittel. Er kann Küster, er kann Thorschreiber ꝛc. werden. Was soll aber ein armes Mädchen anfangen, wenn man nicht haben will, daß sie ihre Schönheit, und auch nicht einmal, daß sie Verstand zeigen soll?

Eitelkeit auf Schönheit ist auch eben daher und muß diesem Geschlechte natürlich seyn. Ja wenn man es auch einsperrt, so bleibt diese Eitelkeit zwar in seinen Kerkern eingeschlossen, aber ausgerottet wird sie darum nicht: denn es ist der Vorzug, der, nach den Anordnungen der Natur, zu seiner Glückseligkeit am unentbehrlichsten ist: es ist der Vorzug, wodurch es sich das stärkere Wesen, mit dem es auf einem Planeten leben muß, und das oft seine Stärke gewaltig mißbraucht, vorzüglich geneigt machen kann. Bey uns vollends läßt sich diese Art von Eitelkeit gar nicht vertilgen. Denn so lange als die Einwilligung des Mädchens zur Schließung der Ehe erforderlich ist, wird das schöne Mädchen immer viel Freyer haben, die jeder ihm sehr huldigen wer-

werden, um ihre Neigung vorzüglich auf ſich zu lenken, und das muß ihrer Eigenliebe Vergnügen machen, und ſie eben daher unterhalten und ſtärken. Allein wahrlich es gehört ein ſehr böslaunigter Menſch dazu, um zu finden, daß dieſe Eitelkeit ſo viel Böſes hervorbringt, und dafür zu halten, daß es der Mühe werth ſey, blos damit ſie verborgen bliebe, eine ſolche verderbliche Ungerechtigkeit zu begehen, als die Weiber zu unterjochen, und ihnen alle Wahlfreyheit bey der Ehe zu rauben.

Ob endlich dieſer Umgang dem weiblichen Geſchlechte eine übermäßige Meynung von ſeiner Wichtigkeit beybringt.

Etwas mehr Anſchein hätte dieſe Meynung, wenn die Nahrung, die dieſe Eitelkeit in dem vermiſchten Umgange erhält, es dahin brächte, daß die Weiber ſich ganz verkennen und meynen ſollten, (um mich des Ausdrucks jenes von mir beſtrittnen Schriftſtellers zu bedienen) ſie wären der Mittelpunkt, um den ſich die ganze Welt dreht. Zum Glück iſt das eine gewaltige Uebertreibung.

Jene allgemeine Achtung, womit dem weiblichen Geſchlechte unter den geſitteten Ständen begegnet wird, z. B. daß ſie überall oben an ſitzen, den beſten Platz erhalten, zuerſt bedient werden, auf Beyſtand und Aufwartung von Seiten aller Mannsperſonen, den erſten den beſten, rechnen und ihn fordern können ꝛc. iſt einer der ſchönſten Züge des edlen europäiſchen Charakters. Es iſt der herrlichſte Ueberreſt des Rittergeiſtes, nachdem ihn Vernunft und Einſichten von dem gereinigt haben, was ihm Wildes und Rohes anklebte. So viel läßt ſich auch in der That behaupten, daß man das weibliche Geſchlecht entweder ſo behandeln, oder gänzlich von dem unſern abſondern und beynahe einſperren muß. Wie könnte es ſich ſonſt unter dem ſtärkern männlichen ſehen laſſen, wo es jeder Kränkung, jeder Beleidigung ausgeſetzt wäre? Nein! dieß feine Gefühl, welches die höhere Kraft zum eigenwilligen Nachgeben gegen körperliche Schwäche bewegt, wonach jene dieſe ehrt und ſchont, um gleichſam die Härte der Natur wieder gut zu ma-

chen, iſt etwas viel zu Löbliches, Schönes, Herrliches, als daß man es nicht forgfältig bewahren ſollte. Leider ſieht man unter uns nur zu viel Abweichungen davon, worunter ich nur die auffallendſte anführen will; daß nämlich in Schauſpielen oft Mannsperſonen ſitzen, und Frauenzimmer hinter ſich ſtehen laſſen. Unbegreiflich iſt es, wie Männer ſich nicht ſchämen ſo unedel zu handeln.

Die Beſorgniß, daß dieſes Betragen, in Anſehung der wahren Verhältniſſe des menſchlichen Lebens, dem Frauenzimmer den Kopf verrücken ſollte, iſt wirklich lächerlich. Wenn die Dame aus einer Geſellſchaft zu Hauſe kömmt, wo man ihr überall Platz gemacht, die Hände geküßt, und alle ritterliche Ehrerbietung erwieſen hat, ſo weiß ihr der liebe Ehegemahl recht wohl empfinden zu laſſen, daß ſie im Hauſe nicht ſo herrſcht, als ſie in ſolchen kleinen Dingen in Geſellſchaften zu gebieten ſcheint. Sie verſuche es nur, ſeine Gefälligkeit eben ſo auf die Probe zu ſetzen, ſo wird

ſie bald an die ſehr engen Gränzen derſelben ſtoßen und ſie nicht überſteigen können. So lange Frauensperſonen unverheirathet ſind, kann es freylich nicht fehlen, daß man ihnen überall huldigt, wenn ſie ſich entweder durch Bildung oder Verſtand, und leider noch mehr, wenn ſie ſich durch Reichthum oder Anſehn ihrer Verwandten auszeichnen, weil ſich alsdenn jeder, der Anſprüche auf ihren Beſitz macht, bemüht, durch ſeine Gefälligkeit ihre Neigung zu erlangen, von der ihre Einwilligung abhängt. Noch einmal, dieß läßt ſich nicht anders als durch Unterjochung der Weiber abändern. Zwar will ich nicht läugnen, daß nicht manchmal die Huldigungen, die ein unverheirathetes Frauenzimmer, welches viele Verehrer hat, von ihnen empfängt, einen nachtheiligen Eindruck auf ſie machen ſollte, wenn ihr der Himmel nicht ein hinlängliches Maaß von geſunder Vernunft gegeben hat. Allein wie iſt dem Dinge abzuhelfen? Es verhält ſich damit, wie mit dem Rechte, ſein Vermögen und ſeinen Stand ſeinen Kindern erblich

u übertragen. Sehr viele Menſchen werden
arum Narren, Taugenichtſe und Böſewichter,
eil ſie ein eigenthümliches Vermögen beſaßen,
nd mit einem hohen Range geboren waren.
Die Zahl derſelben iſt gewiß unendlich größer als
ie Zahl der Weiber, deren Kopf und Herz die
chmeicheleyen ihrer Verehrer verderben haben.
indeß würde es doch der Geſellſchaft einen viel
rößern Nachtheil bringen, wenn man den Ael-
rn nicht geſtattete, ihr Vermögen ihren Kin-
rn zu hinterlaſſen. Eben ſo würde es der Ge-
llſchaft viel ſchädlicher und an ſich noch viel un-
rechter ſeyn, wenn man jener viel kleinern Un-
legenheit wegen dem weiblichen Geſchlechte alle
Wahlfreyheit unter ihren Freyern rauben, und
zu wahren Sklaven des männlichen machen
ollte. Denn der Schade iſt wahrlich lange ſo
rß nicht, als man ihn ſchildert, da bey weiten
e mehreſten unter den Mädchen, denen man
ch ſo ſehr gehuldigt hat, recht ſehr gute Weib-
r werden.

Allein man huldigt doch noch den schönen Weibern, wird mancher sagen, und dadurch wird ihnen ihr Ehemann, der nicht so galant seyn kann, oft verleidet, und sie zur Untreue gegen ihn bewogen. Die Untersuchung dieses Punkts gehört zwar eigentlich, wie ich schon gesagt habe, dahin, wo vom Ehestande gehandelt werden soll. Indeß will ich doch hier bemerken, daß jene feine Achtung, die ein edles Gemüth dem ganzen weiblichen Geschlechte zu bezeigen für Pflicht halten wird, von dem Verfolgen einer Frauensperson durch Schmeicheleyen, um sie zu bewegen ihre Pflicht zu vergessen, wesentlich unterschieden ist. Von letztern ist hier nicht die Rede, denn der vermischte Umgang beider Geschlechter kann ohne sie gar wohl bestehen. Nur von jenem Betragen behaupte ich, daß es dem weiblichen Geschlechte den Kopf nicht verrückt, denn außerdem habe ich schon untersucht, wie der Einwurf, daß der Umgang beider Geschlechter nach heutigem Fuß überhaupt der ehelichen Treue schadet, betrachtet werden muß.

Wenn ich nun deutlich gezeigt habe, daß in dieſem Umgange nichts ſchädliches iſt, daß dadurch kein Fehler oder Fehltritt hervorgebracht wird, der nicht bey der entgegengeſetzten Einrichtung eben ſowohl ſtatt gefunden hätte, oder durch andre noch viel ärgere erſetzt worden wäre; daß endlich dieſer Umgang von der, dem weiblichen Geſchlechte nach aller Billigkeit zukommenden Wahlfreyheit des Gatten unzertrennlich iſt, die außerdem dem ganzen menſchlichen Geſchlechte ſo viel Vortheile verſchafft; ſo glaube ich alle Einwendungen dagegen gehoben zu haben. Außerdem bringt aber dieſer Umgang noch gewiß viel Gutes hervor, deſſen Auseinanderſetzung mich hier zu weit führen würde. Um indeß nur einiges davon anzudeuten, ſo bedenke man: daß die Geſetze den Frauen gewiſſe Rechte zugeſichert haben, z. B. das Recht Vermögen zu beſitzen; das noch nützlichere, Vormünderinnen ihrer Kinder zu ſeyn, ꝛc. Wie könnten ſie dieſe handhaben, wenn ſie gar keine Kenntniß der Menſchen und der Welt hätten? Und wo ſollten ſie die-

Vortheile, die theils offenbar, theils muthmaßlich aus dieſem Umgang entſpringen.

ſelben bekommen, wenn ihnen aller Umgang abgeſchnitten wäre? Außerdem macht der Umgang mit Weibern unſre eignen Sitten feiner, ſanfter, vernünftiger. Sie haben z. B. gewiß ſehr viel dazu beygetragen, den ehemaligen Hang zur Völlerey und zum Schwelgen zu vermindern. Wer kann ſagen, wie viel man ihnen, von eben ſo weſentlichen Verbeſſerungen unſers Zuſtandes urſprünglich zuſchreiben muß? Vielleicht haben wir es eigentlich ihrem Umgange zu verdanken, daß man jetzt ein ſo allgemeines Vergnügen am Wohlthun findet, daß unſre Criminal-Jurisprudenz ſo menſchlich iſt, daß die Kriege mit ſo viel Gelindigkeit geführt werden. Sie haben unſre Vergnügungen feiner und edler gemacht. Aus ihrem Umgange iſt gewiß die Verbeſſerung einer der wichtigſten Volksbeluſtigungen, nämlich der Schaubühne, entſtanden. Alle dieſe und vielleicht noch mehr wichtige Dinge verdanken wir vermuthlich dem Eindrucke, den ihr Umgang auf uns gemacht hat; denn die Völker, bey denen dieſer Umgang nicht ſtatt findet, wiſ-

alle nichts davon: und dieſe Vortheile über-
gaen gewiß bey weitem alle angeblichen Nach-
ile, die ich außerdem ſchon hinlänglich durch
läugbare Thatſätze widerlegt habe. Ich eile
ber zum folgenden Hauptſtück, der von einer
wichtigſten Folgen des geſellſchaftlichen Zu-
ndes der Weiber unter uns handeln ſoll.

Zweites Hauptstück.

Von der Ausbildung des Geistes bey dem weiblichen Geschlechte.

Man will den Weibern nicht erlauben, nach Vernunft des Verstandes zu streben.

Das ganze Maaß der Ungerechtigkeiten mancher Schriftsteller gegen die Weiber läßt sich so groß nicht vorstellen, als es wirklich ist. Wenn sie etwas auf Schönheit halten, diese zeigen wollen, und daher sich gerne putzen; so wird das als ein entsetzliches Verbrechen, als eine Quelle des Sittenverderbens, als der Ruin der Familien geschildert. Versuchen sie es, sich höher zu erheben, die vergänglichen Reize des Körpers geringer zu achten, und ihr Verlangen nach den dauerhaftern Annehmlichkeiten des Verstandes zu richten; dann wird das bald als etwas Erschreckliches und Grundverderbliches, bald als eine fruchtlose und deshalb lächerliche Bemühung vorgestellt. Besonders werden die armen sogc-

nannten gelehrten Weiber von den Schriftstellern oft unbarmherzig behandelt.

Keiner macht es indessen so arg, als der Verfasser des Buchs über die Weiber. Der will ihnen nicht einmal erlauben, einen Werth auf ihre Tugend zu setzen. S. 159 sagt er: „Wie wird „nicht der Mann bey dem geringsten Widerspru„che immer von der Tugend der Dame hören „müssen, die vielleicht nie Anfechtung litt, sich „aber doppelt erheben wird, wenn sie einmal „durch ihr kaltes Temperament eine Anfechtung „überwand.“ Man höre ihn dazu noch S. 204. „Von den vier Arten der Eitelkeit verfährt die „Tugendeitelkeit am grausamsten, am strengsten. „— und doch, sagt man, soll diese Eitelkeit am „leichtesten zu überwinden seyn.“ In einer Erzählung von la Fontaine wäre ein solcher Einfall allenfalls am rechten Orte: aber in einem moralischen Buche! Was heißt hämisch, wenn nicht dieß so zu heißen verdient? Denn worauf soll sich wohl sonst ein menschliches Wesen etwas zu gute thun, als auf Tugend; und warum soll das

In einigen Schriftstellern wollen sogar daß sie sich nicht einmal auf das Bewußtseyn der Tugend etwas zu gute thun sollen.

tugendhafte Weib nicht eben sowohl jenen edlen Stolz haben können, den man so willig an dem tugendhaften Manne lobt? Doch hier soll eigentlich nicht von der Tugend der Weiber, es soll von den Vorzügen und der Ausbildung ihres Geistes gehandelt werden.

Das Weib muß in Ausbildung seines Geistes dem Manne verhältnißmäßig folgen.

Das Loos des Weibes, ich wiederhole es, ist, mit einem stärkern Wesen in Verbindung auf dieser Welt gesetzt zu seyn, dem es suchen muß zu gefallen. So lange dieß Wesen roh und unwissend ist, kennt es an seiner Gefährtinn wenig andre Reize, als die äußerlichen. Tritt indeß unter beiden eine freye Verbindung auf Zeitlebens ein, so lehrt den Mann bald die Erfahrung, daß auch auf die Gemüthsart des Weibes gesehn werden muß, um mit ihr das ganze Leben auf eine behagliche Weise zu durchleben. Dieß erhöhet mächtig die Moralität des Weibes, indem es sich der Tugend und Herzensgüte befleißigen muß, um dem Manne zu gefallen. Wenn nun aber der Mann seinen Geist ausbildet, für die Vorzüge desselben anfängt Gefühl zu

bekommen; dann müssen ihm diese über alles werth scheinen. Ihre Nützlichkeit in allen Dingen ist gar zu groß, sie verschaffen in allen Zweigen der menschlichen Angelegenheiten ein gar zu entscheidendes Uebergewicht. Daher haben sich auch bey keinem Volke in der Welt die Wissenschaften ordentlich entwickelt, ohne sogleich ein Gegenstand der allgemeinen Bemühungen zu werden, ohne fast alle andern, in rohern Zeiten übliche Anstrengungen der Kräfte zu verdrängen. Bey den Griechen hörten nach und nach die gymnastischen Uebungen auf; bey den Römern übte man sich lange nicht mehr so viel auf dem Marsfelde; und bey uns haben Turniere und Ritterspiele, nebst allen sehr heftigen Leibesübungen, ein Ende genommen; und überall ist diese Erscheinung die unmittelbare Folge einer großen Entwicklung der Wissenschaften gewesen.

Wenn die körperliche Stärke bey den Männern anfängt, einen Theil ihres Werths zu verlieren, so kann auch körperliche Schönheit nicht mehr das einzige, und bey vielen seiner denken-

den Mannspersonen nicht einmal mehr das vornehmste Reizungemittel bleiben. Sie müssen es fühlen, daß das Leben mit einem schönen, ja sogar ziemlich gutherzigen, aber an Geiste ungebildetem Weibe zuzubringen, wenig wahre und dauerhafte Zufriedenheit verheißt. Denn die Befriedigungen der Sinne sind kurz; die bloße Gutherzigkeit hat viel Schwankendes und Unzuverläßiges; da hingegen die Vergnügungen des Geistes allein dauerhaft und immer neu, so wie die Einsichten immer die festesten Stützen der Tugend bleiben.

Diejenigen, die das läugnen, übersehen die guten Folgen dieses weiblichen Bestrebens, wegen einiger zufälliger geringer Ungelegenheiten.

Bey solchen Umständen muß sich das weibliche Geschlecht, unter denjenigen Volksklassen, denen die Geistesfreuden bekannt sind, nothwendig bemühen, seinem Geiste diejenige Ausbildung zu verschaffen, die es fähig machen, diese Freuden zu empfinden und zu gewähren. Wenn Moralisten behaupten, daß das anders seyn müßte, so verlangen sie, daß der Strom seinen Lauf von selbst zurückhalte. Wie können sie doch solche moralische Myopen seyn, daß ihnen einige sehr

erinige Mißbräuche, die sie einmal hie und da emerkt haben, allen Blick aufs Ganze benehen, und sie verhindern zu sehen, daß ohne jene Mißbräuche, die bey weitem überwiegenden Vorheile der Ausbildung des Geistes unsrer Weiber ar nicht statt finden könnten? Oder beseelt sie uch hier jener orientalische Despotismus, der n einer Frau nichts als eine nützliche Sklavinn aben will, und der wohl fühlt, daß gescheute Weiber das Joch nicht so geduldig tragen, als infältige und unwissende? Doch ich will die ngeführten Mißbräuche gehörig zu bestimmen nd zu würdigen suchen.

Einwürfe, die das Buch üb. die W. gegen ihre Bemühungen, ihren Geist auszubilden, enthält.

Ich bitte den Leser die Stelle im Buche über le Weiber nachzulesen von S. 183 — 188. Sie st zu lang, um sie ihm hier vorzulegen, sie handelt ganz von der Eitelkeit der Weiber in Beziehung auf die Vorzüge des Geistes, und enthält ittre Ausfälle auf die Bemühungen, welche die mehresten anwenden, ihren Verstand auszubilden. Mir scheint es leicht den Ungrund dieser Ausfälle zu zeigen.

Sie lesen herzlich Romane und Schauspiele, und fassen dadurch viele zu hohe Meynung von ihrer Wichtigkeit.

Der erste und der Hauptvorwurf, der ihnen dort gemacht wird, besteht darin, daß sie nichts lieber lesen als Romane und Komödien, und daß ihnen diese Lektüre nicht etwa darum höchstschädlich sey, weil sie der Tugend gefährlich ist, sondern weil sie ihnen eine zu hohe Meynung von ihrer Wichtigkeit beybringe. Ob Romane überhaupt, und dem weiblichen Geschlechte insbesondre, so schädlich sind, als manche Schriftsteller es behaupten, werde ich an einem andern Orte untersuchen. Hier will ich nur eine andre große Ungerechtigkeit aus einander setzen, die sie fast alle begehn, und besonders der Verfasser jener Schrift.

Denjenigen, die keine Romane lesen, und nach höhern Kenntnissen trachten, wird vorgeworfen, daß sie unfähig sind, sich weder in Wissenschaften noch selbst in den Künsten hervorzuthun.

Gegen die Frauenzimmer, die das Romanenlesen fliehen, sich höher schwingen, und wahre Kenntnisse sammeln wollen, erhebt dieser Moralist ein noch ärger Geschrey, und ergreift alle Waffen des Spotts, um sie davon abzuschrecken. Er wirft ihnen Unfähigkeit vor, diese Kenntnisse zu erlangen, und zwar in jedem Fache, in Künsten sowohl als in Wissenschaften; und vergißt,

daß

daß das allenfalls nur von dem höchsten Grade derselben wahr seyn mag, zu dessen Erlangung ihnen alle äußerliche Antriebe fehlen. Er wirft ihnen vor, daß sie nichts recht gründlich wissen, und vergißt, daß ihnen alle Anleitung fehlt, um etwas recht gründlich zu lernen, und daß sie fast nur immer Selbstgelernte sind, welchen es auch bey uns am rechten Zusammenhange der Ideen fehlt. Er vergißt, daß ihr Lernen bloße Liebhaberey seyn muß, und daß unsre Liebhaber der Wissenschaften gemeiniglich auch sehr seichte Köpfe bleiben.

Ich kann gar nicht einsehen, warum er dem weiblichen Geschlechte alle Sammlung von Kenntnissen verleiden will, und wie die Welt dadurch wird gebessert werden, wenn sie höchst unwissend sind. Daß er sie ihnen aber verleiden will, ist gewiß. Sonst würde er nicht so beißende Wendungen gebrauchen, um die, die darnach trachten, lächerlich zu machen. Nur einige zum Beyspiele. Er sagt: „Wenn sich ihre Eitelkeit auf „Bekanntschaft mit der Litteratur gründet, —

„so ist ihnen viel empfunden zu haben — nichts; „viel gedacht zu haben, nicht viel mehr; aber viel „zu wissen, alles.“ Ich kann zwar eben nicht sagen, daß mir seine Meynung hier recht verständlich wäre. Allein wie höchst selten sind nicht die Weiber, die eine Eitelkeit auf ihre Bekanntschaft mit der Litteratur setzen! Das ist eine viel zu individuelle Beschaffenheit, als daß sich darüber etwas festsetzen ließe. Auch will ich das gar nicht thun. Indeß kann ich doch nicht unterlassen anzuführen, daß unter der sehr geringen Zahl von eigentlich gelehrten Frauen, die ich gekannt habe, gerade zwey gewesen sind, die bey wahrer, eine ganze Menge von sogenannten Gelehrten beschämenden Gelehrsamkeit, so höchst modest waren, daß man sie sehr genau kennen mußte, um zu argwöhnen, daß sie mehr verstanden, als andre Weiber ihres Standes. Ich weiß es wohl, das beweiset nichts; allein ich führe es auch nur als meine eigne Erfahrung an.

Eben dieser Schriftsteller sagt S. 172: „Große Philosophinnen sind die Weiber auch „im Geschmacke der Kammerjungfer bey Lichten „berg, die da bey Gott schwur, daß sie eine „Atheistinn sey.“ Ich habe schon bemerkt, daß jede gute Sache eine Narrheit erzeugt; denn eben weil sie gut ist, so trachten viele Menschen darnach, und unter den vielen wäre es wohl Wunder, wenn es nicht etliche Narren gäbe. So geht es also auch mit dem Nachdenken und Lesen der Schriften über Wahrheiten, die jedem menschlichen Wesen wichtig sind, welches man gemeiniglich Philosophie nennt. Sollen aber die Weiber ihre Gedanken gar nicht mit diesen Gegenständen beschäftigen? Nein, gewiß nicht; wenn sie so allgemein, wie es hier dieser Schriftsteller behauptet, solche Philosophinnen werden. Hat er aber, wie zu vermuthen steht, nur ein paar Närrinnen angetroffen, die so räsonnirt haben, so ist es sehr unbillig, von diesen aufs Allgemeine zu urtheilen, und immer zu sagen: die Weiber, die Weiber. Haben wir denn

Ihre Philosophie soll im Allgemeinen wie die eines Kammermädchens beschaffen seyn, das bey Gott schwur, sie wäre eine Atheistinn.

nicht etwa in unserm Geschlechte solche Narren im Ueberfluß, die sehr gut mit jenem Kammermädchen figuriren könnten? Wahrlich dann müßte man uns noch vielmehr das Studium der Philosophie untersagen; denn wir haben, selbst verhältnißmäßig nach der Zahl der lesenden Köpfe, weit mehr solche männliche Narren, als es weibliche giebt. So viel als ich die deutschen Weiber kenne, so giebt es deren höchst wenige, die eine andre als sehr religiöse Denkungsart hätten. Wenn es sich nicht so bey unserm Geschlechte verhält, so ist das traurig genug. Selbst alsdenn, wenn es unter unsern Freydenkern viele eben so einsichtsvolle und festüberzeugte Religionsläugner gäbe, als Spinoza; so wäre das ein kläglicher Vorzug. Allein auch den hätten wir nicht einmal. Ich selbst weiß, daß es einige wenige irreligiöse Weiber giebt, und unter diesen sehr wenigen etliche, die an Festigkeit des Geistes in ihren wohl überlegten Ueberzeugungen, und an äußerm Anstande dabey, um kein Aergerniß zu geben, von keinem Manne übertroffen wer-

den. Weiter kann ich über eine mir so selten vorgekommene Klasse von Weibern nichts sagen.

Ausfälle gegen die weibl. Schriftstellerey.

Greift man die Weiber, die etwas wissen und denken wollen, mit so scharfen Waffen an; so kann man sich leicht vorstellen, daß man noch viel ärger hinter denen herschreyt, die ihre Prätensionen bis zur Schriftstellerey treiben. Ich schmeichle mir darzuthun, daß in dem Lärmen, das man davon macht, gar sehr viel Uebertriebnes ist.

Bey der nothwendigen allgemeinen Bemühung, ihren Geist auszubilden, kann es nicht fehlen, daß einige Weiber sich bis zur Schriftstellerey darum bey vorthun.

Ich gehe von dem Grundsatze aus, daß Frauenzimmer anjetzt ihren Geist nothwendig ausbilden müssen. Es könnte, nach der jetzigen Lage der Dinge, keine wahre Harmonie unter beiden Geschlechtern existiren, es würden tausend Unordnungen entstehen, wenn das weibliche Geschlecht in der Ausbildung seines Geistes außer allem Verhältniß mit dem Manne stehen bliebe. Da sie die allgemeinen Erzieherinnen des ganzen Menschengeschlechts in den ersten Jahren sind, so bringt es auch unserm Geschlechte große Vortheile, daß sie lesen und denken lernen. Es können sich aber unmöglich viele Menschen auf eine

Bahn begeben, ohne daß nicht manche den andern darin vorlaufen, und es auch gern sehen lassen sollten, daß sie ihnen vorgelaufen sind. Da also unsre Neigung zu Kenntnissen und Verstand die Weiber genöthigt hat, auch darnach zu ringen, um uns auch dadurch reizen zu können; so mußten auch einige die Sache mit größerm Eifer angreifen, und weitere Fortschritte darin machen, als es eigentlich nöthig wäre. Man muß den unleugbaren Satz nicht vergessen, daß alles Gute übertrieben wird, und eben darum eine Thorheit erzeugt. Meine Meynung ist zwar ganz und gar nicht, jede Schriftstellerey von Seiten eines Frauenzimmers als eine Thorheit auszugeben. Ich spreche hier nur im Geiste ihrer Gegner, und sage, gesetzt es wäre eine Thorheit, so wäre es immer ihrer Seltenheit wegen höchst unrecht, sie dem ganzen Geschlechte vorzurücken. Muß deshalb das ganze Geschlecht allen Anspruch auf Einsichten, Kenntnisse und einen ausgebildeten Verstand aufgeben, weil einige darüber in Thorheiten verfallen? Ist es erlaubt, das viele Gute

deshalb zu verkennen, was durch diese Ausbildung des Verstandes erzeugt wird? Ist es erlaubt, nicht einzusehen, daß das hierin allenfalls Uebertriebene die unzertrennliche Folge einer an sich guten Sache ist?

Die Klagen, daß ihnen dieses zu viel Zeit raubt, und sie von Erfüllung ihrer Pflichten abhält, sind übertrieben und ungerecht.

Noch lieber möchte ich aber wohl fragen: ist es denn der Mühe werth, über die weibliche Schriftstellerey unter uns ein Wort zu verlieren? Wie viel weibliche Schriftsteller giebt es denn? Verschwinden sie nicht unter der Legion von schreibenden Menschen, die mit ihren Produkten Deutschland überschwemmen, so daß man diese kleine Vermehrung der Schreibsucht gar nicht einmal merkt? Wie viel geringer ist aber nicht ihr Verhältniß gegen ihr ganzes Geschlecht? Und welch eine noch weit geringere Anzahl derselben sind Vielschreiberinnen? Sichtbarlich ungerecht ist also die Klage, daß ihnen die Schriftstellerey zu viel Zeit raube, und sie von den Pflichten ihres Standes abhalte. Die witzigen Einfälle hierüber sind abgenutzt; man findet sie schon in Mollierens: Gelehrte Weiber, bey Gele-

genheit welcher man folgende Betrachtungen anstellen muß, um den Werth dieses Witzes recht zu würdigen.

Betrachtung der Gelegenheit des Molierischen Lustspiels: die gelehrten Weib.

Ein Komödienschreiber kann seine Charaktere schildern wie er will; wenn sich nur ein Individuum in der Gesellschaft findet, das ihnen gleicht, so ist er gerechtfertigt. Denn was er schildert, soll auch nur Individuum seyn. Obendrein hat er noch die Freyheit, diesen individuellen Charakter karrikaturmäßig zu zeichnen, wenn nur Aehnlichkeit da ist. Dieß ist aber nicht dem Schriftsteller über die Weiber erlaubt; der muß lauter Züge darstellen, die einen gewissen Grad von Allgemeinheit haben, weil der moralische Schriftsteller blos Wahrheit genau erforschen und darstellen darf. Sobald also nicht viele Weiber die Liebe zur Ausbildung des Verstandes wirklich übertreiben, sobald unter den wenigen, die bis zur Schriftstellerey sich erheben, nicht die mehresten ihre Pflichten versäumen, oder darüber in Lächerlichkeiten verfallen, so verdient die Sache

nicht in einem ſolchen Buche ſo weitläuftig abgehandelt zu werden.

Folgendes iſt auch, meyne ich, keine unwichtige Bemerkung über das Molierſche Stück. Er ſoll es, der Meynung nach, darum geſchrieben haben, um die Damen des damals berühmten Hôtel de Rambouillet lächerlich zu machen. Allein wie fängt er das an? Seine gelehrten Weiber ſind aus dem Bürgerſtande genommen: eine eheliche Kaufmannsfrau, ihre Schweſter, und ihre Töchter. Und warum das? warum nahm er nicht vornehme Perſonen, woraus doch die weibliche Geſellſchaft jenes Hauſes beſtand? Weil ſich's bey jenen denken läßt, daß eine paſſionirte Neigung zu Gelehrſamkeit Unordnungen hervorbringen kann; weil ſich da der Spaß anbringen läßt, daß, indeß die Frau ſtudirt, die Suppe verſalzen wird, und der Braten verbrennt. Hätte er aber vornehme Perſonen aufs Theater gebracht, ſo wäre alles Lächerliche weggefallen. Man hätte eingeſehn, daß Stand und Vermögen ſolche Menſchen über alle häusliche

Geschäfte wegsetzt; daß sie also keinen nützlichern Zeitvertreib wählen können, als an der Ausbildung ihres Geistes zu arbeiten, und daß, wenn die Sache auch wäre übertrieben worden, so blieb' es immer die unschuldigste und verzeihlichste Schwachheit.

Man wird mir zwar die Ursache vorhalten, warum die Damen vom Hôtel de Rambouiller sich Molierens satyrische Geißel zuzogen. Sie hatten nämlich ihn und seine Freunde durch ihre Urtheile beleidigt, die doch die Nachwelt hernach kassirt hat; denn die Schriftsteller, welche diese Damen beschützten, sind in die Vergessenheit gefallen; ihre Gegner aber, Moliere, Racine und Boileau sind unsterblich geworden. Allein man bedenke, daß diese Damen in der Bewunderung andrer damals berühmter Schriftsteller waren erzogen worden, und daß es unmöglich ist, ausgebildeten Gemüthern einmal angenommene Meynungen zu entreißen. Das kann weder die neuaufkeimende Wahrheit, noch der werdende gute Geschmack. Wie lange hat nicht

Gotsched bey uns Anhänger behalten, nachdem einige Schriftsteller schon beßre Einsichten in unsrer Litteratur verbreitet hatten! Oder um ein noch neueres Beyspiel anzuführen. Können wohl so viel Männer, die sich selbst unter die ersten philosophischen Köpfe Deutschlands zählen, die Wahrheiten der Kantschen Philosophie fassen? Und man sollte Weibern das verwerfen, was solche Philosophen nicht vermögen!

Vergleichung der weiblichen Liebhaberey für Wissenschaften, mit ihrer Liebhaberey der Musik.

Wenn doch diejenigen, die so sehr über die gelehrten Weiber klagen, die Städte Deutschlands durchreisen wollten, um diejenigen zu zählen, die über Gelehrsamkeit und Schriftstellerey ihre Pflichten versäumen. Sie würden wahrlich nur sehr wenige finden. Es geht damit, so wie gewöhnlich mit der Liebhaberey zur Musik. Verschiedne Frauenzimmer treiben letztere, so lange sie unverheirathet sind, sehr stark, weil es eine Annehmlichkeit ist, die ihnen sehr nützlich werden kann. Sobald sie aber verheirathet sind, so bleibt sie liegen, als eine Sache, die nun ihre Dienste gethan hat. Bisweilen findet sich wohl

eine und die andre, die diese Liebhaberey beybehält. Unter diesen ist dann wohl noch eine hie und da, die sie zu weit treibt. Allein das ist und bleibt immer sehr selten. Wenn indeß ein Frauenzimmer im Stande ist, ohne alle Versäumniß ihrer Pflichten, ein so angenehmes Talent als Musik, oder einen so edlen Zeitvertreib, als die Ausbildung des Geistes, fortzusetzen; wer könnte das wohl tadeln?

Was man untersuchen muß, um bestimmen zu können, ob eine Frau wegen Liebhabereyen der Wissenschaften ihre Pflichten wirklich versäumt.

Um aber dieß mit Billigkeit zu beurtheilen, muß man die Umstände einer solchen Frau genau erwägen. Denn einen Zeitvertreib muß der Mensch haben; und kann wohl ein edlerer gedacht werden, als die Bearbeitung des Geistes? Seinem Zeitvertreibe kann und darf auch jeder Mensch etwas aufopfern. Daher muß in jedem individuellen Falle untersucht werden, ob eine Frau durch ihre Liebe zum Lesen mehr in der Haushaltung versäumt, als dasjenige ausmacht, was sie mit Recht auf ihr Vergnügen verwenden könnte. Thut sie das nicht, so verdient sie vielmehr ein großes Lob über die Wahl ihres

Zeitvertreibes. Wenn hingegen in der Haushaltung durch das Studieren der Frau mehr versäumt werden sollte, als obbemeldeter Betrag, so frägt sich's wieder: ob ihre Bemühungen nicht auf der andern Seite mehr hinein bringt, als diese Versäumniß beträgt. Das schätzbare Frauenzimmer, das ich hier namentlich zum Beyspiele aufstellen will, verzeihe mir es. Ihr durch ganz Deutschland ausgebreiteter Ruhm ist meine Rechtfertigung dieserhalb. Ich weiß nicht das geringste von dem Privatleben des sel. Reiske und seiner Gattinn, und am allerwenigsten, ob durch dieser ihre Gelehrsamkeit im Haushalte etwas versäumt ward oder nicht. Allein wir wollen annehmen, es wäre geschehen: brachte sie das alsdenn nicht doppelt und dreyfach dadurch wieder ein, daß sie, wie bekannt, ihrem Manne in seinen gelehrten Arbeiten behülflich war? und es giebt mehrere Weiber, die in einem ähnlichen Falle sind.

Indeß wenn hie und da in einer Wirthschaft, wo die Frau ihren Geist ausgebildet hat, nicht

die beste Ordnung herrscht, so schreyt man gleich: Seht! daran ist die gelehrte Frau Schuld! Man untersuche doch erst, woran es liegt. Wie selten wird man finden, daß die Gelehrsamkeit der Frau die wahre Ursache davon sey! Oft hat das ganz andre Ursachen, die man völlig übersieht, um nur über die arme Frau schreyen zu können: als eine geringe Einnahme bey einer starken Familie, Unglücksfälle, wohl gar oft Aufwand, oder Trägheit, oder Unfähigkeit von Seiten des Mannes. Denn Kenntnisse, Einsichten und Verstand sind herrliche Dinge, und bringen gewiß niemals böse Früchte.

Daraus, daß den uns die Weiber nur Kleinigkeiten schreiben, zeigt sich's, wie übertrieben jene Klagen sind.

Die Weiber, sagt man endlich, schreiben doch fast immer nur mittelmäßige, unbedeutende Sachen. Ihre Werke bestehen aus kleinen Gedichten, aus einigen moralischen Aufsätzen, einer kleinen Reisebeschreibung, wenn's hoch kömmt einem Romänchen, und dergleichen unbedeutenden Dingen mehr. Aber, Freund! siehst du denn nicht, indem du das sagest, daß du eben dadurch die Kraft deiner ganzen Beschuldigung aufhebst? Wenn

nan Weiber, sobald sie einmal so etwas geschrie-
ben haben, gleich unter die Schriftstellerinnen
zählet, so zeiget das allein schon an, daß die Zahl
der letztern sehr klein seyn muß, sonst würde man
solche Sachen nicht in Anschlag bringen Die
Seltenheit, daß ein Frauenzimmer etwas drucken
läßt, macht eben, daß man von jedem Blatte
Rechnung hält. Bey dieser Seltenheit kann
aber auch die Liebhaberey an Gelehrsamkeit wohl
so gar groß nicht seyn, noch viel weniger große
Unordnungen erregen, oder mit Recht als ein
sehr weit verbreitetes Uebel geschildert werden.
Wenn ihre Bücher an Zahl so gering und so we-
nig bänderreich sind, so laß man sie doch immer
mittelmäßig seyn. Wer kann sie bemerken, in
dem Schwalle von dicken, großen und höchst
mittelmäßigen Bänden, die alle Messen erschei-
nen? Wie können sie ein solches Uebel ver-
mehren? So etwa wie ein zum Fenster hin-
ausgegossenes Glas Wasser die Fluth in einer
überschwemmten Stadt vermehrt.

Die Zahl der Schriftstellerinnen ist in Deutschland kleiner, als in irgend einem gleich erleuchteten Lande.

Soll ich es zum Lobe des weiblichen Geschlechts in Deutschland anmerken, daß es weniger eigentliche Schriftstellerinnen hat, als die mehresten andern kultivirten Nationen Europens? Unstreitig. Denn es ist gewiß blos eine Wirkung ihrer Anhänglichkeit an das, was ihres Berufs ist. So sehr ich auch eine Macaulay bewundre, und wahrlich nicht ohne Erstaunen das lesen kann, was der Verfasser des Buchs über die Weiber von dieser großen und edlen Geschichtsschreiberinn sagt, S. 181; so sehe ich es doch für kein großes Unglück an, daß wir eine solche nicht besitzen. Wenn nur die Männer unter uns so edel dächten, so könnten wir eine ihr öffentlich gleich zu stellende Frau leicht entbehren. Ich habe schon anderwärts eingestanden, daß Schriftstellerey nicht ihr Fach und ihr Beruf ist, weil sie auf dieser Bahn zu viel Hindernisse und zu wenig Aufmunterungen antreffen.

Sie werden aber auch bey uns schimmer scheinlicher, als sonst irgendwo.

Denn wenn es als ein Lob fürs weibliche Geschlecht unter uns anzusehen ist, daß es weniger Schriftstellerinnen enthält, als bey andern

Natio-

Nationen, wo Gelehrsamkeit eben so blüht, als bey uns; so bringt es unserm Geschlechte wenig Ehre, daß ihnen nirgends auf eine so beleidigende Art begegnet wird, als eben da. Ich meyne hier nicht, daß ihre Schriften nach ihrem innern Werth, und nicht nach Verhältniß der Geisteskraft, die vielleicht dazu erforderlich war, sie unter so nachtheiligen Umständen zu verfertigen, in gelehrten Tagebüchern beurtheilt werden. Das darf nicht anders seyn. Wahrheit und die Ausbreitung der gesunden Vernunft erfordern diese Strenge; und wenn sie einmal Schriftsteller seyn wollen, so müssen sie sich das gemeine Loos der Schriftsteller gefallen lassen. Allein wie viele bittere, beißende und beleidigende Ausfälle thut man nicht auf sie im Allgemeinen, ohne den geringsten Grund dazu zu haben. Zum Beweise will ich nur die einzige Stelle: Ueber die Weiber S. 179 anführen: „Im Ganzen ist Schriftstellerey durchaus keine „Sache für die Weiber. Moralisch verderben sie „sich leicht dadurch. Ihre Eitelkeit wird über-

„schwenglich. Wenn sie eine Kleinigkeit verfer-
„tigt haben, die vorzüglich als das Werk einer
„Dame recht artig ist, so setzen sie sich den ersten
„Schriftstellern der Nation an die Seite. Es
„heißt Lessing und Göthe, Wieland und ich.“
Auf welche Art will dieser Schriftsteller seine Aussage beweisen? Hat er alle, hat er nur die allermeisten Schriftstellerinnen Deutschlands gesehn, und von den allermeisten derer, die er sah, solche Aeußerungen gehört? Das gehört doch zum wenigsten dazu, um eine so allgemeine, bittere Beschuldigung zu begründen.

Es ist sehr tyrannisch gedacht, wenn man den Weibern alles Selbstdenken rauben will, da die Ausbildung des Geistes ihnen in so manchem Betracht nöthig ist.

Es ist sehr leicht, so etwas zu sagen; aber es ist auch höchst ungerecht, die Bemühungen des weiblichen Geschlechts so im Allgemeinen zu verhöhnen. Ich hoffe das Uebertriebene in den Aeußerungen der Schriftsteller, die dieses thun, deutlich gezeigt zu haben. Ich wünsche, daß sie oder ihre Nachfolger in Zukunft billiger denken, und es dem Weibe vergönnen mögen, daß es seinen Geist durch Kenntnisse ausbilde und veredle.

Denn wahrlich die Weiber sind doch nicht Sklaven oder Tagelöhner, die von jedem Augenblicke, den sie von ihren Handarbeiten abmüßigen, ihrem Herrn und Meister Rechenschaft geben müssen. Die weiblichen Arbeiten haben dabey, eben dadurch, daß sie den Geist gar nicht beschäftigen, so etwas Ermüdendes und Langweiliges, daß sie für jedes nicht ganz undenkende Wesen eine Geisteserholung nöthig machen. Wenn doch einmal die Herren, die so sehr auf das Lesen der Weiber losziehen, nur ein Vierteljahr lang lauter Handarbeit thun sollten, ohne je den Kopf zu beschäftigen, wie würden sie sich unglücklich schätzen! Und das verlangen sie doch von den Weibern ihr ganzes Leben hindurch. Angenommen also, daß diese eine Geisteserholung brauchen; können sie eine nützlichere und edlere ergreifen, als die, ihren Geist auszubilden, sich Kenntnisse und Einsichten zu erwerben? Auch können sie auf keine andre Art wirklich moralisch gute Wesen werden. Alle Tugend, die sich nicht auf Einsichten gründet, ist bloße Temperaments-

tugend, die so wandelbar ist, daß man gar nicht darauf rechnen kann. Einsichten aber lassen sich nicht anders, als durch Sehen, Hören, Lesen und Nachdenken erlangen. Dieses alles müssen folglich auch die Weiber zu diesem herrlichen Zwecke anwenden, und sie davon ausschließen wollen, ist gewiß eine grausame Tyranney.

Drittes Hauptſtück.

Von der Liebe.

Liebe iſt das Band, das die Natur dazu beſtimmt hat, beide Geſchlechter mit einander auf dieſer Welt zu verknüpfen. So intereſſant, ſo neu gewiſſermaßen eine wahrhaftig durchdachte Unterſuchung über dieſen Gegenſtand immer ſeyn mag, ſo hat ſie doch ihre beſondern Schwierigkeiten.

Schwierigkeiten der Unterſuchungen über den Gegenſtand dieſes Hauptſtücks.

Die erſte entſpringt daher, daß der Unterſuchende allemal nur zu einem Geſchlechte gehört, und doch über die Empfindungen beider Aufſchlüſſe geben ſoll. Wie ſollte er dabey Irrthümer vermeiden können? Er kann die Empfindungen des andern Geſchlechts nur durch die Wirkungen errathen, und wird alſo nur zweifelhaft davon ſprechen dürfen. Wenn indeß ein Mann über das weibliche Geſchlecht ſchreibt, ſo wird

Erſte: Der Unterſuchende gehört immer nur zu einem Geſchlecht.

hier die Schwierigkeit noch dadurch unendlich vermehrt, weil natürliche Anlage, Sitten und Erziehung die Weiber nöthigen, ihre Empfindungen, und zwar ganz besonders in allem was Liebe betrifft, unter den dicksten Schleyer zu verhüllen. Sollte ich also hier durchgängig irren; so mag mich ein tiefforschendes und zugleich aufrichtiges Weib zurecht weisen. Die ganze denkende Welt wird es ihr höchlich danken.

Zweite: Die charakterliche Verschiedenheit der menschlichen Gemüther.

Die zweite Schwierigkeit liegt in der erstaunlichen Verschiedenheit der menschlichen Charaktere. Diese macht, daß ein Forscher in Ansehung seines Geschlechts nicht viel besser daran ist, als in Ansehung des andern. Sein eigen Herz wird dabey doch immer die Hauptquelle seiner Untersuchungen bleiben, und dabey wird es ihm immer außerordentlich schwer werden, das was bey ihm und bey denen, die er fast eben so genau gekannt hat, als sich selbst, individuelle Beschaffenheit ist, von dem zu unterscheiden, was zur allgemeinen Empfindungsart des ganzen Geschlechts gehört.

Die dritte Schwierigkeit beſteht in der Wandelbarkeit eines jeden menſchlichen Charakters, nach den verſchiedenen Altern. Im zwanzigſten, im dreißigſten, im vierzigſten, im funfzigſten Jahre denkt jeder Menſch anders, und über keinen Punkt mehr, als eben über die Liebe. Es wird daher der Forſcher nicht nur alle Begebenheiten ſeines Lebens, ſondern ſo viel als möglich die ganze Reihe ſeiner dabey gehabten Empfindungen ins Gedächtniß zurückrufen, bey ſeiner Unterſuchung unverändert vor Augen halten, und dabey ſich dennoch immer hüten müſſen, daß er nicht individuelle Beſtimmungen mit Naturgrundſätzen vermiſcht. Ob ich mich durch alle dieſe Schwierigkeiten durcharbeiten werde, mag die Folge zeigen. Ich führe ſie hier nur an, um deſto eher Verzeihung für faſt unvermeidliche Irthümer zu erhalten.

Dritte: Die Veränderlichkeit eines jeden Charakters nach der Verſchiedenheit des Alters.

Iſt es in irgend einer Sache wahr, daß wir uns mit einer Hand ans Thierreich halten, und die andre nach Weſen höherer Art ausſtrecken, ſo iſt's gewiß in demjenigen, was Liebe betrifft.

In der Liebe iſt der Menſch halb Thier, halb höheres Weſen.

Ein Theil dieſer Leidenſchaft iſt völlig thieriſch, indeß ein andrer wieder von allem Thieriſchen unabhängig und viel edler ſcheint. Um alſo den Gang der Natur bey unſrer Gattung in dieſem Punkte zu erforſchen, muß man nothwendig ihre Anlagen ganz im Allgemeinen betrachten.

Der Zweck der Natur bey dem Triebe, aus dem die Liebe entſpringt, in die Fortpflanzung jeder Gattung der Weſen. Sie hat aber noch mehrere Anlagen, als dieſe, dazu machen müſſen, und zwar bey dem Menſchen ſowohl, als bey andern Thiergattungen.

Der Zweck des Triebes, woraus das, was wir Liebe nennen, urſprünglich entſteht, und wodurch die Natur beide Geſchlechter im ganzen Thierreiche verbunden hat, iſt offenbar die Fortpflanzung und Erhaltung jeder Thierart. Allein das blos animaliſche dieſes Triebes iſt ſo übergänglich, und mit dem letzten davon gemeiniglich weit entfernten Zwecke dem Anſchein nach ſo wenig zuſammenhängend, daß dieſen die Natur ſchwerlich durch eine ſolche Veranſtaltung erreicht haben würde, wenn ſie nicht noch andre nach den Bedürfniſſen einer jeden Thierart eingerichtete Anſtalten getroffen hätte. Es führt nämlich dieſe gütige Mutter jedes Thier, das Liebe empfunden hat, von Anlage zu Anlage bis zu dem Zeitpunkte, wo die daraus entſprießne Brut

reſter keiner Hülfe bedarf, um ſich ſelbſt zu er-
halten. Bey einigen Thieren, wo die Mutter
allein dazu hinreicht, iſt ſie auch allein der Ge-
genſtand jener Anſtalten. Da beſteht die ganze
Liebe des Männleins in dem animaliſchen Triebe,
nach deſſen Befriedigung er die Geliebte völlig
vergißt. In dieſen Verbindungen zeigt ſich der
phyſiſche Trieb in ſeiner eigentlichen und unver-
miſchten Beſchaffenheit. Bey andern Thierar-
ten, wo des Vaters Sorgfalt zur Aufbringung
der Jungen mit erfordert wird, erſtrecken ſich
dieſe Anſtalten unſtreitig auch auf ihn. Blos
nach ſeiner thieriſchen Natur betrachtet, gehört
der Menſch nicht nur zu dieſen Arten, ſondern er
kann unter ihnen, in dieſer Rückſicht, deshalb
obenan ſtehen, weil ſeine Jungen die Sorge der
beiden Aeltern viel länger brauchen, als die von
irgend einer andern, uns wenigſtens bekannten
Gattung auf dieſer Welt. Daß dem Menſchen
dieſe Anlagen, unabhängig von aller vernünfti-
gen Ueberlegung über den Zuſammenhang der
Dinge, eben ſo wie andern Thieren in ſeine phy-

ſiſche Bildung gelegt worden ſind, und daß ſie zugleich den Urquell deſſen ausmachen, was wir das Moraliſche in der Liebe nennen, ſcheint mir höchſt wahrſcheinlich.

Eine Dichtung beym Plato über die Entſtehung des Moraliſchen in der Liebe.

Es iſt eine außerordentlich ſchöne Dichtung beym Plato im Gaſtmahle, wenn er erzählen läßt: daß anfänglich die Menſchen doppelte Weſen waren; indem der Mann und das Weib nur eins ausmachten, das mit vier Armen, vier Beinen und zwey Leibern, und mit ganz außerordentlicher Stärke begabt war. Sie wären aber übermüthig worden, und hätten gegen die Götter im Himmel Krieg anfangen wollen. Da habe Jupiter beſchloſſen, zur Strafe ſie zu trennen, und zwey Weſen wie die gegenwärtigen aus ihnen zu bilden. Nun ſuche jeder die zu ihm gehörige Hälfte, und das ſey die Liebe. Dieß iſt die Quinteſſenz von allem, was man ſagen könnte, um das Moraliſche in der Liebe begreiflich zu machen. Man wundert ſich vielleicht, daß dieſe ſchöne Dichtung bey einer Nation entſprungen iſt, die ſelbſt die wahre Liebe ſo ſchlecht

nte, als die griechiſche. Aber man muß be-
ken, erſtlich, daß man dieſe Leidenſchaft in
iechenland nicht immer ſo verachtet hatte, als
wirklich nachher geſchah; ferner, daß über-
upt die Griechen dazu geſchaffen waren, alles
s Schön, Gut oder Groß heißen kann, zu
innen und nachzubilden oder auszuſchmücken,
enn ſie gleich in der Ausübung gegen andre oft
eit zurückblieben. Endlich aber muß man nicht
rgeſſen, daß das Moraliſche der Liebe in der
atur des Menſchen innigſt verwebt iſt, und
ß keine Verirrungen weder roher noch verfei-
erter Sitten fähig ſind, Anſtalten der Natur
gendwo ganz zu vertilgen. Selbſt im deſpoti-
hen Orient iſt wahre Liebe nicht ganz ausgerot-
t.

Es beſteht alſo, wie dieſe Fabel zeigt, das Moraliſche in der Liebe in einer beſondern Wahl eines gewiſſen Gegenſtandes, um mit ihm die Vergnügungen der Liebe zu genießen, und in dem Vorzuge, den man dieſem Gegenſtande hierin vor allen andern giebt. Die Veranſtal-

Das Moraliſche der Liebe beſteht in der Wahl eines einzigen Gegenſtandes, um mit ihm die Vergnügungen der Liebe zu genießen.

tung dazu liegt vermuthlich schon in der physischen Beschaffenheit des Menschen, ohne daß man doch eigentlich sagen könne, worin sie bestehe. Durch sie ist es vermuthlich veranlaßt worden, daß auch in dem allerrohesten Zustande zwey Wesen im Anfange ausschlüßlich mit einander gelebt haben, bis die erste junge Brut aus diesem Umgange entsprossen ist. Die Versorgung derselben hat hernach das Band fester, und durch allmählige Vermehrung dieser Brut lange Jahre hindurch dauerhaft geknüpft. Da hat endlich das Alter die Leidenschaften abgekühlt, und die Gewohnheit des Zusammenseyns ist so innig geworden, daß das Band bis an das Ende des Lebens fortgedauert, und keins von beiden weiter an eine Trennung gedacht hat. Auf diese Art kann und muß man sich den Ursprung der Ehe durch die Liebe unter den Menschen denken.

Beweis, daß hierzu eine sinnliche Anlage der Natur zum Grunde liegt.

Daß hier eine Naturanlage zum Grunde liegt, und dabey nichts auf die moralische Ausbildung des Menschen zu rechnen ist, erhellt offenbar daraus, weil der Ehestand unter allen

ationen des Erdbodens eingeführt iſt, davon
an einige gefunden hat, die noch gar keine ſol-
moraliſche Ausbildung kennen, und in allen
ingen dem bloßen Triebe ihrer Leidenſchaften
gen. Ferner, daß dieſes durch eine phyſiſche
lage der Natur hervorgebracht werde, die noch
cht entwickelt iſt, ſcheint mir deswegen höchſt
ahrſcheinlich, weil ähnliche Erſcheinungen bey
en den Thieren ſtatt finden, wo der Zutritt
der Geſchlechter zur Ausbildung der Brut nö-
g iſt. Die Vögel überhaupt, und unter die-
beſonders die Tauben, aber vielleicht blos
rum, weil wir ſie als Hausthiere beſſer ken-
n, wählen ſich ihre Gattinn, und leben nicht
r in Gemeinſchaft mit derſelben, ſo lange die
rutzeit dauert; ſondern auch wenn dieſe vorbey
, und eine neue eintritt, ſo erneuern ſie den
und, bis zufällige Umſtände ihn trennen.
ielleicht wenn wir Nachtigallen, Schwalben,
d unter den vierfüßigen Thieren die Biber ge-
uer beobachten könnten, würden wir bey ih-
n ein gleiches bemerken. Die Tauben ma-

chen, daß ich glaube, zu dieſer Anlage ſey ein Umſtand nothwendig, den ſie mit dem Menſchen, jedoch nur in einem geringern Grade, gemein haben. Er beſteht darin, daß das ganze Liebesgeſchäft bey ihnen nicht blos in dem letzten Genuſſe beſteht, ſondern andre ſinnlich ſüße Liebkoſungen damit vereinigt ſind, die ihn theils reizen und häufiger machen, theils erhöhen, theils verlängern, und dadurch beide Weſen ſtärker, inniger und dauerhafter verbinden.

In wie fern es wahr ſeyn könne, daß die Liebe blos in dem durch die Einbildungskraft verſchönerten phyſiſchen Triebe beſtehe.

Meiner Meynung nach iſt alſo der Ausſpruch jenes Franzoſen, der geſagt hat: l' amour eſt un fond phyſique brodé par l' imagination, falſch, wenn man Einbildungskraft als eine dem Menſchen allein zukommende Eigenſchaft anſieht, die er vermöge ſeiner ihn von den Thieren unterſcheidenden Seelenfähigkeiten beſitzt. Man kann ſie aber für wahr halten, wenn man glaubt, die Seele des Menſchen ſey Materie, und alle ihre Eindrücke und Wirkungen wären materielle Verrichtungen, gleichwie bey den Thieren.

Man hat, deucht mich, dieſen Gegenſtand nie recht gründlich erörtert, noch den Liebestrieb des Menſchen ganz bis auf ſeine erſten Beſtandtheile entwickelt. Man ſetzt ihn immer aus einer Vermiſchung von thieriſchem Geſchlechtstriebe und Vernunft zuſammen; und das iſt bey weitem nicht hinreichend, um alle Erſcheinungen auf eine befriedigende Art zu erklären. Ich begnüge mich, hier einige Punkte, die in Erwägung gezogen werden müſſen, anzudeuten; denn die Sache ſelbſt gehört nur gelegentlich zu meinem Zwecke, und daher iſt mir's nicht erlaubt, ſie ganz ausführlich abzuhandeln.

Der Liebestrieb bey dem Menſchen, iſt noch nie völlig entwickelt worden.

Daß der bloße Geſchlechtstrieb nicht die Liebe unter den Menſchen erregen könne, zeigt ſich daher ganz deutlich: erſtlich, weil ſich dieſer nie auf einen beſondern Gegenſtand, ſondern, wenn er rege iſt, blos auf den, womit man ihn am leichteſten befriedigen kann, hinlenkt; zweitens, weil die Menſchen, bey denen dieſer Trieb am ſtärkſten wirkt, nicht am fähigſten ſind, wahre Liebe zu empfinden. Man könnte eher das Gegen-

Beweis, daß er ſich nicht durch den bloßen Geſchlechtstrieb erklären laſſe.

theil behaupten: denn nichts kann die Leidenschaft wahrer Liebe gewiſſer im Keime erſticken, als wenn man in der Jugend den Reizungen jenes Triebes öfters und ohne Wahl nachhängt.

Man wird ſagen, daß dieſer Trieb beſonders durch Schönheit auf einen Gegenſtand gelenkt und gefeſſelt wird. Das will ich annehmen. Aber was iſt Schönheit? Es wird mir leicht ſeyn zu erweiſen, daß jene phyſiſche noch unbekannte Anlage der Natur, wodurch die mehreſten Männer angetrieben werden, ein Weib vor allen andern zu lieben, ſich gerade hinter dieſes Wort verbirgt. Fürs erſte ſieht man wohl, daß der Eindruck der Schönheit phyſiſch iſt, und geſetzt alſo, ſie wäre es auch, die dem Geſchlechtstriebe jene beſtimmte Richtung auf einen Gegenſtand gäbe, ſo könnte man doch dieſe Anlage der Natur phyſiſch nennen. Aber Schönheit iſt ja keine Sache, die nach gewiſſen feſtgeſetzten Gründen auf die Sinne des Menſchen wirkt. Es iſt bekannt, daß jede Nation gewiſſe Beſchaffenheiten am menſchlichen Körper ſchön findet, welche

Ob man ſagen könne: daß Liebe blos daraus entſtehe, weil der Geſchlechtstrieb durch Schönheit auf einen Gegenſtand hingelenkt wird. Dieſes würde meine Meinung von dem Metaphyſiſchen in der Liebe eher beſtätigen als umſtoßen.

welche andern gar nicht ſo ſcheinen. Aber auch das iſt nicht einmal genug, ſondern jeder Menſch hat hierin ſeinen beſondern Geſchmack; und was den einen bis in Himmel entzückt, läßt den andern ſo kalt wie Eis. Ich geſtehe zwar, daß Liebe höchſt ſelten für einen Gegenſtand rege werden wird, dem auffallende und jedes Auge beleidigende Mängel ankleben. Dieß würde dem phyſiſchen Liebestriebe augenſcheinlich entgegen wirken, und das ſoll das Moraliſche (wie ich es der Kürze halber nennen will) nicht thun, ſondern ihn nur leiten. Ich könnte hiebey wohl anführen, daß Männer, und nicht ſelten, in ſehr häßliche Frauensperſonen äußerſt verliebt werden; allein aus dieſer beſondern Erſcheinung will ich keinen Vortheil ziehen, ſondern zugeben, daß in allen dieſen Fällen andre Eigenſchaften, welche die hohe moraliſche oder geiſtige Ausbildung, wozu wir emporgeſtiegen ſind, uns hat kennen und ſchätzen lehren, dieſe Liebe veranlaßt haben, und daß der natürliche Menſch, der Wilde, vielleicht nie eine ſolche Liebe empfinden würde. Al-

lein das auffallend Häßliche ausgenommen, wird das Gefühl der Schönheit doch weiter gar keinen Regeln unterworfen seyn. Unter tausend Männern wird jeder seine Geliebte haben, und jeder seine Geliebte für die allerschönste auf der Welt halten. Was heißt das sonst, als daß sie alle durch einen gewissen unerklärlichen Reiz jeder nach einer Person ausschließend hingezogen werden, um mit ihr die Freuden der Liebe zu genießen.

Die moralische Liebe gründet sich nicht auf die entwickelte Kenntniß moralischer Vollkommenheiten.

Man muß ja nicht etwa glauben, weil man dieser Empfindung den Namen moralische Liebe giebt, daß sie sich auf die Entwickelung moralischer Begriffe gründe, daß Menschen dabey durch die moralischen guten Eigenschaften des geliebten Gegenstandes hingerissen werden, und zwar darum, weil, wenn der Ehestand ein unverbrüchliches Bündniß und dabey glücklich seyn soll, die Uebereinstimmung der moralischen Eigenschaften durchaus nöthig ist. Man könnte zwar leicht dadurch zu dieser Meynung verleitet werden, weil ein solcher Liebhaber unter uns allemal seiner

Schönen alle möglichen moraliſchen Eigenſchaften noch mehr wie alle phyſiſchen zuſchreibt. Es iſt dieß aber des Menſchen Gewohnheit, daß er durch ſehr ſchön klingende Gründe ſeine gar nicht darauf gebauten Leidenſchaften rechtfertigt. Indeß nicht nur die unbeſonnene Art, wie gemeiniglich dieſe Leidenſchaft ſelbſt unter uns entſteht; ſondern noch mehr die Allgemeinheit des Eheſtandes über den ganzen Erdboden, bey Nationen, die gar keine moraliſche Idee hatten, zeigt: daß der Grund der moraliſchen Liebe hierin nicht liegen könne, und daß nothwendig eine Naturanlage dazu vorausgeſetzt werden müſſe. Ob dieſe Anlage nicht in jenem Gefühl des Schönen zu ſuchen iſt, davon noch kein Grübler einen Vernunftgrund hat ausfindig machen können, welches wir in alle Gegenſtände, beſonders des Geſichts, hineintragen, und welches unſtreitig den ganz nackten Wilden auf Neuholland bewegt, ſich zu putzen: das wage ich nicht zu beſtimmen; ſondern ich biete dieß als eine Muthmaßung tiefdenkenden Männern zur Unterſuchung an. Wir

soll es genug seyn, wenn ich die Existenz eines solchen allgemeinen Grundprinzips in der menschlichen Natur wahrscheinlich gemacht habe, wodurch der Mensch im Allgemeinen zu einer besondern Verbindung mit einem einzigen Weibe, wenigstens auf einmal, gezogen wird.

Die Ausbildung der Nationen hat diesen Grundtrieb verschiedentlich geformt. Vorzüge des Europäers hierin vor allen andern Menschenstämmen.

Uebrigens hat allerdings die moralische Bildung jedes Volkes dieses Princip höchst verschiedentlich geformt, so wie das mit allen übrigen Anlagen der Natur geschehen ist. Man sollte zwar glauben, es müßte überall eine sehr vortheilhafte Wirkung für das weibliche Geschlecht hervorgebracht haben. Allein so verhält sich's doch nicht damit. Die Männer haben sich an vielen Orten das Recht vorbehalten, über die Weiber nach Gefallen unter einander zu walten. Nach dieser Einrichtung mußte der, der eines derselben besonders zu besitzen wünschte, sich nicht an sie, sondern an den über sie gebietenden Mann wenden. Folglich fühlte er sich ihr für ihren Besitz nicht verbunden; er wußte es ihr auch keinen Dank, und behandelte sie dieser Denkungsart ge-

mäß. Vor dem Joche hat also die moralische Liebe das Weib nicht gesichert; allein sie existirt darum doch bey den Nationen, die ihre Weiber unterjocht haben. Ganz hat der Ruf der Natur bey ihnen nicht können erstickt werden. Die Araber, die Perser, die Chineser haben Liebesgedichte und Liebesgeschichten, und das ist schon genug, um jenes zu beweisen. Indeß zeichnet sich auch hier wieder der Europäer auf eine vorzügliche Weise aus. Der Funke, den die Natur in das Herz des Mannes legte, hat bey ihm allein keine wilde, unregelmäßige Glut hervorgebracht, die weder Ordnung noch Maaß kennt, wie bey fast allen Völkern des Erdbodens; sondern ein reines, dauerhaftes Feuer, das die höchste Vernunft selbst gut heißen, das diese nothwendig nachahmen muß, wenn sie allein ohne Leidenschaft eine Verbindung zwischen Mann und Frau stiften will. Nicht Ausbildung des Geistes, nicht reinere Religionsbegriffe haben dieß bey dem Europäer ächt celtischen Stammes hervorgebracht. Ein in den Wissenschaften des

Orients wohl unterrichteter Türke iſt gewiß klüger; er weiß mehr über die Natur und über die Verhältniſſe des Menſchen, als ein gemeiner Mann bey uns. Er iſt aber in allem, was Betragen gegen das weibliche Geſchlecht betrifft, in Rückſicht auf das, was die Vernunft gut heißt, weit mehr zurück als dieſer. Der Türke überläßt ſich zügellos allen ſeinen Einfällen; da hingegen der gemeine Europäer dem Wege zu wahrer Glückſeligkeit viel treuer bleibt. Zu keiner Zeit war die Welt roher, waren die moraliſchen Begriffe verſchrobner, als in unſern Ritterzeiten, und niemals wurde doch das Edlere und das Feinere in der Liebe ſtärker empfunden, als damals. Endlich und zum Beweiſe, daß natürliche Anlage, und nicht Religionsgebot bey dem Europäer gewirkt haben, ſo war ſchon zu Rom der Eheſtand, der ſich auf unſre Art zu lieben gründet, ſo eingerichtet, wie anjetzt; und wurde dabey ſo heilig gehalten, daß man in fünfhundert Jahren kein Beyſpiel einer Eheſcheidung ſah. Da wir von andern europäiſchen Völkern keine ſo hoch

hinaufsteigenden historischen Monumente haben, so können wir von ihnen auch so etwas nicht behaupten: allein es läßt sich errathen, daß im grausten Alterthum die Liebe unter den andern Völkerschaften in Europa eben so edel, und der sich darauf gründende Ehestand wenigstens eben so heilig war.

Welches man wohl Zweck u. Ursache dieses Vorzuges des Europäers vor allen andern Nationen seyn?

Frägt man, woher es kommt, daß der Europäer ganz besonders von der Natur so richtig geleitet worden ist, und aus ihrem Kelche eine so vollkommne Mischung von Sinnlichkeit und Geistigkeit in der Liebe erhalten hat, die für ihn das Glück derselben so sehr erhöht und verfeinert? so weiß ich darauf nichts zu antworten. Wäre es ausgemacht, daß Clima und Ordnung der Geburten in andern Welttheilen Vielweiberey gebieten; so könnte man das Mittel, wodurch dieß bewerkstelligt worden ist, wohl einsehen: aber der Grund und der Zweck dieser Einrichtung wäre darum doch verborgen. Das ist nicht zu läugnen, daß die Vielweiberey den Menschen auf den alleruntersten Grad der Moralität in der

Liebe zurückhält. Sie hindert ihn zwar nicht, nach einem bestimmten Gegenstande gewaltig hingetrieben zu werden; aber sie hindert ihn, sich so lange an denselben zu fesseln, bis die gänzliche Gewohnheit des Zusammenlebens gebildet ist; sie setzt seinen Begierden keine Schranken; sie hält ihn nicht von so vielen für ihn und für seine Familie nachtheiligen Ausschweifungen in der Liebe ab. Also ist hierin offenbar der Europäer viel glücklicher, als die Bewohner aller übrigen Welttheile. Denn auf diese Art von Liebe gründet sich sein Ehestand, und auf diesen seine Glückseligkeit und seine Vorzüge, wie die Folge noch mehr entwickeln wird. Allein ich besorge, man hält hier Wirkung für Ursache, und die Natur gebietet nicht darum Vielweiberey in andern Welttheilen, weil dort mehr Mädchen als Knaben geboren werden, sondern es verhält sich dort so mit den Geburten, eben weil da Vielweiberey herrscht, wovon sich leicht physische Ursachen angeben lassen. Indeß kann uns die Entscheidung dieser Frage um so gleichgültiger seyn, da die Haupt-

sache doch immer darin besteht, daß wir unsre Vorzüge dankbarlich erkennen, nutzen und genießen.

Die Frage, ob der Zustand der Weiber uns geändert werden muß, beruht lediglich auf der Frage, ob wir in Absicht des Ehestandes andre Grundsätze als die gegenwärtigen annehmen sollen?

Es wäre sehr zu wünschen, daß diejenigen, die so sonderbar über die Weiber räsonniren, sich ein wenig deutlicher erklärten. Meynen sie wirklich, daß es der Vernunft angemeßner, für die menschliche Vollkommenheit und Glückseligkeit zuträglicher sey, wie ein türkischer Pascha in seinem Serail mit so vielen Frauensleuten, als man ernähren kann, zu leben; oder wenn man nur eine Frau auf einmal haben soll, sie wenn man will zurückschicken zu können? Oder glauben sie, daß der Mann sich der göttlichen Gabe der Vernunft gemäßer, und auf eine seiner eignen Glückseligkeit zuträglichere Art betrage, wenn er sich, nach einer wechselseitigen freyen Wahl, eine Frau nimmt, um mit ihr sein ganzes Leben zuzubringen? Glauben sie, oder glauben sie nicht, daß dadurch in allem Betracht moralisch beßre und vollkommnere Menschen erzogen werden, als in jenen beiden andern Arten von Haushaltungen? Wenn sie das nicht glau-

den, ſo mögen ſie ihre Gründe vortragen, die wir Andersdenkenden prüfen wollen. Wenn ſie aber das ganze Syſtem des Eheſtandes bey uns nicht geändert wiſſen wollen, ſo begreife ich nicht, warum ſie mit der Art, wie bey uns die Weiber gehalten werden, hadern. Sie beruht doch lediglich auf dieſem Grunde, und kann ohne denſelben umzuſtoßen nicht geändert werden. Insbeſondre begreife ich dann nicht, was ihnen unſre jetzigen armen Romane und Schauſpiele gethan haben, um ein ſo grauſames Gericht über ſie ergehen zu laſſen, und ihnen alles Unglück und alles Sittenverderben beyzumeſſen.

Betrachtung der Frage von Schädlichkeit od. Nutzen der Romane. Ihre Menge unter uns iſt ein ſtarker Beweis unſers beſondern Hanges zur moral. Liebe.

Es iſt eine ganz beſondre Beſtätigung aller meiner bisherigen Ausſagen, daß nirgends auf der Welt, und zu keiner Zeit, die Dichtungsart, die wir Romane nennen, und die Methode eine moraliſche Liebe bey allen Schauſpielen zum Grunde zu legen, ſo allgemein geherrſcht hat, als in Europa, ſeitdem die altceltiſchen Völker, die es bewohnen, ſich nur einige Kenntniſſe der Wiſſenſchaften erworben haben. Wenn dieſe Werke

des menſchlichen Witzes nicht dadurch eine geheime Saite unſers Herzens richtig angeſchlagen hätten, ſo würden ſie nimmermehr einen ſo lauten und ſo allgemeinen Beyfall erhalten haben. Dieß beweiſet, daß die Romane gewiſſermaßen die Natur bey uns treulich ſchildern, wenn ſie eine ſolche Leidenſchaft der Liebe beſchreiben, die ganz allein auf einen Gegenſtand gerichtet, kein Glück und keine Zufriedenheit kennt, außer der Verſicherung des ewigen und ausſchließenden Beſitzes der geliebten Perſon; und welche, gleich wie jede andre Leidenſchaft, keine Ruhe hat, bis ihr Zweck erreicht iſt, da alsdenn eine immer vergnügte und zufriedne Ehe die Folge dieſer Befriedigung iſt.

Daß der Ton der Romane u. Schauſpiele nicht von der Nachahmung franzöſiſcher Sitten herkomme, beweiſen die Engländer, welche die zärtlichſten Romane beſitzen.

Die Zahl der Romane iſt freylich unendlich. Unter dieſer ganz ungeheuern Zahl giebt es viele, die keine ſolche zärtliche und ſtandhafte Leidenſchaft ſchildern. Allein es ſchlagen doch bey weitem die allermehreſten dieſen Weg ein, und zwar beſonders diejenigen, deren Ruf deshalb am größten iſt, weil ſie den ſtärkſten und allgemeinſten

Gegenwärtige Rechtfertigung derselben, geht nur auf Romane dieser Art.

Eindruck gemacht haben, und mit dem größten Vergnügen gelesen worden sind. Auch würde man ganz falsch urtheilen, wenn man deshalb diese Dichtungsart als ein Kind der französischen Galanterie und der glänzenden Einbildungskraft dieser Nation ansehn wollte, weil uns von langer Zeit her die französischen Romane am bekanntesten sind. Die Nation, die am wenigsten die Franzosen in ihrer Litteratur nachgeahmt hat, die am wenigsten mit dem schönen Geschlecht tändelt: wo Ernst, Beobachtung der Natur und treue Schilderung derselben am mehrsten herrschen, (ich meyne die Engländer) die besitzt die Romane, wo moralische Liebe am stärksten geschildert wird, und bringt im gegenwärtigen Zeitalter noch am mehresten dergleichen hervor. Dieß ist ein sichrer Beweis, daß hier Natur, und nicht Mode, nicht angenommener Ton, nicht affektirte Galanterie zum Grunde liegt. Da dieß aber auch der Geist ist, der in allen unsern Schauspielen, sehr wenige ausgenommen, herrscht; da, wenn vom Romanhaften die Rede

ſt, nur eine ſolche Empfindungsart verſtanden wird, ſo geht auch das, was ich hier zur Rechtfertigung der Romane vorbringen werde, auf alle die Schriften, die nach ſolchen Grundſätzen geformt ſind, aber auch nur auf dieſe allein.

Wenn ſolche Romane ſchädlich ſeyn ſollten, ſo müßte es von der Thorheit unſrer geſellſchaftl. Einrichtungen herrühren.

Sollten Schriften, die eine zärtliche, standhafte und auf eine ewige Verbindung mit dem geliebten Gegenſtande abzweckende Liebe ſchildern, unter uns, wo Geſetze und Religion eine ſolche Verbindung gut heißen, Unheil ſtiften, ſo läge die Schuld offenbar nicht an dieſen Schriften, nicht daran, daß ſie von dem abwichen, was die Natur und eine geſunde Moral billigen; ſondern es müßte daher kommen, weil unſre geſellſchaftlichen Einrichtungen thöricht ſind, und dem zuwider laufen, was die Vernunft ſonſt ſehr gut heißen würde. Denn iſt es etwa nicht wahr, daß der Hausſtand die wahre und eigentliche Beſtimmung des Menſchen ſey, und daß der Menſch, blos nach ſeinem Herzen und durch wahre moraliſche Liebe angetrieben, ſich diejenige wählen ſollte, mit der er in dieſem Stande ſein Leben

hinzubringen gedenke? Das kann, glaube ich, kein vernünftiger Mensch läugnen. Daß aber Despotismus, Aberglauben, Eitelkeit, und vor allen Dingen Begierde nach Geld, oder wie die allerliebsten Bestimmungsgründe unsrer jetzigen Existenz mehr heißen, Verhältnisse hervorgebracht haben, die den Hausstand nicht so angenehm, als er seyn sollte, und den ledigen Stand vortheilhafter machen, oder welche die natürliche Wahlfreyheit der Menschen in Ansehung ihrer Lebensgefährten beschränken, und also jenem Triebe Gränzen setzen müssen, dafür können die Romane nicht. Im Gegentheil, wenn sie im Stande wären, diesen Giften der menschlichen Glückseligkeit ihre Kraft zu benehmen, so würden sie die Menschheit beglücken.

Ob die Romane dem weibl. Geschlechte eine zu hohe Meynung von seiner Wichtigkeit beybringen.

Der Verfasser des Buchs über die Weiber macht den Romanen einen ihm eignen Vorwurf, daß sie nämlich dem weiblichem Geschlechte eine zu hohe Meynung von ihrer eignen Wichtigkeit einflößen. Es ist wahr, sie schildern immer den Liebhaber als den, der sich zuerst um die Gunst

ſeiner Geliebten bewirbt, und ſich am thätigſten beweiſet, um zu ihrem Beſitze zu gelangen. Allein das wäre doch wohl eine ſehr lächerliche und der Natur zuwiderlaufende Dichtung, wenn in den Romanen die Weiber ſich den Männern antrügen, und ihnen nachliefen. Denn dann wären ſolche Schriften wirklich ſchädlich, wenn ſie ſolche verkehrte und allen guten Sitten zuwiderlaufende Begriffe darſtellten; nicht aber, wenn ſie das beſchreiben, was die Natur verordnet hat und die Vernunft gut heißt.

Sie ſchildern das männliche Geſchlecht dem weibl. ſo wichtig, als uns das letztere, u. folglich hebt ſich die Wirkung auf.

Es wird aber ein ſolcher Moraliſt erwiedern, der Liebhaber betrage ſich gar zu ſonderbar um ſeine Geliebte; er zeige eine gar zu gewaltige Liebe gegen ſie, als wenn ohne ſie kein Glück und kein Stern mehr für ihn auf der Welt ſeyn könne. Hier liegt ein ganz ſonderbarer Irrthum zum Grunde.

Der Eindruck deſſen, was man lieſt, hänge von dem Geſichtspunkte ab, woraus man das Geleſene betrachtet; und da muß man nicht vergeſſen, daß der Punkt, woraus ein Frauenzim-

mer einen Roman ansieht, gar nicht eben der ist, woraus ihn ein Mann betrachten wird. Entweder es kann jemand das Lesen eines Romans gar nicht aushalten, oder er setzt sich in die Lage der für ihn interessantesten Person. Diese Person ist aber für beide Geschlechter ganz verschieden. Der Leser wählt sich natürlich den Helden, um mit ihm zu empfinden, und dann ist ihm allerdings die Heldinn die große Angel, um die sich alles dreht. Die Leserinn kann sich ja aber nur in die Lage der Heldinn versetzen, und dann scheint ihr der Held das Hauptrad des ganzen Getriebes. Was können also wohl Romane in dieser Rücksicht wirken? Nichts anders, als daß sie uns das Weib, dem Weibe hingegen uns wichtig und interessant machen.

Wenn sie [illegible] des [illegible] Besitz [illegible] Weibes als die [illegible] Glückseligkeit des Mannes auf Erden [illegible] so [illegible] eine

Allein laßt uns das Schlimmste annehmen, laßt uns setzen, die Weiber lernten aus den Romanen, daß der Besitz eines hübschen, klugen, artigen und tugendhaften Weibes das höchste Glück für den Mann ist, und sie fänden an dieser Schilderung ein Vergnügen. Ist denn dieses ein so großes

Ge-

Geheimniß, wie der Freymäurer ihres, das ein jeder Mann mit Pythagoräiſcher Verſchwiegenheit in ſeinem Buſen einſchließen müßte? Welch Unglück kann aus dieſer Entdeckung entſtehn? Iſt die Sache etwa nicht wahr? Sobald man annimmt, daß der Eheſtand der höchſte Zweck der Natur für uns in dieſem Leben, und derjenige Stand iſt, um welchen alle übrigen da ſind, ſo kann jenes gar nicht geläugnet werden. Oder ſollten wir etwa ſo trunken von Eigenliebe ſeyn, daß wir, um den vermeinten Hochmuth des weiblichen Geſchlechts nicht zu erregen, behaupten wollten, der Eheſtand wäre nicht der Mittelpunkt, um den ſich die ganze menſchliche Welt bewegt: Gott und die Natur beföhlen nicht, und hätten nicht alles dazu angelegt, daß darin der letzte Endzweck aller herrlichen Eigenſchaften, Thaten und Dinge, die je auf der Welt exiſtirt haben und exiſtiren werden, liegen ſolle? Streiten nicht unſre Krieger, von den größten Helden angeführt, blos darum, damit die übrigen Glieder der Nation ruhig bey Weib und Kind leben

Warum die Ehe ſchätzbar ſeyn kann.

können? Und wenn sie es schon gemeiniglich aus andern Bewegungsgründen thun, fühlen sie nicht so sehr, daß dieser sie dazu anfeuern sollte; daß sie sich schämen, einen andern anzuführen, und immer sagen, sie stritten für ihr Vaterland? Arbeiten nicht die Fürsten, (wenn sie arbeiten) ihre Minister, ihre ganze Finanz- Kameral- und Polizey-Dienerschaft, damit jedermann ruhig und froh bey Weib und Kind leben könne? Und wenn sie schon gemeiniglich, Mann, Weib und Kind zu tausenden unglücklich machen, so beschönigen sie doch alle ihr Thun mit diesem Vorwande. Richten nicht die Obrigkeiten, studieren nicht die Advokaten, lernt nicht der Rechtsbefliß̈ne, und lehrt ihn nicht sein Professor auf der Universität blos darum, damit jeder Bürger des Staats ruhig bey seinem lieben Weibe leben könne? Rechnet nicht der Mathematiker, mißt nicht der Geometer, schleift nicht Herschel Gläser, und guckt nach den Sternen am Firmament, damit jeder Bürger in größerm Ueberflusse mit seiner Familie lebe? Ja, was noch mehr ist:

behaupten nicht ſogar die neumodiſchen Kirchenlehrer, daß das ganze geiſtliche Heer, von dem unwiſſendſten Dorfküſter an, bis auf Michaelis, Kennikott und de' Roſſi blos darum leidet und lebet; ja daß Chriſtus ſelbſt blos darum hienieden gelehrt und den Tod gelitten hat, damit unter den chriſtlichen Völkern jeder Menſch die Freuden des Ehe- und Familienſtandes ruhiger und behaglicher genießen möge, als unter den nichtchriſtlichen? Wenn das nun wahr iſt; wie kann man behaupten wollen, daß der Beſitz eines geliebten Weibes nicht das höchſte Gut für den Mann iſt? Wie kann man Bücher darum für ſo erſtaunlich ſchädlich halten, weil ſie dieſe Wahrheit auf eine recht ſinnliche Art darſtellen? Nein! nein! Laßt es immer beide Geſchlechter wiſſen, daß für den Mann der Beſitz eines geliebten Weibes, und für das Weib der Beſitz eines liebenswürdigen Mannes das größte Glück auf Erden ſey. Dieſe Kenntniß einer unumſtößlichen Wahrheit kann unmöglich ſchädlich ſeyn. Oder wenn ein Moraliſt das meynt, ſo muß er

die Zeiten zurückwünschen, wo frommer Betrug die Menschen zu Sklaven des Aberglaubens machte, und behaupten, es sey gut sie zu betrügen. Dann ist auch er würdig, ein Schamane zu seyn.

Nur die Falschheit u. der Wankelmuth unsers Geschlechts kann das Lesen von Romanen dem weibl. schädlich machen.

Alle Romane sind gewiß nicht nützlich zu lesen. Aber warum sollten denn die guten, und selbst die mittelmäßigen, wenn sie nur die Sitten nicht beleidigen, so viel Gefährliches für das weibliche Geschlecht haben? Wenn das wahr ist, so kann davon nur eine einzige Ursache angeben werden. Diese besteht in den schlechten Sitten und Grundsätzen des unsrigen. Männer mißbrauchen gar zu oft die sanften Eindrücke, die zärtliche Herzensstimmung, die diese Lektüre bey Frauensleuten hervorbringt, um sie durch den Anschein der Liebe unglücklich zu machen. Alle thun es zwar nicht mit dem Vorsatze, blos zu verführen. Aber wenn sie schon lieben, oder das empfinden, womit so oft der Name Liebe geschändet wird, so endigt sich der Handel doch oft eben so, als wenn der Liebhaber blos auf Ver-

führung ausgegangen wäre; und auch dieſe Vergehungen fallen vorzüglich auf unſer Geſchlecht zurück. Denn den Redlichgeſinnten fehlt es doch am Ende an Standhaftigkeit, aufgenommene Verpflichtungen treu zu halten; und den Leichtſinnigen verleiten Wankelmuth und andre Leidenſchaften, dieſelben nicht zu achten. Dazu kömmt noch die Ungerechtigkeit, daß wir durch die ſeltſame Theorie unſrer Ehrengeſetze uns die Freyheit vorbehalten haben, dergleichen Treuloſigkeiten ohne Beſchimpfung begehn zu können. Das iſt die wahre Urſache, warum manch Frauenzimmer das Schlachtopfer einer romanhaften Zärtlichkeit werden mag. Beſäße unſer Geſchlecht die Standhaftigkeit, die Redlichkeit, die Treue, die uns gemeiniglich in Romanen beygelegt wird, ſo wäre das Leſen dieſer Bücher dem weiblichen weiter nicht ſchädlich. Daß die Weiber daraus eine zu hohe Meynung von ihrer Wichtigkeit bekommen ſollten, iſt ein bloßes Hirngeſpinnſt. Im Roman hängt das Glück des Helden von dem Beſitze der Heldinn ab, das iſt wahr, und

ſie iſt das Ziel aller ſeiner Gedanken. Allein auch er iſt der Gegenſtand aller ihrer Wünſche. alſo iſt das gegenſeitig. In der Welt zeigen freylich wohlgezogene Mädchen nicht ganz deutlich, wie es ihnen über dieſen Punkt ums Herz iſt. Allein der Roman entwickelt ja das Innre des Herzens der Perſonen, und da ſieht man, wie oft Mädchen heftiger lieben, als ſie es ausdrücken. Daher nimmt auch ſo mancher Thor unter uns die Einbildung, daß Frauensperſonen heftig in ihn verliebt ſind, die oft gar nicht daran denken; und man könnte vielleicht mit mehrerm Grunde behaupten, daß dieſe Lektüre uns, als die Weiber, eitel macht. Ueberhaupt muß ich indeß über dieſen Punkt bemerken, daß der Einfluß ſolcher Bücher bey Perſonen, die in der Welt leben, viel geringer iſt, als man glaubt. Wenn man junge Leute einſperrt, die Mädchen in Klöſtern erzieht, und ſie leſen dann Romane, ſo können dieſe einen tiefen Eindruck machen. Sonſt werden beide Geſchlechter weit mehr durch das gebildet, was ſie ſehen, hören und

wirklich empfinden, als durch das, was sie lesen.

Einen so einseitigen Vorwurf machen indeß wenige Schriftsteller dieser Art von Schriften. Dahingegen werfen ihnen sehr viele vor, daß sie beiden Geschlechtern schädlich sind, und es ist daher Zeit, auch dieses zu untersuchen. Die Hauptbeschuldigungen, die man gemeiniglich gegen sie vorbringt, bestehen, meyne ich, in folgendem. Erstlich, daß sie die Leidenschaften zu sehr rege machen. Zweitens, daß sie romanhafte Ideen einflößen, und dadurch junge Leute oft ins Unglück stürzen, oder sie wenigstens verhindern, ihr Glück zu machen. Drittens, daß sie manchen Fehltritt veranlassen, der zwar sehr gegen die guten Romanregeln ist, wozu sie aber doch Gelegenheit geben. Laßt uns sehn, in wie fern diese Sätze gegründet sind.

Hauptvorwürfe, die man den Romanen macht.

Romane machen Leidenschaften rege! Wenn Stoiker so sprächen, die von dem Menschen verlangen, daß er keine Leidenschaft empfinde, sondern alles nach den erhabensten Gesetzen der Ver-

Erste: Sie erregen zu sehr die Leidenschaften.

muſte thue, ſo würde ich Zuſammenhang darin finden. Allein wenn das ſolche behaupten, die immer Güte und Sanftheit des Herzens, Mitleiden gegen Dürftige, oder andre ſolche eben auch leidenſchaftliche Beſchaffenheiten predigen; dann ſcheint mir das ſonderbar. Diejenigen, die dem Menſchen nicht alle Leidenſchaften rauben wollen, können blos die Schilderungen unerlaubter Leidenſchaften für gefährlich halten. Allein wer kann wohl behaupten, daß Liebe eine unerlaubte Leidenſchaft ſey? Wenn eheliche Liebe etwas höchſt gutes iſt, wie kann denn die auf Ehe abzweckende Liebe etwas Böſes ſeyn? Man wird doch wohl nicht den Worten der prieſterlichen Einſegnung, oder dem älterlichen Gebote eine Zauberkraft zuſchreiben, wodurch ſie Liebe ſchaffen könnten, wo keine vorher da wäre? Will man alſo nicht etwa aus der Welt eine Herrnhutiſche Geſellſchaft machen, ſo kann Liebe, welche Ehe zur Abſicht hat, nicht als eine böſe und gefährliche Leidenſchaft angeſehen werden. Es wird aber in guten Romanen die Liebe blos aus

dieſem Geſichtspunkte dargeſtellt, und alſo läßt ſich's nicht begreifen, was die Schilderung einer ſo höchſt natürlichen und unſchuldigen Leidenſchaft Böſes und Sittenverderbliches an ſich haben könnte; zumal da ſie dort in dem Lichte ihrer höchſten moraliſchen Vollkommenheit vorgetragen wird.

Aber hier nimmt man ſeine Zuflucht zum zweiten Vorwurf, und ſagt: [illegible] werden dadurch für die Liebe zu empfänglich; ſie verlieben ſich, und verſäumen darüber ihren Beruf, und was noch ſchlimmer iſt, entweder ſie meynen es ehrlich, und machen eine unbeſonnene Heirath, die ſie verhindert, ihr Glück zu machen; oder ſie müſſen ſich von ihrer Geliebten trennen, und dann zerrüttet das oft ihre und des Mädchens Ruhe und Glückſeligkeit.

Zweiter: Daß ſie jungen Leuten romanhafte Ideen beybringen, u. ſie dadurch ins Verderben ſtürzen.

Da möchte ich nun wohl fragen, was heißt das, ſein Glück machen? Heißt das ein Amt bekommen, welches das Jahr ſo und ſo viel einträgt, oder überhaupt ſich ein gewiſſes anſehnliches Einkommen verſchaffen? Aber damit iſt

Was heißt: Sein Glück machen.

man ja oft sehr unglücklich. Soll es dagegen wirklich so viel heißen, als sich glücklich machen, so muß man jeden sich nach seiner eignen Weise glücklich machen lassen, sonst wird es niemals jemand werden. Was schadet es, wenn derjenige, der einmal Hof- und Regierungsrath werden könnte, sich mit einem andern kleinen Dienste begnügt, um seine Geliebte zu besitzen? Kann er dabey nicht eben so glücklich und vielleicht noch viel glücklicher seyn? „Wenn er sich aber recht „befleißigte, so könnte er es viel weiter bringen, „und seinen Nebenmenschen und dem Staate „wichtige Dienste leisten.“ Mit dem Dienste leisten an seinen Nebenmenschen ist es so eine Sache. Durch Application sucht man sich selbst am meisten zu dienen sonst würde man sich wohl um des lieben Nächsten willen so viel Mühe nicht geben Und solcher Leute, die den Nebenmenschen in guten und einträglichen Aemtern dienen, finden sich immer eine ganze Menge, so daß der Abgang nicht leicht merklich ist Außerdem ist es auch gar nicht ausgemacht, daß so eine Liebe

jemanden vom Wege der Application zurückhalten müſſe? Bey dem, der ſonſt Talente hat, kann ſie ſehr leicht eine ganz entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen. Ueberhaupt aber, wenn von jungen Leuten in den Jahren der brauſendſten Leidenſchaften die Rede iſt, ſo ſtudieren die doch ſelten viel. Alsdenn kann man von denen, die nicht wirklich verliebt ſind, ganz ſicher annehmen, daß ſie ihre Zeit noch auf eine ſchädlichere Art verderben, und ſich deswegen über den Verluſt derſelben bey denen, die wirklich lieben, tröſten.

Was den dritten Punkt anbetrifft, ſo mag wohl manchen Liebenden die unbezwingliche Natur einen ſchlimmen Streich ſpielen: und indeß es im Sonnenlichte reiner Liebe flatterte, mag wohl manches Paar zärtlicher Ikaruſſe einen ſchrecklichen Sturz auf die Erde gethan haben. Allein wie man dieß den Romanen zuſchreiben könne, iſt mir unbegreiflich. Sie ſchildern ja eine ganz andre Art von Liebe, wenigſtens diejenigen, von denen hier allein die Rede ſeyn kann,

Dritter Zehlſtrute des Romanenleſer. Dieſe kann man den Romanen nicht zurechnen, da ſie ihnen vielmehr entgegen arbeiten; ſondern man kann ſicher glauben, die Verfaſſer würden ohnedies gefallen ſeyn.

und empfehlen immer, zumal dem weiblichen Geschlechte, den hohen Werth der Tugend. Auch bin ich überzeugt, daß alle Romanenleserinnen, die gefallen sind, auch ohne Romane gefallen wären, und vermuthlich viel gröber, viel tiefer. Ist es denn etwa gewöhnlich, außer unter der niedrigsten Klasse des Volks, die gewiß keine Romane liest, daß Mädchen fallen? Das ist gewiß sehr selten, und ich vermuthe sehr, daß das Romanenlesen gerade an dieser Seltenheit grossen Antheil hat, und daß ehemals, ehe das weibliche Geschlecht unter uns las, eine solche Begebenheit viel häufiger war seyn. Uebrigens wenn es geschieht, und wenn überhaupt bey der Lektüre zärtlicher Romane etwas zu besorgen ist, so gereicht es unserm Geschlechte zum Nachtheil und zur Schande, nicht aber dem weiblichen. Ein Mädchen wird leicht von einem Liebhaber betrogen, ihn für viel treuer und zärtlicher zu halten, als er ist: und in diesem Vertrauen läßt sich dann und wann eine von seinem Ungestüm über die Gränzen der Tugend fortreißen. Aber warum

gibt es Betrüger unter uns, die der Ruhe und
dem Glücke des weiblichen Geſchlechts ſo verderb-
lich ſind? Welche Gefahr hätte es wohl damit,
wenn es nicht unter uns verſtellte und treuloſe,
aber leichtſinnige Menſchen gäbe. Man muß
die Schuld nicht auf die Romane werfen, ſon-
dern auf jener ihre Falſchheit, und zum Theil auf
unſer ganzes Geſchlecht, das ſeine Ueberwache
auch hierin mißbraucht, um eine ganz ſonderbare
Ehrerbietung gegen das weibliche zu erhal-
ten. Wenn der, welcher Frauenzimmer betrügt,
ob ſich in dem, was er dieſen verſpricht, wenn
untreuig bezeigt, eben ſo mit der allgemeinen
Verachtung beſtraft würde, als der, welcher ei-
nen Gulden ſtiehlt, wenn es auch noch ſo lüſtig ge-
ſtohlen wäre, oder der Eigenthümer des Guldens
auch ſo viel Gelegenheit zum Stehlen beſtellet
haben hätte; (und doch ſind Ehre und Reputa-
tion gewiß mehr werth, als ein Gulden) ſo
würde das eine ſo wenig geſchehen, als das
andere.

Den Romanen kann es auch nicht zur Last gelegt werden, daß manches Mädchen den falschen und treulosen Liebhaber dem redlichern aber nicht so zärtlich scheinenden vorzieht.

Auch das kann den armen Mädchens nicht als ein Unverstand, und den Romanen nicht als die Ursache davon angerechnet werden, wenn sich welche durch Heucheley einer zärtlichen und aufrichtigen Liebe hintergehen lassen, und selbst hier oft den Betrüger dem ehrlichen aber nicht so künstlich handelnden Manne vorziehen. Wie mancher für sehr weise gehaltne Mann zieht nicht zu einer wichtigen Stelle den schlechten Menschen, weil er schmeicheln und heucheln kann, oder weil ihn äußerliche, glänzende Eigenschaften an ihm blenden, dem biedern Manne vor, der dieß alles nicht kann oder besitzt. Fromme Leute zumal sind dem Betruge von Religionsheuchlern erstaunlich ausgesetzt. Wer tadelt sie aber deswegen, oder gar die Bücher, durch die sie fromm wurden? Freylich opfert dabey das arme Mädchen sich und ihre Glückseligkeit auf, wovor sich der fromme Mann gemeiniglich hütet; aber das macht jenes deshalb nicht strafbarer. Und wie kann man den Romanen einen Vorwurf deshalb machen, daß sie zärtliche und

wie Liebhaber schildern? Warum setzt man es
icht andern Büchern, worin rechtschaffne Men-
hen geschildert werden, zur Last, daß sie man-
en Menschen verleiten, sich Schurken anzuver-
auen? Oder sollen wir etwa immer die Ge-
chichte eines Cartouche, Mandrin, Lipstullian ꝛc.
esen? Indeß giebt es doch noch Romane die
Menge, die das Vorspiel falscher Tugend von
assen, und die Kunst zeigen, diese von der wah-
en zu unterscheiden.

Man macht den Romanen noch einen Vor- Ob die Romane den Vorwurf verdienen, daß sie eine falsche Welt schilderen.
wurf, der eben so nichtig ist: den nämlich, daß
e ein falsches Bild der Welt schildern, und da-
urch junge Gemüther in tausend Irrthümer
ürzen, besonders in denjenigen, daß sie sich
deale von Menschen bilden, die nicht existiren.
Daraus wird denn das arme Mädchen oder der
rme Jüngling verleitet, in denen Personen, die
nen gefallen, solche Ideale zu suchen, und sich
nn für unglücklich zu halten, wenn sie sich dar-
i betrogen finden. Das Unheil, das daraus
ntspringen soll, stellt man als mancherley vor;

und daher will ich mich nicht darauf einlaſſen. Ich begnüge mich mit der Frage: Seit wenn man es Büchern als ein Verbrechen anrechnet, Ideale von Vollkommenheiten darzuſtellen? Hat man es den Stoikern je vorgeworfen, daß ihr Weiſer ein unerreichbares Ideal von Tugend war? Die einzige Vollkommenheit einer Romanſchilderung, die ſich Menſchen nicht geben können, iſt Schönheit. In dieſer findet aber kein Betrug ſtatt. Die kann jeder an dem Gegenſtande, den er vor Augen hat, nach eigner Empfindung ſchätzen. Die übrigen Zierden kann jeder, wenn er will, erlangen, und es iſt nicht Fehler des Romans, ſondern Fehler der Menſchen, wenn die Realität von den Idealen verſchieden iſt.

Alle dieſe Fehler wiegen die guten Romane durch eine Eigenſchaft auf, die ſie immer ſchätzbar machen muß, und die wohl verdient, aus einander geſetzt zu werden. Ich habe zwar geſagt, die Natur habe urſprünglich und mit eigner Hand etwas in das Herz des Mannes gelegt, das ich, mora-

Alle dieſe wahren oder eingebildeten Fehler wiegen die guten Romane dadurch auf, daß ſie das Gefühl der moral. Liebe ſtärken, erhöhen und ausbreiten.

moralische Liebe genannt habe; man würde mich aber unrecht verstehn, wenn man glaubte, es sey dieß die Fähigkeit, vorzüglich durch die moralischen Eigenschaften eines Gegenstandes dazu bewogen zu werden, ihn zu lieben. Nichts weniger als das. Es ist weiter nichts, zumal bey unserm Geschlechte, als eine ganz besondre Leitung des Geschlechtstriebes auf einen einzigen Gegenstand. Ich habe dies behauptet, daß man sich die Ehe, die man bey allen, auch den barbarischsten Völkern gefunden hat, allein aus dieser Uranlage erklären kann. Sobald indeß die Ehe, und zwar nach unsern europäischen Grundsätzen, eingeführt gewesen ist, hat jeder, auch der roheste Mensch, einsehen müssen, daß die Glückseligkeit derselben hauptsächlich auf der Gemüthsart des andern Theils beruhete; und dieser Begriff hat sich erweitert, je nachdem die Menschen mehrere Entwickelung der moralischen Anlagen, und mehrere Einsichten in die moralischen Beschaffenheiten ihres Wesens erhalten haben. Auf die Art hat sich die moralische Liebe,

ſo wie überhaupt die Kenntniß der Moral vervollkommt; und körperliche Reize haben aufgehört, eine ſo erſtaunlich große Rolle in der Liebe zu ſpielen, als ehemals! Das iſt nun wohl gewiß als ein Vorzug anzuſehen, oder man müßte den Menſchen um deſto vollkommner halten, je mehr er ſich dem Thiere nähert. Im Orient und in faſt allen übrigen Welttheilen, wo das weibliche Geſchlecht ſo tief herabgeſetzt worden iſt, hat ſich die moraliſche Liebe nicht über die unterſte Stufe erhoben. Der Menſch kann dort wohl einen Gegenſtand allen andern in der Liebe vorziehen; allein ſeine moraliſchen Eigenſchaften kommen dabey gar nicht in Betrachtung. Auch ſteht ein dortiger Paſcha unter ſeinen Weibern nicht viel höher auf der Weſenleiter, als ein Hirſch im Walde mit ſeinen Kühen. Bey uns aber iſt es ganz etwas anders. Eine ganze Menge Menſchen haben ihre Ideen ſo veredelt, daß damme und verächtliche Schönheit keinen Eindruck auf ſie machen kann. Selbſt das Volk kennt und ſchätzt bey uns die Eigenſchaften des Verſtandes

und des Herzens, und wie viele Mädchen haben dieſen nicht allein ihr Glück zu verdanken; wie viel mehrere werden in ihrer eignen Wahl durch dieſe Eigenſchaften geleitet, ſo daß ſie den redlichern und klügern Liebhaber, dem blos gefallendern vorziehen! Wer das nicht unter die Vorzüge rechnen will, mit dem kann ich ſchwerlich diſputiren, das geſtehe ich; denn wir denken über die erſten Gründe verſchieden. Bey dieſer Entwickelung der Ideen iſt es aber gegangen, wie bey allen andern. Die Anlagen der Menſchen haben eine jede Wiſſenſchaft hervorgebracht; ein jeder hat ſie um etwas erweitert, und ſobald die Kunſt zu ſchreiben vorhanden geweſen iſt, hat man dieſe Erweiterungen in Schriften bekannt gemacht. Allein die Schriften haben auch die Wiſſenſchaft vollkommner gemacht, und zumal unter Menſchen verbreitet, welche ſie ſonſt niemals erlernt oder wenigſtens nicht ſo gut gelernt haben würden. Auf dieſe Art haben nun auch die Romane gewirkt. Aus der Anlage zur moraliſchen Liebe unter uns ſind ſie entſtanden.

Weil unſer Eheſtand, unſre Art die Weiber zu behandeln, uns viel fähiger zu einer erhöhten Moralität in der Liebe macht, ſo haben ſich ſo viele Menſchen unter uns gefunden, die Romane geſchrieben haben: allein hinwiederum haben die Romane ganz erſtaunlich viel zur Verbreitung und Erweiterung dieſer Moralität beygetragen. O wer dieſes nicht einſieht, wer nicht ſieht welchen Einfluß auf Ehe- und Familienglück unſre Romane haben, der iſt wahrlich ſehr kurzſichtig!

Doch es iſt Zeit, daß ich dieſen Betrachtungen hier ein Ende mache, und nun unterſuche, was die durch unſre Anlagen und daraus erfolgten Verfeinerungen, ſo wie jetzt beſchaffne Liebe, in Anſehung der gegenſeitigen Verhältniſſe beider Geſchlechter, für Wirkungen hervorbringt.

In der Liebe hat man zu betrachten, ihren Anfang, ihren Fortgang und ihr Ende.

Gedoppelter Anfang der Liebe.

In Anſehung des Anfangs der Liebe könnte man, falls einer dieſe Leidenſchaft in ein Syſtem bringen wollte, eine gedoppelte Art deſſelben an-

nehmen. Nach der einen entſtünde ſie durch einen plötzlichen ſehr ſtarken Eindruck, der faſt immer durch körperliche Reize bewerkſtelligt wird; der andre durch eine zufällige und nur durch die Wiederholung allmählig gewirkte Regung, welche dagegen faſt immer von allen körperlichen Reizen unabhängig iſt, und dieſen nicht ſelten zuwiderläuft.

Hauptunterſchied beym Anfange der Liebe zwiſchen beiden Geſchlechtern.

Hier iſt aber ein Hauptunterſchied zwiſchen beiden Geſchlechtern zu bemerken. Das Weib darf dem Manne in keinem Lande ſeine Liebe antragen, ſondern muß warten, bis dieſer ihm ſeine Neigung bezeugt, und Gegenneigung verlangt. Es muß alſo in der natürlichen Anlage des Weibes etwas ſeyn, wodurch dieſes innerhalb dieſer allgemeinen Schranken gehalten wird. Die Weiber empfinden die Eindrücke der phyſiſchen Liebe nicht ſo ſtark; folglich ſind ihre Sinne nicht ſo leicht in Regung zu ſetzen; und es kömmt vielleicht daher, daß vorzüglich der Eindruck ſchon reger Triebe die ihrigen erwecket. Iſt dieß aber bey ihnen phyſiſche Anlage, ſo läßt ſich's

wohl begreifen, wie es die darauf gegründete moraliſche Liebe bey ihnen auf eine ähnliche Art modifiziren kann.

Plötzliche Eindrücke können ſelten ſo erſtaunlich heftig ſeyn, als ſie ſelbſt häufig in Romanen geſchildert wurden.

Sonſt war in den Romanen die Wendung ſehr gebräuchlich, daß der Held die Heldinn irgendwo zu ſehen bekam, und von ihren Reizen den dieſem bloßen Anblicke ſo gefeſſelt ward, daß er ſie von dieſem Augenblicke an bis in den Tod liebte. Beyſpiele von ſehr heftigen, ſchnellen Eindrücken hat man wohl; aber nur wenig Menſchen ſind von der Beſchaffenheit, daß ſie auf einmal ſo gewaltig erſchüttert werden. Wenn alſo dieſer erſte Eindruck eine lange Zeit ohne alle Wiederholung bliebe, ſo glaube ich, daß er nur ſehr ſelten von langer Dauer ſeyn würde. Aber folgendes geſchieht doch ſo oft, daß man es als den gewöhnlichen Fall anſehen kann. Es ſieht nämlich ein Mann ein Frauenzimmer, deſſen Geſtalt und Weſen ihm ausnehmend gefällt. Eben daher ſucht er ſie wieder zu ſehen, und bemüht ſich, die Gelegenheit dazu zu finden. Durch dieſe Wiederholung erhält hernach dieſer erſte Ein-

druck diejenige Stärke, die er nach dem Charakter dessen, der ihn empfängt, erhalten kann. Oft aber auch geben gewisse Begebenheiten, oder auch der bloße häufige Umgang, Anlaß zur Entdeckung gewisser auf das Herz Eindruck machender Eigenschaften, wodurch man Liebe zu einem Gegenstande gewinnt, den man vorher sehr gleichgültig angesehen hatte. Es versteht sich, daß ich hier von wahrer Liebe rede, und nicht von solchen Verbindungen, die blos die Sinne oder das Bedürfniß, aus Langerweile Liebe zu spielen, beschäftigen, weil gewisse zufällige Umstände gerade Gelegenheit dazu geben. Uebrigens ist unter allen solchen Eindruck machenden Eigenschaften keine fähiger das Herz zu rühren, als die Empfindung einer Zuneigung gegen uns von Seiten des andern Theils; und diese hat oft Liebe für eine Person veranlaßt, für die man sonst nicht geglaubt hätte, weiche empfinden zu können. Da es sogar gewiß ist, daß Liebe nicht ohne Hofnung in einem Herzen entsteht, so scheint das ein besondrer Reiz dazu zu seyn, wenn die Hof-

nung durch einen Keim von Neigung bey dem andern Theile belebt wird. Im Allgemeinen läßt sich behaupten, daß bey dem weiblichen Geschlechte Liebe gemeiniglich auf die zweite, bey dem unsrigen aber auf die erste Art entspringt.

Ob Schönheit im Allgemeinen auf die Weiber eben so, als auf uns Eindruck macht?

Zwar glaube ich, daß Schönheit eben sowohl einen vortheilhaften Eindruck auf das weibliche Geschlecht macht, als auf uns: aber doch wohl nicht leicht bis auf den Grad, eine Leidenschaft anzufachen, wenn dieser Eindruck nicht durch Aeußerungen von Liebe unterstützt wird. Das versteht sich blos im Allgemeinen; sonst hat wohl Schönheit manchmal Leidenschaft in weiblichen Herzen erregt, ohne alle andre Anreizung: allein doch immer selten, und gewiß noch viel seltner, in ganz unverdorbnen, vorher nicht schon irregeführten Seelen. Die allgemeine Meynung und Denkungsart bestätigt es, daß die Weiber von der Natur darnach geschaffen sind, nur durch Veranlassungen zur Liebe bewegt zu werden, und zwar vorzüglich durch den Anblick der heftigsten von ihnen erregten Liebe. Ob schwächere Sinn-

lichkeit, oder eine besondre Zartheit der Empfindungen Schuld daran sind, das wage ich nicht zu entscheiden. Allein daß ihnen diese Herzensgüte viel Ehre macht, bleibt eine ewige Wahrheit. Sie sollte uns durchaus in unsern Liebesäußerungen behutsamer machen. Zum allerwenigsten müßte ein Schriftsteller nicht so unbillig seyn, ihnen vorzuwerfen, daß sie einen Mann, der sich für ihren Liebhaber erklärt, mit andern Augen ansehn, als sie vorher thaten. Dieß ist wirklich sehr oft eine bloße Wirkung von Gutmüthigkeit. Wenn es aber auch bloße Eitelkeit wäre, so frage ich: ob sie nicht natürlich ist? Ich frage: ob nicht jeder Schriftsteller, wenn ihm ein Mann seine Werke lobt, ihn mit ganz andern Augen betrachtet, als vorher.

Sollte indeß das weibliche Geschlecht geneigt seyn, unter mehrern Liebhabern dem Schönsten ihre Gegenliebe zu schenken, so wäre das wohl Gesetz der Natur, und könnte als solches keinen Grund zum Tadel abgeben. Selbst dann, (ob es schon bey weitem nicht immer der Fall ist,)

Das das W. geneigt ist, dem schönsten unter seinen Liebhabern den Vorzug zu geben, kann ihr nicht zum Vorwurfe gereichen.

wenn Schönheit oder andre glänzende Eigenschaften es verblenden, eine verstellte Liebe für wahr zu halten, und daher den biedern, aufrichtigen, im Grunde verdienstvollern Liebhaber nachzusetzen; so kann man ihm das nicht als einen großen Fehler anrechnen. Schlimm genug, daß es unter uns treulose Menschen giebt. Zudem kann verstellte Liebe oft stärker scheinen, als wahre. Wenn aber auch hier äußerliche und zufällige Vorzüge oft Verblendung wirken sollten, kömmt es uns zu, dieß an dem Weibe bitterlich zu rügen? Wie leicht werden wir nicht berückt! Nicht allein in der Liebe, wo wir uns oft aus den unbedeutendsten Kleinigkeiten einbilden, von Frauenzimmern besonders geschätzt zu werden, und hinter ihnen herlaufen, zu ihrem und der ganzen Welt Hohne. Sondern auch aus Eitelkeit, im Umgange mit unserm eignen Geschlechte, ziehen wir fast immer den reichen und vornehmen Dummkopf oder Nichtswürdigen, wenn er für gut findet, uns ein wenig verstellte Achtung zu bezeigen, dem viel schätzbarern geringen Men-

ſen vor. Ja wie oft opfern nicht falſche Gelehrte, die doch Weiſe ſeyn ſollten, Wahrheit und Rechtſchaffenheit dieſem Eitelkeitsſtande auf?

In dem Fortgange der Leidenſchaft iſt beſonders der Ungeſtüm zu bemerken, womit der Mann das Weib faſt immer mit ſich fortreißt, bis der Roman ſeine Endſchaft erreicht. Hat letzteres einmal Gegenliebe gezeigt, oder erklärt, ſo iſt des Weitertreibens kein Ende, und das von der Natur nachgiebig geſchaffne Weib kann faſt keine Schranken finden, die feſt genug wären, um ſich daran zu halten. Von Natur iſt eben dieſer Ungeſtüm ein Zeichen heftiger Liebe, und alſo kann ſich das Weib ſchwerlich erwehren, ihn dafür anzuſehen, und ſich an deſſen Anblicke zu ergötzen, wodurch es denn gemeiniglich bis über alle ſich ſelbſt geſetzten Gränzen hinausgetrieben wird. Leider ſind unſre geſellſchaftlichen Einrichtungen Schuld daran, daß es ſich hierin häufig und zu ſeinem größten Unglücke betrügt. In deſſen Entſchuldigung muß man bemerken, daß Liebe eine völlig natürliche Leidenſchaft iſt, daher

Im Fortgange der Leidenſchaft reißt der Mann d. Weib immer mit ſich fort, u gemeiniglich weit über die Gränzen, die es ſich ſelbſt geſetzt hat.

ich ſie hier mit Recht unabhängig von allen bür-
gerlichen und religiöſen Einrichtungen betrachte.
Man muß auch einſehn, daß dieß Gefühl zwey
Liebende gegen einander gleichſam in den Stand der
Natur verſetzt, und ihnen ſchwerlich erlaubt, ihre
Handlungen nach allen jenen Bedenklichkeiten zu
überlegen. Daher kömmt es, daß unverbundene
Perſonen gemeinen Standes es eigentlich gar
nicht begreifen können, warum jemand in der
Welt, oder gar unſer Herr Gott, über ihre wech-
ſelſeitigen Liebkoſungen böſe ſeyn, und ſie deswe-
gen ſtrafen könnte, und daß ſie ſich ſo wenig da-
gegen verwahren. Indeß, da junge Frauenzim-
mer von einigem Stande ſo ſelten Fehltritte be-
gehen, ſieht man deutlich, daß das Weib im
Allgemeinen eine große Gewalt über ſeine Leiden-
ſchaften hat, und der Stimme der Vernunft nicht
nur ſelbſt Gehör giebt, ſondern ſie ſo ſtark auf
ihr Herz wirken läßt, daß ſie oft ſelbſt unſern
Ungeſtüm dadurch zurückhält; denn ſonſt müßten
die Beyſpiele gefallner Mädchen in allen Ständen
viel häufiger ſeyn, als ſie wirklich ſind.

Vielleicht wird man ſich wundern, daß ich noch nichts von einer faſt beſtändigen Begleiterinn der Liebe, von der Eiferſucht geſagt habe. Sie ſcheint dem Menſchen ganz natürlich, und hängt höchſt wahrſcheinlich genau mit dem zuſammen, was die moraliſche Liebe, das heißt, die beſtimmte Neigung auf einen Gegenſtand, bey ihm erzeugt. Vielleicht iſt ſie eine bloße Folge deſſelben. Denn wenn man einen Gegenſtand allein liebt und verlangt, ſo will man auch allein von ihm geliebt werden. Daß hernach dieſe Leidenſchaft durch geſellſchaftliche Einrichtungen, durch religiöſe oder andre Grundſätze, und endlich durch den perſönlichen Charakter eines jeden Menſchen verſchiedentlich ausgebildet wird, das iſt natürlich; und es hat damit eben die Bewandniß, als mit allen übrigen Naturtrieben des menſchlichen Geſchlechts.

Eiferſucht in der Liebe iſt dem Menſchen vermuthlich natürlich.

In dem Buche über die Weiber wundert ſich der Verfaſſer darüber, daß die Männer bey uns hauptſächlich auf den Körper eiferſüchtig ſind, und ganz beſonders nur ein Unglück fürchten, wel-

Zwiſchen Mann u. W. muß man dreyerley Arten von Eiferſucht unterſcheiden.

ches er an und für sich für so vielbedeutend nicht ansieht. Das kömmt daher, weil er diesen Gegenstand nicht genau genug betrachtet hat. Eifersucht ist eine Leidenschaft, die sich viel weiter ausbreitet, als auf das Verhältniß beider Geschlechter zu einander. Wenn man sie aber auch blos in dieser Rücksicht betrachtet, so muß man dreyerley Arten derselben unterscheiden; nämlich Eifersucht aus Liebe, Ehestandseifersucht, und Eifersucht aus Eitelkeit. Die erste kömmt zwar hier vorzüglich in Betrachtung, ist aber gewiß die seltenste, wenigstens höchst selten rein und mit letzter unvermischt, deswegen man ihre Merkmale, ihre Aeußerungen und ihren Gang nicht recht genau angeben kann. So viel kann man sicher behaupten, daß sie die Natur der Liebe, aus der sie entspringt, selbst annimmt. Wenn diese blos sinnlich ist, so kann sie nichts anders als den Körper beabsichten. Bey uns dürfte das der Fall desjenigen seyn, der eine feile Dirne unterhält, und also nicht haben will, daß sie einem andern das überlasse, was sie ihm theuer

verkauft. Allein wenn die Liebe durch ausgebildete moraliſche Empfindungen veredelt iſt, ſo veredelt ſie eben ſo die Eiferſucht. Das heißt, wer ſeine Geliebte ſchätzt, der weiß, daß zwiſchen der erſten Liebesäußerung bis zur letzten Gunſt eine weite Kluft befeſtigt iſt, und daß letztere ohne Liebe nie hingegeben wird. Folglich denkt er an dieſe gar nicht in ſeiner Eiferſucht, ſondern nur daran, daß nicht ein andrer die Neigung ſeiner Schönen von ihm ablenke, weil er, ſo lange das nicht geſchieht, vor jedem Unfalle ſicher iſt.

Im Eheſtande kann man drey Fälle annehmen; entweder man liebt ſeine Frau noch, oder man liebt ſie nicht mehr, ſondern die Liebe hat ſich in Freundſchaft und Achtung verwandelt, oder man hat ſie nie geliebt, und iſt nur durch gemeinſchaftliches Intereſſe mit ihr verbunden. Im erſten Falle wäre die Eiferſucht Liebeseiferſucht. Allein dieſer Fall wird doch immer der ſeltnere ſeyn, weil eine befriedigte Leidenſchaft ſich nothwendig mit der Zeit verändern muß, und die Beſchaffenheit der unbefriedigten nicht immer

fort an ſich haben kann. Wenn nun aber dieſe Liebe die innigſte Freundſchaft und Achtung geworden iſt, ſo findet, ſo lange die Achtung nicht verletzt wird, keine Eiferſucht ſtatt; und wodurch kann die anders verletzt werden, als durch ſtrafwürdige Handlungen? Folglich kann alsdenn der Mann, wenn ihm der Gedanke von Eiferſucht einfallt, nichts als dergleichen von ſeinem Weibe beſorgen. Genommen kann ihm die Frau nicht mehr werden, aber verderbt, und das nur auf eine Art; folglich fürchtet er das auch allein. Wenn er aber weder Liebe noch Freundſchaft, noch einmal Achtung gegen das Weib hegt, da iſt die Eiferſucht recht eigentlich Eheſtandseiferſucht, und geht lediglich darauf, daß man nicht genöthigt ſey, fremde Kinder als die ſeinigen zu erziehen. Auch da kann man für nichts als für den Körper beſorgt ſeyn.

Indeß wird faſt niemals eine von dieſen Eiferſuchtsarten rein und unvermiſcht, ſondern immer mehr oder weniger mit Eitelkeitseiferſucht tingirt ſeyn, und dieſe wird ganz ſeltſame Erſchei-

scheinungen hervorbringen. Im Ehestande kann letztere auch auf nichts gehen, als auf den Körper, welches aber doch eine zu delikate Materie ist, um die Ursachen davon aus einander zu setzen. Es sey genug zu sagen, daß so lange der nicht mit im Spiele gewesen ist, so kann das Verfahren des Weibes immer blos Koketterie oder Spaß von ihrer Seite gewesen seyn, die für den Mann nichts demüthigendes hat.

Ueber Eifersucht u. Liebe beydem weibl. Geschlechte läßt sich hier nichts gewisses vortragen.

Folgende Fragen zeigen sich wohl meinem Geiste. Welch Geschlecht ist am heftigsten zur Eifersucht überhaupt, und zu welcher Art von Eifersucht am mehresten geneigt? Allein ich wage sie nicht zu beantworten, so wenig als die: welches Geschlecht am heftigsten und zärtlichsten zu lieben im Stande ist? Rousseau wirft dem weiblichen vor, daß es nicht recht heftig lieben kann. Sollte etwa einer meynen, ich müßte diesem Schriftsteller hierin beypflichten, weil ich behauptet habe, der Trieb des weiblichen Geschlechts zum physischen Genuß sey schwächer, als der unsrige, so irrt er sich. Es folgt daraus gar nicht, daß das

Moralische dieser Leidenschaft in weiblichen Herzen nicht eben so stark und stärker seyn könnte, als in den unsrigen. Ich begnüge mich indeß damit, einige Bemerkungen hieher zu setzen, woraus man sehen kann, wie schwer diese Fragen sich entscheiden lassen. Wenn die moralische Empfindung der Liebe dadurch verstärkt wird, daß sie sich auf die moralischen Eigenschaften des geliebten Gegenstandes gründet, so kann leicht das Weib stärker moralisch lieben, als der Mann. Denn sowohl zum Ehestande, als auch selbst zur Liebe, muß sie weit mehr auf das Moralische des Mannes, als dieser auf das ihrige sehen. Er kann darauf rechnen, daß das liebende, das besiegte Weib sich seinem Charakter anschmiegen wird; das kann letzteres aber gar nicht von ihm erwarten. Auch in der bloßen Liebe braucht das Weib Redlichkeit, Verschwiegenheit und tausend andre Tugenden, die sie an ihrem Liebhaber finden muß, wenn sie nicht unglücklich seyn will. Indeß ist es doch auch möglich, daß ein Geschlecht, welches gezwungen ist, alle Aeußerungen

dieser Leidenschaft so ganz in ihrer Gewalt zu behalten, die Empfindungen derselben eben dadurch am Ende abstumpft. In Ansehung der Eifersucht aber muß man bemerken, daß außer den drey angegebnen Quellen derselben, die Weiber noch eine eigne sehr wichtige haben, die fähig ist, gewaltige Aeußerungen zu veranlassen; und die ist, der dringendste eigne Vortheil. Daher entsteht bey ihnen eine Eigennutz-Eifersucht, die bey uns höchst selten statt findet, und wie heftig diese oft wirken müsse, kann man sich vorstellen. Wo also außer der Liebe und der Eitelkeit noch der Eigennutz diese Leidenschaft erzeugen kann, da muß ihr Spiel viel verschiedner, viel stärker seyn, ohne deshalb auf eine stärkere Kraft der Liebe schließen zu dürfen. Allein, wie gesagt, für einen Mann ist es vermessen, hierüber etwas bestimmen zu wollen.

Wenn ich die Endschaft der Liebe ohne Annahme in die Befriedigung derselben setzte, so thäte ich unserm Geschlechte einen gar zu grosen Schimpf an. Denn ihm ist es allein eigen, nach

Wendung, die die Liebe nach befriedigter Leidenschaft bey beiden Geschlechtern nimmt.

dem Genusse gleichgültig, ja sogar mürrisch und verdrüßlich zu werden; da das Weib hingegen darnach zärtlicher und ergebner wird. Dieß ist ein auffallender und ursprünglicher Unterschied bey beiden Geschlechtern. Er entspringt aus der Natur der Sache. Das Weib hat das kostbarste hingegeben, was es hatte. Man vergesse nie die Wahrheit der herrlichen Verse Catulls:

Ut flos in septis secretus nascitur
hortis etc.

Es ist für sie von dem Augenblicke an vielleicht ein Zustand entstanden, welcher der allerelendeste seyn würde, wenn ihr Besieger sie verließe. Also in allen Verhältnissen entsteht aus diesem Schritte Abhängigkeit für das Weib; hingegen Unabhängigkeit für den Mann, der nun alles willig erhält, was er wünscht, und also um nichts mehr zu flehen und zu bitten braucht. Viele Männer sind undankbar genug, das nicht zu erkennen, ihrem Instinkte nach befriedigter Leidenschaft zu folgen, so wie sie vorher thaten, und folglich aus gefälligen, bittenden Wesen Tyran-

nen zu werden. Dieß macht gemeiniglich auch, daß sie, um den Vorwürfen, die ihnen das zuziehen muß, zu entgehen, kurz nach der Befriedigung den vorher verfolgten Gegenstand fliehen. Aber doch handeln bey weitem nicht alle, auch nicht einmal die mehresten Männer also. Da das Verlangen die Vergnügungen der Liebe erhöhte, so dauert dasselbe noch bey einem langen Genusse fort, zumal wenn dazu gute Eigenschaften und Geschicklichkeit des Weibes, sich in die Launen des Geliebten zu finden, hinzukommen, und das Feuer in sanfter Regung zu erhalten wissen. Hat dieses aber so lange gedauert, bis die Kette der Gewohnheit des Zusammenlebens geschmiedet ist, so ist der Mann völlig gefesselt, und jede Furcht, sein Herz zu verlieren, überstanden. Aber die Charaktere sind verschieden, und von der Beschaffenheit derselben ist bey uns die Dauer der Liebe gar zu abhängig.

Welch Geschlecht mehr zur Untreue u. zur Veränderlichkeit in der Liebe geneigt ist.

Beide Geschlechter werfen sich wechselseitig Untreue und Veränderlichkeit vor. Dieser Streit ist schwer zu schlichten. Des Weibes ei-

gentliche Liebe fängt oft erst dann an, wenn es sich völlig ergeben hat. So lange das nicht geschehen ist, da sie schwächer liebt, da sie gewohnt ist, ihre Empfindungen mehr in ihrer Gewalt zu haben, so ist sie dann wohl auch zur Veränderlichkeit mehr geneigt, als der Mann, wenn sich einer findet, der ihr beßre Bedingungen anbietet. Hingegen wenn sie sich nachher verändert, so kömmt es wohl gemeiniglich daher, daß sich der Liebhaber, ehe er das erhielt, was er wünschte, als ein ganz andrer Mann zeigte, wie nachher. Kein Wunder, wenn der Anbeter ein Gebieter wird, daß das Weib, welches glaubt, allem was sie für ihn gethan die Krone aufgesetzt, und seine Dankbarkeit mehr als jemals verdient zu haben; ihre Liebe in Verdruß verwandelt, sich freut, wenn sie von ihm loskömmt, und einen andern Verehrer erhält, der ihr die Süßigkeiten des Verlangens wieder empfinden läßt. Wenn wir billiger verführen, so würden wahrscheinlich, da schon anjetzt so viele Weiber beständig bleiben, noch weniger sich wan-

keimmehlig zeigen. Die Pflicht der Treue in der Liebe übertritt indeß vermuthlich der Mann häufiger als das Weib, vermöge seiner stärkern Sinnlichkeit, verbunden damit, daß die Folgen solcher Vergehungen für ihn in allem Betracht von geringer Bedeutung sind. Dieser letzte Punkt gehört indeß mehr in das Kapitel vom Ehestande.

Wirkung unsrer gesellsch. Einrichtungen in Ansehung dessen, was wir Liebe nennen. Harte Grundsätze, nachweisen den wir das weibliche Geschlecht behandeln.

Ich habe hier die Liebe im Allgemeinen betrachtet, nach ihren Erscheinungen, zufolge der natürlichen Anlagen, unter Menschen, wo das Weib als ein freyes Wesen gehalten wird. Es bringen aber unsre gesellschaftlichen Einrichtungen große Veränderungen darin hervor. Die hauptsächlichste ist die, daß Stand und Vermögen so sehr eine Hauptrolle im Reiche der Liebe spielen. Beide trennen Liebende, oder solche, die sich sehr zärtlich lieben würden, und verbinden dagegen nach Liebesart die, welche sich in der That nicht lieben, auf so mancherley Weise in erlaubte und unerlaubte Banden, daß der größte Foliante ihre Auseinandersetzung nicht fassen würde. Dieß

zeugt sehr große und mannichfaltige Unordnungen. Es entsteht daher, List und Betrug in wahrer und in verstellter Liebe. Ganz läßt sich zwar dieß Uebel nicht ausrotten; denn der Mensch kann zur ursprünglichen Gleichheit des Standes, und noch weniger des Vermögens, nicht zurückgebracht werden, und diese beiden Vorzüge werden immer ein großes Spiel der Leidenschaften erzeugen. Allein es wäre doch sehr gut, wenn wenigstens die Gesetze diese Einrichtungen nicht noch durch ihre Heiligung verschlimmerten. In den Augen dieser müßte in allem, was Liebe betrifft, der Mann ein Mann, und das Weib ein Weib seyn, ohne alle Rücksicht auf Stand oder Vermögen: was die gesetzgebende Macht hierüber festsetzt, müßte sie in der größten Allgemeinheit ausdrücken. Dann würde gewiß ein ansehnlicher Theil dieser Unordnungen wegfallen. Dem sey indeß wie ihm wolle, so bringen doch Rang und Geld eine Menge Erscheinungen hervor, wovon wir gemeiniglich dem weiblichen Geschlechte die Schuld zurechnen, und

über deſſen Verderbtheit klagen, die man aber vielmehr dem unſrigen, als der Quelle aller geſetzlichen und ſittlichen Anordnungen, zuſchreiben müßte. Unter andern iſt es gewiß unbillig, daß wir uns das Recht des Angriffs ganz und unumſchränkt vorbehalten, und einen Scherz aus der faſt ungebundnen Ausübung deſſelben machen; und dagegen die Mühe und die Sorge der Vertheidigung gänzlich dem ſchwächern weiblichen Geſchlechte überlaſſen. Wenn dann einige bey dieſem Kampfe von außen und von innen unterliegen, und entweder die Regeln der Zucht und Ordnung, oder die Pflicht der Treue übertreten; ſo werden ſie nicht nur durch die natürlichen Folgen ihres Fehlers beſtraft, ſondern man tadelt und verruft die armen Gefallnen, und noch obendrein das ganze Geſchlecht. Die Geſellſchaft, ohne dem Laſter Aufmunterung zu geben, müßte ihre Strafen gleicher vertheilen, und ſo wie bey Streitigkeiten, dem wahren Urheber der Unordnung ihren Unwillen am mehreſten empfinden laſſen. Zumal müßten die Geſetze nach

giebiger seyn, und in der Liebe nichts strafen, als Uebertretung natürlicher, nie aber conventioneller Pflichten.

Doch ich besorge, daß so vernünftige gesellschaftliche Einrichtungen noch lange fromme Wünsche bleiben, und daß unsre Vorurtheile noch zu feste sitzen, um so bald ausgerottet zu werden.

Von der Art, wie die Charaktere der Menschen die Liebe modifizirt.

Ueber die Art, wie die Liebe durch die besondern Charaktere der Menschen modifizirt wird, läßt sich, meiner Meynung nach, eher etwas Bestimmtes sagen, als über die allgemeine Natur dieser Leidenschaft bey beiden Geschlechtern. Unter diesen Charakteren müssen wir zu allererst diejenigen bemerken, die einer wahren Liebe nicht fähig sind. Es können die Ursachen, die dieß bewerkstelligen, verschieden seyn: zwey davon kann man aber als die vorzüglichsten ansehen. Die erste besteht in einer gar zu großen, es sey natürlichen oder künstlich erweckten Thätigkeit des Selbsttriebes; die andre in der Gewohnheit an blos sinnlichen Genuß. Daher kömmt es, daß fast alle Menschen, die von Jugend auf bis

in ihr reifes Alter herein, in Armuth gelebt, und fürs tägliche Brod haben arbeiten müssen, die Liebe nicht kennen. Denn die Natur hat immer bey ihnen den Selbsttrieb in der größten Spannung erhalten, weshalb sie an kein Verlieben denken konnten, und auf die Art endlich die Fähigkeit dazu verloren haben; da die Jugend allerdings die Zeit ist, wo heftige Liebe empfunden werden muß. Eben das ist der Fall bey denen, die von Jugend auf von nichts gehört haben, als von Geld, oder von Glück machen, und wobey diese Lehren tiefe Wurzeln gefaßt, oder welche von der Natur einen überschwenglichen Ehrgeiz und eine gewaltige Habsucht erhalten haben, und Tag und Nacht auf nichts denken, als wie sie sich emporschwingen wollen. Alle diese Leute wissen selten etwas von Liebe. Was sie etwa dem ähnliches empfinden, sind so schwache Regungen, daß sie auf ihre Existenz keinen merklichen Einfluß haben. Die andre Klasse von Menschen ist wo möglich noch unglücklicher, noch mehr zu bedauern; denn sie ist noch

mehr herabgewürdigt. Starker Hang zur Wollust, oder unglückliche Veranlassungen, schlechte Erziehung, und Mangel an eben dieser Galanterie, gegen die so mancher Schriftsteller mit Unrecht deklamirt, stürzen eine Menge Menschen entweder auf schändliche Abwege, die sie gegen das andre Geschlecht gänzlich unempfindlich machen, oder in die Arme solcher Geschöpfe, wo sie das sogleich finden, was sie allein kennen und verlangen. Wie elend diese ganze Gattung von nicht liebenden Menschen ist, das läßt sich nicht schildern. Die einen macht ihr Laster und der Schlamm, worin sie sich wälzen, auf tausend Arten unglückselig; und die andern werden es durch ihre Selbstsucht, die ihnen weder Ruhe noch Zufriedenheit läßt.

Selbstsucht mit Hang zur [illegible] Verführung.

Aus den Anlagen zu diesen beiden Klassen entsteht das gefährlichste aller Wesen für das weibliche Geschlecht, ich meyne den Verführer. Ein solcher Mensch ist unfähig etwas anders zu lieben, als sich selbst, hat aber physische Triebe, die er befriedigen will, und zu viel Geschmack,

als daß ihm der Gegenſtand dazu gleichgültig ſeyn ſollte. Er wählt ſich alſo einen Gegenſtand der ihm anſteht, oder ihm am gelegenſten iſt. Dieſen verfolgt er, bis er das, was er verlangt, von ihm erhalten hat. Aus Mangel aller moraliſchen Empfindungen wird er ihn bald überdrüßig, und richtet dann ſein Augenmerk bald auf einen andern. Wenn man nur diejenigen zu dieſer Klaſſe zählen wollte, die der Roman der Clariſſe Anlaß gegeben hat, Lovelace's zu nennen, ſo würde ihre Zahl gering ſeyn. Denn es wird nicht ein jeder, der Luſt dazu hat, ein Lovelace. Dazu muß die Natur beſondre Anlagen gegeben haben, ſonſt wird nichts aus dem Projekte. Man muß aber auch die dazu rechnen, die Rang und Vermögen dazu anwenden, ſich die Befriedigung ihrer Lüſte zu verſchaffen. Dieſe mag die Natur ausgerüſtet haben, wie ſie will, ſo verfehlen ſie ihren Zweck ſelten, weil in der That das Verführungsmittel zu ſtark, und faſt außer Proportion mit dem iſt, was dadurch beabſichtiget wird. Für eine Schwachheit, (denn

die Natur erkennt es doch für nichts als dieses) wird einer Frauensperson gleich ein Befriedigungsmittel ihres heißesten Wunsches, er bestehe worin es wolle, angeboten. Das arme Geschöpf kann die bösen Folgen einer solchen Schwachheit nicht einsehn, und unterliegt also freylich der Versuchung, wodurch sie hernach oft so unglücklich wird. An wem liegt aber die Schuld? Unstreitig an dem Verführer, den allgemeine Verachtung als einen verabscheuungswürdigen Menschen strafen sollte, und auch würde, wenn ächte Galanterie unter uns noch existirte. Die Geringschätzung des schönen Geschlechts, die Vernachläßigung und Verachtung ihres Umganges dient zu nichts, als die Männer von der moralischen Liebe abzuwenden, und sie, da die Natur ihre Rechte nicht verliert, auf das physische hinzustoßen. Uebrigens ist diese Klasse nicht so klein, als man glaubt, da es dergleichen Menschen in allen Ständen giebt.

Der höchste und der Staat verbietet dies.

Zwey Dinge muß ich indeß bemerken, um allen Mißverstand zu vermeiden. Unter die Men-

ſchen dieſer letzten Klaſſe muß man weder den ſüſſen Herrn rechnen, der mit allen Frauenzimmern ſchöne thut, keine aber ernſtlich verfolgt. Dieſer iſt ein blos lächerliches, aber ganz unſchädliches Geſchöpf. Eben ſo wenig gehört hieher der Flatterhafte. Der Eindruck, den ein Frauenzimmer auf dieſen macht, iſt nicht geheuchelt, er iſt nur nicht dauerhaft, und wird leicht durch einen andern verdrängt. Da dergleichen Menſchen keine Beharrlichkeit haben, um einen nur etwas ſchwer zu erlangenden Gegenſtand zu beſiegen, ſo finden ſie nur Eingang bey eben ſo leichtſinnigen Geſchöpfen, als ſie ſelbſt; und daher ſind ſie der menſchlichen Geſellſchaft nicht ſehr gefährlich. Meine zweite Bemerkung beſteht darin, daß man ſich die hier entworfenen Charaktere nicht als ſo ſchneidend vorſtellen muß, daß dadurch die Menſchen in ſolche Klaſſen abgetheilt würden, wie ſie in Stände abgetheilt ſind. Nein, ein beſtändiger, durch das ganze Leben hindurch fortgeführter Charakter iſt überhaupt eine große Seltenheit. In dieſem Punkte aber noch mehr,

ſen zu dieſer Klaſſe nicht gerechnet werden.

als in allen andern; weil die Liebe blos eine Periode des menschlichen Lebens einnimmt. Umstände und Neigungen zwingen die Menschen, bald auf diese, bald auf jene Art zu handeln. Ich habe hier nur im Großen die Gränzlinien dieser Arten angeben wollen, um ihren Werth oder Unwerth deutlich zu machen, und besonders die Quellen woraus sie, oder die einzelnen dahin einschlagenden Handlungen der Menschen entspringen. Zumal ist meine Absicht dahin gegangen, zu zeigen, wie vortheilhaft sich diejenige Gemüthsart auszeichnet, die den Menschen zu einer dauerhaften moralischen Liebe fähig macht, und wie unrecht diejenigen haben, die die Bücher, welche diese Fähigkeit verstärken, so herabwürdigen.

Einfluß der weibl. Charaktere in ihre Art zu lieben. Die Zahl der blos sinnlich liebenden M. ist viel geringer, als die Zahl so gesinnter Männer.

Ich müßte nun wohl zur Schilderung der weiblichen Charaktere in Ansehung der Liebe übergehen. Allein das ist ein schweres Unternehmen. Indeß will ich versuchen, das hierüber zu geben, was ich vermag. Giebt es wirklich Weiber, die von der Liebe gar nichts kennen, als den

plu-

phyſiſchen Genuß, und ſich dieſem eben ſo zügellos ergeben, als manche Männer? Wahrſcheinlich: allein wegen ihrer ſehr geringen Anzahl ſind ſie doch offenbar als weibliche Ungeheuer anzuſehen, die man gar nicht in Anſchlag bringen, geſchweige denn mit der Menge ſo gesinnter Männer vergleichen kann. Wenn man auch alle die unſeligen Geſchöpfe dazu rechnen wollte, die ein Gewerbe mit ihrem Körper treiben, ſo hätte man nicht nur unrecht, (denn Verführung, Faulheit, Noth und andre ſolche Urſachen, ſtürzen den größten Theil derſelben, bey einem nur mäßigen Hang zur Wolluſt, in dieſen Abgrund,) ſondern man würde die Gleichheit nicht einmal heraus bringen. Das kann man ſonnenklar beweiſen. Der Lebensunterhalt dieſer Geſchöpfe hängt ja doch von den Mannsperſonen ab, die nichts anders als blos phyſiſchen Genuß bey ihnen ſuchen: ſo lange ihr Gewerbe geht, leben ſie ſehr gut und bequem, und deshalb müſſen gewiß viele Mannsperſonen zum Unterhalte eines einzigen ſolchen Weibes beytragen: alſo iſt es klar, daß, ſo groß

man auch ihre Anzahl annehmen mag, dieselbe doch wenigstens eine zwanzigfache Anzahl von gleichgesinnten Mannspersonen voraussetzt.

Warum fällt es selbst beobachtenden Männern so schwer, von der Empfindungsart des weiblichen Geschlechtes in der Liebe zu reden? Weil dieß Geschlecht im allerhöchsten Grade die Gabe besitzt, Liebe zu heucheln. Diese wirft man den Weibern vor, und beschuldigt sie deshalb einer Verstellung. Aber wie kurzsichtig ist das geurtheilt! Wie wollten sie denn sonst, da sie den sich antragenden Liebhaber erwarten müssen, auf dieser Welt bestehen können? Wird der sich antragende Liebhaber immer der seyn, nach dem die Natur und der geheime Zug ihres Herzens sie hinlenkt? Sie sind gezwungen sich einem Manne zu ergeben, der durchaus geliebt seyn will. Wenn sie nun ihre Gunstbezeugungen nicht anders als nach Maaßgabe ihrer innern Empfindungen ertheilen könnten, wie wollten sie mit dem Manne leben, dem sie sich zu ergeben durch Vernunft und Ueberlegung, nicht aber durch innre Liebe

genöthigt wurden? Allein ſo wie alles Gute, ſo führt auch dieſes, ſo höchſt nöthig als es iſt, ſeine Ungelegenheiten mit ſich. Es macht, daß ſie oft ihrem wahren Geliebten untreu werden, und noch vielmehr, daß ihre Pflichttreue an ſtarken Verſuchungen ſcheitert. Wenn nur wahre moraliſche oder phyſiſche Liebe ſie zur Untreue bewegen könnte, ſo wäre die Zahl der treuloſen Weiber noch viel geringer als ſie ſeyn mag. Allein ſie geben oft ohne Liebe, ohne Trieb, blos um gewiſſe Abſichten zu erreichen, das hin, was Vernunft und Pflicht ihnen geböten ſorgfältig zu bewahren, und was ſie auch leicht gegen alle Reizungen der Natur verwahren würden.

Daraus folgt, daß es ſchwer zu beſtimmen iſt, wenn und wie das Weib liebt.

Aus allen dieſem folgt, daß ſich's ſchwerlich ſagen läßt, wenn und wie das Weib liebt; und eben ſo wenig, welche Erſcheinungen in der Liebe dieſer oder jener weibliche Charakter hervorbringt. Im ledigen Stande legt ihnen die Sorge für ihren guten Namen, und die Begierde bald einen Mann zu finden, als das einzige für ſie paſſende Verſorgungsmittel, tauſenderley Zwang

auf, und wenn ſie verheirathet ſind, ſo entſpringt ein gleicher Zwang aus ihrer Pflicht, aus dem Charakter ihres Mannes, aus ihren Verhältniſſen; ſo daß man unter tauſend Weibern kaum eine antrifft, von der ein andrer ſagen könne, ob, und wen und wie ſie geliebt hat. Auch daraus kann man ihnen keinen Vorwurf machen, denn es iſt ein Zeichen, daß ſie eine ſtarke Anhänglichkeit gegen das haben, was ihnen die geſunde Vernunft zur Pflicht macht. Daran iſt freylich ihre ſanftere Gemüthsart ſchuld, und eine geringere Heftigkeit ihrer Leidenſchaften, und beſonders der Liebe. Aber ſehr unbillig wäre es, wenn man deshalb den Werth dieſer unter ihnen ſo allgemeinen und löblichen Gemüthsart herabſetzen wollte. Will man ſich überzeugen, daß es ihnen zum wahren Verdienſte angerechnet werden muß, ſo betrachte man die Klaſſe von Menſchen, die ihre Macht und ihr Vermögen in den Stand ſetzen, jeder Neigung zu folgen. Wie viel giebt es nicht große und kleine Herren, welche die Rollen eines Tibers auf der Inſel Capräa ſpielen!

Ja wie viele Männer giebt es nicht, die ohne allen wahren Trieb zum Bösen, dem Verlangen darnach dennoch nicht entsagen können, und aus bloßer verderbter Einbildungskraft alle Gesetze der Vernunft übertreten! So viel und noch mehr Reize zur Liebe müßte doch, dächte ich wohl, selbst das kälteste Weib besitzen; wie viel mehr also andre, nicht so unempfindliche! Und doch wie viel Weiber giebt es, denen alle Wege zum Laster offen stünden; die reich, mächtig, unabhängig sind, und also jeder bösen Folge der Wollust ausweichen könnten, und die den Reizungen derselben dennoch widerstehen! Da also das Weib durchgängig so geneigt ist, der Stimme der Vernunft zu folgen, so ist sie auch wahrscheinlich im allgemeinen mehr für moralische als für physische Liebe empfänglich. Ihr wird das Vergnügen geliebt zu werden mehr gelten, als jedes andre, und sie wird gern den erhören, der ihr zeigen wird, daß er sie am unbegränztesten liebt, wenn er außerdem fähig ist, ihr einigermaßen zu gefallen.

Man wirft den Weibern Koketterie, als einen Fehler vor, der alle aufwiegt, die man uns mit Schuld geben kann.

Das ist es eben, wird ein guter Beobachter sagen. Man lobe noch so sehr die Anhänglichkeit des weiblichen Geschlechts an guten Ruf, an Anständigkeit, an Zucht und Ordnung. Sie besitzen eine Eigenschaft in der allergrößten Allgemeinheit, die zwar für sie der wahre Gegengift gegen die unserm Geschlecht vorgeworfnen Laster seyn mag; die aber im Grunde eben so schlimm ist, wenigstens eben so schlimme Folgen nach sich zieht, indem fast alle Weiber eben auch darüber das vergessen, was Pflicht und Vernunft gebieten. Wenn nun jemand fragen sollte, wie dieser schreckliche Fehler heiße, so wird man antworten: — Koketterie. In wie fern dieser Vorwurf gegründet ist, will ich unparteyisch untersuchen.

Von dem Fehler müßten deutsche Weiber frey gesprochen werden, da der Name denselben fremd ist.

Suchte ich nicht Wahrheit, wollte ich blos überreden, so könnte ich mich leicht aus dieser Schwierigkeit ziehen. Ich dürfte mich nur auf folgenden, allgemein als wahr anerkannten Satz berufen, daß wenn eine Sache in einer Sprache einen fremden Namen hat, so ist sie in dem Lande

nicht einheimiſch, ſondern nur allenfalls von der Nation, aus deren Sprache der Name genommen iſt, dahin gekommen. Daraus könnte ich folgern, daß Koketterie ein unter deutſchen Weibern urſprünglich unbekannter Fehler geweſen ſeyn muß, der erſt aus Frankreich, wo er dann ſo gewöhnlich ſeyn möchte wie er wollte, zu uns herüber gekommen wäre. Es ließe ſich da vieles von dem Nationalcharakter der Franzoſen und von deſſen Urſachen ſchwatzen, wodurch ein ſolcher Fehler beym weiblichen Geſchlechte entſtehen könnte, bey uns hingegen nicht. Aus dieſen Gründen wäre ich hinlänglich berechtigt, die ganze Unterſuchung auf eine für unſer ſchönes Geſchlecht in Deutſchland ſehr ehrenvolle Art abzulehnen, indem ich ſagte: als ein Deutſcher und Deutſchſchreibender müßten deutſche Weiber und deren ihre Eigenſchaften vorzüglich der Gegenſtand meiner Unterſuchung ſeyn. Da alſo unter ihnen ein ſolcher aus der Fremde hergebrachter, ihnen gar nicht natürlicher Fehler unmöglich tiefe Wurzel gefaßt haben könnte, und ich

auf einzelne Personen in der großen Welt, die etwa damit angesteckt wären, keine Rücksicht zu nehmen brauchte, so hätte ich gar nicht nöthig, mich darauf einzulassen. Auf diese Art, sage ich, könnte ich mich aus der Sache herausziehen, ohne irgend einen gegründeten Vorwurf zu verdienen; denn ich hätte nichts Unwahres dabey vorgebracht. Allein mir ist selbst daran gelegen, die Frage von der Koketterie recht zu untersuchen, damit dieser ewige, und wegen seiner Unbestimmtheit schale Vorwurf endlich einmal aufhöre, immer und verkehrt vorgebracht zu werden.

Genaue Erklärung dessen, was eigentlich Koketterie ist.

Das nöthigste bey allen Untersuchungen ist, daß man einander recht verstehe. Also muß ich auch hier mit einer deutlichen Erklärung des Wortes Koketterie anfangen. Soll dieß Wort so viel bedeuten, als eine Begierde, auch durch körperliche Reize zu gefallen; als ein Wunsch, Eindruck auf das Herz aller Mannspersonen zu machen, und zwar einen so starken Eindruck wie möglich; als ein Vergnügen, wenn man sieht, daß man diesen Eindruck gemacht hat: so kann

kein Menſch läugnen, daß Kokketerie nicht eine dem ganzen weiblichen Geſchlechte zukommende Eigenſchaft ſey. Sie kann ihm aber gar nicht zum Vorwurfe gereichen, denn ſie iſt ihm ja nicht eigenthümlich. Dieſe Eigenſchaft kömmt eben ſowohl dem männlichen zu, und iſt eine allgemeine Beſchaffenheit des Menſchen. Gefallen, bewundert, geliebt werden, das wünſcht der Mann ſowohl als das Weib; das wünſcht der Bettler ſowohl als der König; die Samojedinn an der äußerſten Gränze des bewohnten Rußlands, und die Kaiſerinn auf dem Throne dieſes Reichs. Wo iſt der Mann, der nicht auch wünſchte, ſein Aeußeres auf das vortheilhafteſte hervorſtechend zu machen: und wenn mancher dieß nicht thut, ſo kömmt es entweder daher, weil er von Jugend auf zum Gegentheil gewöhnt worden iſt, und aus Trägheit; oder weil er dieſes Mittel zu gefallen vernachläſſigen muß, um andre wichtigere zu erlangen; und das geſchieht gemeiniglich blos alsdenn, wenn ihn die Natur nicht dazu geſchaffen hat, um durch dieß Mittel einen vom

theilhaften Eindruck zu machen, weshalb er auf andre sinnen muß, um der Menschen Aufmerksamkeit von jenen vielmehr abzulenken. Von allen diesem findet man häufige Beyspiele beym weiblichen Geschlechte, und nur darum etwa weniger, weil der Körper, ihrer Verhältnisse und unsrer Sinnlichkeit wegen, eine größere Rolle bey ihnen spielt, als bey uns. Ich wüßte mich indeß kaum zu besinnen, eine einzige Mannsperson gesehn zu haben, wenn sie nicht besonders träg war, oder von Jugend auf in Schmutz oder Armuth gelebt hatte, die nicht jede Annehmlichkeit ihrer Figur so gut zu heben gesucht hätte, als nur möglich, oder als sie meynte, daß sie sich am besten ausnähme. Wenn aber das nicht wäre, wenn unser Geschlecht viel weniger auf körperliche Bildung eitel wäre, das weibliche hingegen weit mehr, als es beide wirklich sind; wie entsetzlich unbillig wäre es doch, diesem deshalb einen Vorwurf zu machen, und uns einen Vorzug anzudichten! Alle übrige Mittel, sich Ansehn zu verschaffen, haben wir ja an uns gerissen, und

ihnen nur den einzigen gelassen. Auf diesen setzen wir ja selbst an ihnen einen fast ausschliessenden Werth, und noch obendrein erheben wir das entsetzlichste Geschrey gegen diejenigen unter ihnen, die ihren Geist ausbilden wollen, und nach einem andern Verdienste trachten. Auch das ist sehr ungerecht, wenn wir ihnen vorwerfen, daß sie blos auf uns Eindruck zu machen suchen, weit mehr als wir auf ihr Geschlecht. Was kann einem Weibe zu ihrer Glückseligkeit die Liebe aller Weiber in der Welt helfen? Ist nicht alle Macht, sowohl zu beglücken als zu schaden, in unsern Händen?

Jenes allgemeine Verlangen zu gefallen, man mag es nennen, wie man will, kann niemanden zum Vorwurfe gereichen; denn was allgemeine Beschaffenheit des Wesens ist, kann keinem Individuum zur Last gelegt werden. Soll also Koketterie einen Fehler andeuten, so kann dieser Name jener Beschaffenheit nicht beygelegt werden. Auch hat er nicht diese Bedeutung. So nennt man vielmehr bey den Weibern eine

Versteht man unter Koketterie blos die allgem. Begierde, durch alle erlaubte Mittel einem jeden so sehr zu gefallen, als möglich, so kann sie keinen Grund zu einem Vorwurfe abgeben.

solche übertriebne Begierde den möglichst starken Eindruck auf das Herz des andern Geschlechts zu machen, daß sie sich damit nicht begnügten, ihre Reize in das vortheilhafteste Licht zu setzen, sondern auch Kunstgriffe, anscheinende Ermunterungen zu Hülfe nehmen, um Liebe zu erregen, und zwar mit dem Vorsatz, die erregte Sehnsucht nie zu befriedigen, sondern die auf solche Art angereizten Männer mit bloßen Hofnungen so lange als möglich an sich zu fesseln. Wenn eine eigentlich und mit Recht sogenannte Kokette Lust hat, eine Eroberung zu machen, und ihre Reize sind nicht vermögend, den Mann, auf welchen sie zielt, zu bestricken; so lockt sie ihn durch Merkmale, daß sie ihm schon gewogen ist, und also eine leichte Eroberung für ihn seyn wird, an sich. Hat sie ihn dadurch gefangen, so macht sie sogleich Jagd auf einen andern. Will unter ihren Liebhabern, des Harrens müde, einer sich entfernen, so sucht sie ihn durch Anfrischung seiner Hofnungen in ihren Fesseln zu erhalten. Nun frage sich jeder, ob ein solcher Charakter

beym weiblichen Geschlechte so allgemein ist, daß man dieß als einen Hauptzug desselben ansehen könnte? Ich kenne andre Nationen zu wenig, um darüber etwas behaupten zu können, allein unter uns, wage ich es dreist zu sagen, daß er sehr selten ist.

Wollte man vorgeben, er existire hauptsächlich in der großen Welt, so würde das meine Behauptung nicht über den Haufen werfen: denn es wäre dann vermutlich mehr ein Fehler des Standes, als des Geschlechts. In wie fern der Verfasser des Buchs über die Weiber, zu dessen Entschuldigung die meisten anzuführen pflegen, daß er blos die Sitten der großen Welt geschildert hat, das Innre unsrer deutschen Höfe kennt, laß ich dahin gestellt seyn. Ich habe davon eine zu mäßige Kenntniß, um entscheidend zu sprechen. Allein nach dem, was ich davon erblickt habe, ist mir's nicht vorgekommen, als wenn eigentliche Koketterie dort ein sehr häufiger Charakter wäre. Meiner geringen Einsicht nach theilen sich die Frauen der großen Welt in drey

Existirt wahre Koketterie unter uns, so ist es in der großen Welt u. man muß es daher mehr für einen Fehler des Standes als des Geschlechts halten.

Hauptklassen. Solche, die unbeſcholten ſind; ſolche, die bey einer gleichgültigen Ehe einen Liebhaber haben, dem ſie gänzlich zugethan ſind; und endlich einige, die jede Gelegenheit, ſich zu vergnügen, mitnehmen, und ihre Liebhaber, ſo viel ſie deren haben, gewiß nicht mit eiteln Hoffnungen abſpeiſen. Wenn es indeß wahre Koketten unter uns giebt, ſo kann es blos an Höfen und in groſſen Hauptſtädten ſeyn; denn da allein iſt der Umgang beider Geſchlechter allgemein genug, um Liebhaber ſo oft und ſo lange zu ſehen, als es nöthig iſt, damit man einen Liebeshandel mit ihnen ſpielen könne, ohne doch damit zum Schluſſe zu kommen. Wo der Umgang aber nicht auf dem Fuß iſt, da hat das Frauenzimmer keine Gelegenheit Feſſeln zu ſchmieden, ohne ſolche Schritte zu thun, die es nothwendig compromittiren und zwingen müſſen, die Sache zur Entſcheidung kommen zu laſſen. Denn wenn eine verheirathete Frau ſich ſchon darauf einläßt, Briefe zu ſchreiben, oder eine geheime Unterredung zu geſtatten, ſo iſt ſie in der Gewalt des Liebhabers.

Warum aber gerade eine verheirathete Frau? Kann nicht auch ein Mädchen eine Kokette ſeyn? Das bringt mich auf eine andre hiebey ſehr nöthige Bemerkung, daß nämlich der unverheirathete Theil des Geſchlechts bey dieſer Frage ganz aus dem Spiele gelaſſen werden muß, weil er in einem ganz andern Verhältniſſe ſteht. Alle unverheirathete Mädchen aus allen Ständen ſind bey uns, und ich glaube in ganz Europa, kokett, und müſſen es ſeyn. Ihnen daraus einen Vorwurf machen zu wollen, wäre lächerlich, denn es iſt eine ganz natürliche Folge ihrer Lage, und hat keine ſtrafbare Abſicht zum Grunde. Mit einem Worte, es iſt eine ſehr ehrliche Koketterie.

Kokketterie kann blos verheiratheten Frauen als ein Fehler angerechnet werden.

Eine Heirath iſt für ein Frauenzimmer nicht nur eine Verſorgung, ſondern die einzige, worauf ſie Anſpruch machen kann. Mit Recht bemerkt der Verfaſſer des Buchs über die Weiber, daß für ſie eine Heirath das iſt, was für uns eine Bedienung; der Vergleich iſt ſo paſſend als möglich. Wenn man dieß zum Grundſatz annimmt, ſo frage ich: Wer hat je einen jun-

Dieſes wird erwieſen.

gen Candidaten geradelt, wenn er gesucht hat, vielen Gönnern zu gefallen, damit ihm einer zu einer guten Stelle verhelfen möchte? Warum sollte ein armes Mädchen nicht suchen, mehr als einen Liebhaber zu erlangen, um unter ihnen den zu wählen, von dem sie das beste Loos für sich gewärtigen kann? Unsre Gelehrten, als die weisesten der Menschen, mögen hier zum Beyspiele dienen. Was diese thun, kann doch einem armen Mädchen nicht verdacht werden. Ist einer in der Welt, der, wenn er es mit einiger Mühe dahin bringen könnte, daß ihm alle europäischen Potentaten Anträge zu einer annehmlichen Beförderung thäten, es unterlassen würde, und nicht mit allen wegen seiner Person negociirte, bis es sich entschiede, wo er die vortheilhaftesten Bedingungen erhalten könnte?

Da der Zweck der Koketterie eines Mädchens erlaubt ist, so verderbt auch die Ausübung derselben gar nicht das Herz, und das koketteste kleine Ding wird fast immer eine sehr gute und tugendhafte Frau. Dazu kömmt nun auch, daß die

Mit-

Mittel dazu ganz anders sind, und niemals dahin führen, wo sich eine verheirathete Frau bey uns hinreißen lassen müßte, wenn sie Koketterie ausüben wollte. Der Gegenstand der Koketterie eines jungen Mädchens sind alle unverheirathete jungen Männer. Diese fangen leicht und stark Feuer. Täglicher Umgang ist zur Unterhaltung der Glut nicht nöthig. Wenn er nur nicht gänzlich gehemmt ist, und dabey die Augensprache getrieben werden kann, so erhält das Feuer Nahrung genug. Die Mittel zur Koketterie sind leicht; denn der Widerstand gegen das Verlangen des Liebhabers kann hier nicht als Mangel der Neigung ausgelegt werden. Dieser kann und muß mit ganz kleinen Liebesbezeugungen zufrieden seyn; ein Hinkommen an einen Ort, wo der Liebhaber, obschon in großer Gesellschaft, sie sehen und sprechen kann; ein Erscheinen am Fenster seinethalben, ein Blick, ein Händedruck, das sind schon von einem Mädchen große Liebesbeweise, und ein delikater Liebhaber freut sich vielmehr, wenn er keine weitern erhal-

ten kann. Auf dieſe Art ſind nun freylich alle Mittel zur Koketterie, das heißt, zum unvermerkten Hinhalten mehrerer Liebhaber zugleich, durch Hoffnungen, ſehr leicht, und ergeben ſich von ſelbſt. Wie könnte man es denn den armen Mädchens verargen, daß ſie in ihrer Lage davon Gebrauch machen! Es darf ſich ja nur einer dieſer Liebhaber entſcheidend erklären, ſo hört die ganze Liſt auf, und ſie ergiebt ſich ihm gänzlich und allein.

Wahre Koketterie ein wirklich angemeſſener Fehler, folglich keine Schuld an unſerm Geſchlecht.

Geſetzt aber, Koketterie wäre eine noch viel allgemeinere Eigenſchaft des weiblichen Geſchlechts, als ſie wirklich iſt; geſetzt, ſie wäre eben ſo herrſchend bey dem verheiratheten Theile deſſelben, als bey dem unverheiratheten, bey welchem ſie aus der Natur der Dinge entſpringt: Wem wäre denn wohl die Schuld beyzumeſſen? Wem ſonſt, als eben uns, die wir uns für berechtigt halten, jedem Frauenzimmer, welche Verpflichtungen es auch auf ſich haben möge, nachzuſtellen, um es zu verleiten, dieſelben zu übertreten? Wem ſonſt als uns, die wir bey Liebe

und Liebeshändeln an nichts denken, als an unser Vergnügen, und diesem alles aufopfern? Müssen die Weiber nicht von uns eine eben so leichtsinnige Denkungsart annehmen? Wenn gleich das beiderseitige Vergnügen, nämlich das von einer Kokette, und das ihres Liebhabers, unterschieden sind; so erwächst daraus um so weniger ein Vorwurf für das weibliche Geschlecht, da das ihrige doch immer feiner und im Grunde schuldloser ist. Denn das Vergnügen der Koketterie ist doch blos, mehrere Männer, so lange als möglich, wenn ich so sagen darf, am Narrenseile herumzuführen. Freylich ist es schlimm, wenn einmal ein redliches und zärtliches Herz in die Hände einer solchen Kokette fällt, sich ihr mit aller Heftigkeit der Liebe ergiebt, und sich am Ende mit einer tiefen und lange blutenden Wunde von ihr losreißen muß, weil es sieht, daß es nur ein Spiel ihrer Eitelkeit war. Indeß könnte ein solcher Mann seinen Geschlechtsgenossen überhaupt mit Recht sagen: „Das habe ich euch zu danken! Ginget ihr redlicher mit dem

weiblichen Geschlechte um, suchtet ihr dieß nicht so oft zu Schlachtopfern eurer Lust, und wohl gar eurer bloßen Eitelkeit zu machen, so befände ich mich nicht in meinem gegenwärtigen qualenvollen Zustande; denn die Weiber würden sich gewöhnt haben, immer redlich gegen uns zu handeln, wozu sie sonst wirklich im Grunde geneigt sind. Allein wie selten ist doch auch, die Wahrheit zu sagen, mein eigner Fall! Wie viel häufiger sind nicht die Schlachtopfer männlicher Unredlichkeit, Unbeständigkeit und Unfähigkeit, ihre Leidenschaften zu besiegen! So zahlreich man die Klasse der Koketten auch in irgend einem Lande annehmen mag, so gleicht sie doch bey weitem nicht der Zahl der Männer, die durch ihre Verführungen Weiber von allen Ständen unglücklich gemacht haben. Und dennoch, wie wenige giebt es unter diesen Koketten, die so ein Herz, wie das meinige, antreffen, um es zu plagen! Ueberdem aber welch ein Unterschied dabey! Der aufrichtig liebende Sklav einer Kokette leidet die schweren Qualen betrogner Liebe:

das iſt wohr! Allein Glück, Ruf und Ehre bleiben doch unangetaſtet. Ein paar Monate, ein Jahr, wenn's hoch kömmt ein paar Jahre, leidet er groſſe Seelenpein. Kann das aber wohl damit verglichen werden, wenn eine arme Frauensperſon Seelenruhe, und obendrein Glück und Ehre, durch einen Verführer oder durch einen Wankelmüthigen, auf ewig verliert?" So könnte dieſes feine Schlachtopfer der weiblichen Koketterie reden. Dazu bemerke ich, daß dieſe den Weibern ſo laut vorgeworfne Untugend auch noch aus einem Geſichtspunkte betrachtet werden muß, wenn ſie wirklich ſo allgemein iſt, wie man es vorgibt. Alsdenn würde ſie ſich blos darauf gründen, daß wir uns ſo leicht an jeder ausgehängten Atzung fangen laſſen; daß wir uns ſo ſelten durch die Eindrücke wahrer, ernſter und dauerhafter Liebe leiten laſſen, ſondern überall nachlaufen, wo wir nur glauben, daß es etwas zu genieſſen geben wird. Wahrlich in den Gewäſſern, wo die Fiſche ſich nicht fangen laſſen

wollen, sieht man nicht eine große Menge Fischer ihre Angeln auswerfen.

Ein Zug des weibl. Charakters zeigt sie oft in einem falschen u. nachtheiligen Lichte: nämlich Neigung gegen jeden ihrer auch nicht geliebten Liebhaber.

Es ist indeß in dem weiblichen Charakter ein Zug, der ihnen oft den Anschein von Koketterie giebt, und sie sogar bisweilen zu Verlegenheiten, zu Fehltritten, selbst zu Vergehungen verleitet, woraus viele böse Folgen für sie entstehen. Es ist der, daß sie einen Menschen, der sie heftig liebt oder zu lieben scheint, nie ohne eine gewisse Theilnehmung behandeln können. Ich glaube gar nicht, daß ihnen der Zug eigen ist. Wenn er sich bey uns nicht äußert, so kömmt es daher, weil Weiber selten eine heftige Neigung zuerst fassen, und noch viel seltner sie zuerst äußern. Dazu kömmt noch, daß unser Nachgeben gegen eine solche Aeußerung uns in keine Verlegenheit verwickeln kann. Ich bemerke diesen weiblichen Charakterzug auch blos deshalb, um sie davor zu warnen; denn listige Männer haben ihn oft dazu gebraucht, sehr gutherzige und schuldlose weibliche Geschöpfe weit über die Schranken zu

führen, die ſie ſich ſelbſt geſetzt haben würden. Will man dieſe oft gefährliche Nachgiebigkeit gegen einen Menſchen, von dem ſie glauben, ſehr geliebt zu werden, für eine Wirkung der Eitelkeit halten, ſo ſey es; es iſt wenigſtens eine ſehr gutmüthige Eitelkeit, und der menſchlichen Natur ſo angemeſſen als möglich, auch wahrlich ohne alles Uebermaaß derſelben ſehr begreiflich. Die unſrige zeigt ſich in tauſend Fällen größer, aber nicht immer ſo gutmüthig.

Das Moraliſche in der Liebe hat auch ſein Uebertriebnes, woraus man eine ganz von allem Sinnlichen befreyte Liebe geſchaffen hat, die aber eine Schimäre iſt.

Alles hat ſeine Schimären und ſein Uebertriebnes, und ſo hat es auch das Moraliſche in der Liebe. Es iſt ſchön, es iſt löblich, daß wir es erhöhet, und das Gefühl davon verfeinert haben. Es iſt ſchön, daß Geliebte bey einander ſeyn, und aus Furcht verdrüßlicher Folgen, auf Hofnung einer nähern ganz tadelloſen Verbindung, ſich mit unſchuldigen Liebkoſungen vergnügen können, und ſich jeden fernern Gedanken unterſagen, um die heiligen Schranken nicht zu überſchreiten. Aber wenn man darauf eine ganze Liebestheorie

gründen, und glauben will, daß dieß Verfahren der menschlichen Natur noch in andern Fällen möglich sey, als in demjenigen, worin es einem sehr humanigen Menschen möglich ist, die Hände nicht an eine mit seinen Lieblingsgerichten besetzte Tafel zu legen; wenn er nämlich weiß, daß sie alle veralftet sind, und Tod die Folge jedes Bissens wäre, den er äße: so verliert man sich in das Reich der Chimären. Nein, so sehr ich das Moralische in der Liebe gerühmt, und dessen Existenz vertheidigt habe, so verächtlich mir es auch scheint, wenn man in der Liebe nichts sucht, und nichts kennt, als animalisches Vergnügen; so sehr bin ich doch auch überzeugt, daß sich die Liebe aufs Physische gründet, und am Ende immer darauf hinführt. Das Moralische soll das Physische verfeinern, erhöhen, eines vernünftigen Wesens, wie der Mensch ist, würdiger machen, aber gar nicht aufheben und vertilgen; und thut es auch gewiß nicht, am wenigsten bey unserm Geschlechte. Allein, wie gesagt, Menschen sind eines großen Zwanges fähig, wenn das

Leben, oder Dinge, die ihnen so lieb sind, als das Leben, auf dem Spiel stehen. Daher wenn man Verlust der Ehre und alles dessen, was einem geselligen Wesen schätzbar ist, dadurch wagt, daß man seinen Leidenschaften den Zügel schießen läßt, so kann man sie wohl dann und wann zurückhalten. Dazu ist vollends das Weib fähig, weil es mehr geübt ist, sich zu bändigen, und auch keine so heftigen Leidenschaften empfindet; auch in den Fällen, wo eine solche Bändigung statt gefunden hat, mag wohl der unwandelbare Entschluß der letztern das mehreste zum glücklichen Erfolg beygetragen haben. Wobey doch auch das Sicherste ist, die Gelegenheiten, der Leidenschaft völlig den Zügel schießen zu lassen, zu vermeiden. Allein wer eine solche Enthaltsamkeit von dem Gedanken an Pflicht, von der Furcht, geheime Gesetze des Gewissens zu übertreten, erwarten wollte, der würde sich gewaltig irren. Diejenigen, die an eine solche unkörperliche Liebe bey Andern wirklich glauben, sind gutmüthige Leute, welche die Welt nicht kennen,

und die dergleichen von ſich behaupten, ohnfehlbar Heuchler.

Die platoniſche Liebe wäre nichts als Freundſchaft. Kann dieſe unter Perſonen verſchiednem Geſchlecht ſtatt finden?

Dieſe Art von Liebe, die man ſonderbar genug, Platoniſche Liebe nennt, wäre allenfalls nichts als Freundſchaft, und da fragt ſich's: kann dieſe unter Perſonen von verſchiednem Geſchlechte ſtatt finden? Mit dieſer Unterſuchung will ich das Kapitel beſchließen, worin ich verſucht habe, die Natur der Liebe, nicht als Sittenlehrer, ſondern als bloßer philoſophiſcher Beobachter, und im urſprünglichen Verhältniſſe beider Geſchlechter, aus einander zu ſetzen.

Doppelte Pflicht der Freundſchaft.

Freundſchaft iſt heut zu Tage eine ſeltne Empfindung, und ſo lange der Zuſtand der bürgerlichen Geſellſchaften ſo bleiben wird, wie er iſt, dürfte ſie es wohl täglich mehr werden. Wenn Menſchen wechſelſeitig einander zu großen Zwecken beförderlich ſeyn können, dann entſteht warme Freundſchaft. Aber was können Menſchen in unſern Geſellſchaften in reifen Jahren wohl einander helfen? Und da ſollte doch Freundſchaft ihre rechte Reife erreichen; denn in der Jugend iſt ſie warm aber

unbeständig. Indeß wenn man lange einen genauen Umgang, der mit Vergnügen vermischt war, genossen hat, so entsteht daraus auch eine Art von Theilnehmung gegen das beiderseitige Schicksal, die den Namen Freundschaft wohl verdient. Diese richtigen Sätze braucht man nur auf den Umgang beider Geschlechter anzuwenden, um einzusehen, in wie fern Freundschaft unter ihnen möglich ist.

Die erste dieser Queuen kann uns höchst selten, und die andre eigentlich gar nicht zwischen Mann u W. statt finden.

Da schon bey uns der Fall selten ist, wo sich Männer zu gemeinschaftlichen Zwecken genau verbinden können; so muß der noch viel seltner seyn, daß sich ein Mann und ein Weib anders als in der Ehe auf diese Art vereinigen. Doch ist das nicht ganz unmöglich, und dann ist auch eine Freundschaft zwischen ihnen möglich, worin sich der Körper gar nicht einmischt; zumal wenn etwa eine andre Liebe das Herz des einen Theils wenigstens ganz eingenommen hat; oder wenn die Jahre allen Trieben der Sinne Stillschweigen auferlegen; oder endlich, wenn Häßlichkeit, Fehler und Gebrechen allen Reiz tödten.

Die zweite Quelle der Freundschaft, die doch bey weitem die gewöhnlichste seyn müßte, kann zwischen Personen beiderley Geschlechts unmöglich statt finden. Denn wie sollte sich ein genauer Umgang unter solchen ohne Einmischung des Körpers entspinnen? Einander etliche Jahre lang öfters in Gesellschaft zu sehen, das kann man keinen genauen Umgang nennen. Man sieht auch, daß in allen den Fällen, wo eine solche Freundschaft sich auf die Annehmlichkeiten des Umgangs gründen soll, die Freundschaft früher da gewesen ist, und allein den genauen Umgang veranlaßt hat. Daher kann man sicher glauben, daß die Quelle dieser Freundschaft unter Personen verschiednen Geschlechts niemals so rein ist, als es die interessirten Theile vorgeben, um gegen die übrigen Menschen einen Schleyer vor ihre Verbindung zu ziehen.

[illegible] Heucheley [illegible] schädlich [illegible] sollte man diesen Deckmantel der Freundschaft,

Unter allen Lastern ist Heucheley gewiß das verderblichste. Es ist also nicht gut, wenn gesellschaftliche Vorurtheile die Menschen oft zur Ausübung dieses Lasters nöthigen. Man sey

ſtrenge in der Geſellſchaft, wenn wahre Pflichten verletzt werden, aber gleichgültig, ſobald als die Verletzung nur willkührliche Anordnungen betrifft. Alſo müßte man annehmen, daß jedes unabhängige menſchliche Weſen Herr über ſeine Perſon iſt; und daß alſo jede anſtändige Verbindung zweyer Perſonen, auf welche niemand ein Recht hat, oder dieſes Recht nicht behaupten will, nichts ſchimpfliches an ſich haben kann: ja daß ſelbſt eine freywillige ſtille Veränderung ſolcher Verbindungen keine Sache iſt, worüber man andre heftig tadeln dürfe: und dieß iſt auch im Grunde Stimme und Geſetz der Natur. Alsdenn würde ein großer Theil der in dieſem Punkte jetzt üblichen Heucheley wegfallen, und dadurch der moraliſche Zuſtand der Welt im Grunde vielleicht merklich gebeſſert werden. Die wahren Pflichten würde man viel genauer beobachten, wenn ſie nicht mit eingebildeten vermiſcht wären. Dieſe glaubt man nicht verbunden zu ſeyn zu halten; man übertritt ſie alſo. Allein um dem Tadel des Vorurtheils zu entgehen, heuchelt man;

von den Umgang zweyer Perſonen verſchiedenen Geſchlechts zu beſchränken, ganz verbannen.

und durch diese Heucheley, durch die Vermischung des gerechten und ungerechten Tadels, woraus sie entspringt, lernen andre unter gleichem Vorwande wahre Pflichten übertreten. Indeß ist es nun einmal so in der Welt. Das Weib sey noch so unabhängig; man hält es für strafbar, wenn sie dem Rufe der Liebe und der Natur folgt. Da aber das Weib gewiß nach der Achtung andrer noch begieriger ist, oder wenigstens sich stärker dadurch zurückhalten läßt, als der Mann; so kann man sicher denken, daß sie den Schein nie aus bloßer Kapritze, und um eines schwachen Verlangens willen verachten wird. Dieß giebt einen neuen und gewiß sehr starken Grund, dergleichen sogenannte Freundschaften zwischen Personen beiderley Geschlechts, die ohne Noth, blos wegen des Vergnügens, das sie an einander finden, entstehen und sehr innig werden, nie für etwas anders als Liebe zu halten. Denn die Welt glaubt doch niemals, daß es etwas anders ist; das weiß, das fühlt das Weib; sie urtheilt in ihrem Herzen gewiß eben so von Andern, und aus diesem

Umstande kann man schon schließen, daß die Neigung, die sie zwingt, sich selbst über das Urtheil der Welt wegzusetzen, sehr heftige und eigentliche Liebe seyn muß.

Auf der andern Seite muß man auch unser Geschlecht kennen. Das ist selten geneigt, den Regungen der Sinne zu widerstehen. Diese Regungen entstehen oft für Gegenstände, die auf das Herz nicht den geringsten Eindruck machen. Wie vielmehr müßte sie in einem ungezwungnen und häufigen Umgange für ein Frauenzimmer entstehen, für welches man viel Neigung empfände! Außerdem läßt sich ja diese Neigung nur auf zwey Arten erklären. Wenn sie so groß ist, daß sie den Namen Freundschaft verdient, so muß entweder Geist und Herz des Frauenzimmers, dem Manne mit dem seinigen so übereinstimmend scheinen, daß er sehr viel Vergnügen aus ihrem Umgange schöpft, und dann möchte sie sogar häßlich seyn, er würde sich bald an ihre Figur gewöhnen, und die Reize des Geistes würden bald körperliche Liebe erzeugen, wie das tagtäglich ge-

Der Charakter unsers Geschl macht es auch unglaublich, daß eine solche Freundschaft möglich sey.

schicht: oder ihre Bildung gefällt ihm, und lockt ihn an sie, und dann ist ja Liebe der Grund der Freundschaft, und früher da als sie. Diese beiden Fälle ausgenommen, wäre kein Mann im Stande einen genauen Umgang mit einem Frauenzimmer zu unterhalten. Also wird der Freund immer den Körper mit in diese Freundschaft einmischen; und wie sollte die Freundinn, bey jener nothwendig anzunehmenden starken Neigung, seinen Wünschen immer widerstehen können? Man sieht wohl, daß dieß alles unmögliche Dinge sind. **So hat es die Natur nicht haben wollen, und so ist es auch nicht in der Wirklichkeit.**

Wie dann aber, wenn einer von beiden Theilen anderswo liebt? Welche Frage! Wäre wohl eine genaue Freundschaft zwischen Mann und Weib möglich, wenn der eine Theil in eine andere Person wirklich verliebt wäre? In der Abwesenheit des geliebten Gegenstandes spricht man wohl wenn mit seinem Freunde oder Freundinn; aber das

das gebiert nicht diejenige Freundschaft, wovon hier die Rede ist.

Allein man sieht doch, daß Personen lieben, die von aller körperlichen Anlage zum Lieben entblößt sind. Dieser im Grunde seltne Fall, theilt sich in zwey besondre Fälle. Mangelt diesen Menschen die Anlage von Jugend auf, so haben die Bilder von den Süßigkeiten der Liebe ihre Einbildungskraft entzündet, und ihre Begierde darnach erregt; das, was sie empfinden, ist aber keine Liebe, sondern Wahn: Wahn eines Tauben, welcher wünscht an der Unterredung mit Antheil zu nehmen, weil er gelernt hat, sich das Angenehme davon vorzustellen, und der deshalb Andre gern überreden möchte, daß er hört. Haben aber Alter oder Unfälle dem Menschen, der Liebe empfinden konnte und empfunden hat, die Naturanlagen dazu geraubt, so kann ein zärtlich Herz, die Gewohnheit an einen zärtlichen Umgang mit dem andern Geschlechte und an dessen Süßigkeiten, ihm eine der Liebe sehr ähnliche Leidenschaft einflößen, wenn sie schon gewissermaßen unbe-

Ob ein Einwurf gegen die hier vorgetragne Meynung daher genommen werden könnte, daß Personen verliebt werden, die gar keinen Reiz zur sinnlichen Liebe empfinden.

elgt bleiben muß. Die Männer von beiden Gattungen müßten aber sehr unerfahrne Gecken seyn, wenn sie glauben könnten, daß das Frauenzimmer, an welches sie sich wenden, eine sehr heftige Neigung zu ihnen fassen könnte. Eigennutz oder Eitelkeit; die Gelegenheit sie öfters und ungezwungen, und in ihnen einen Abdruck ihrer eignen Vollkommenheiten und der Gewa't ihrer Reize zu sehen; die Unmöglichkeit, sich einen andern Liebhaber zu erwerben; das sind gemeiniglich die Triebfedern solcher unnatürlichen Verbindungen, welche schätzbare Weiber niemals eingehen werden; wenigstens niemals so, daß sie den äußerlichen Anschein von Liebe bekommen. Ueberdem weiß jeder, der einige Erfahrung von der Welt hat, daß es gemeiniglich bey solchen Freundschaften geheimere Scenen giebt, über die er gern den dichten Schleyer werfen wird.

Ueberhaupt muß man niemals vergessen, daß der Mensch aus Leib und Seele besteht; daß diese sich von jenem nie losmachen kann, und

daß also nichts mißlicher ist, als auf die beständige Absonderung des ersteren bey Gelegenheiten zu rechnen, wo er sich gar zu gern mit ins Spiel mischt. Ich denke deshalb gar nicht schlecht von der Tugend des weiblichen Geschlechts; ob ich schon glaube, daß diese viel fester stehn wird, wenn sie sich nicht anmaßt, auf so glatten Wegen, ohne zu straucheln, wandeln zu können.

Viertes Hauptstück.

Vom Ehestande.

Die Menschen können zwar, aber vermögen den Lauf der Natur nicht zu hemmen.

Der Mensch unterscheidet sich durch nichts von dem Thiere, als daß er seine ihm von der Natur gegebne Bestimmung kennt, und weiß, was sie ihm für Gesetze vorschreibt. Das Thier hingegen wird von ihr bis zu ihrer Absicht, an der Hand und ohne zu wissen wohin, geleitet. Letztern hat sie immer den ganzen Weg zubereitet, so daß fast keins ihn zu verfehlen, oder nur einmal einen andern nach demselben Zwecke zu gehen vermag. Kann denn aber wohl der Mensch dem Wege der Natur entgegen wandeln, oder ihn verändern? Entgegen wandeln kann er ihm, im Allgemeinen, nicht. Allein verändern, und dadurch auf Abwege gerathen, das kann er auf verschiedene Weise. Indeß können weder einzelne Menschen der Absicht der Natur zuwider

handeln, noch ganze Stämme dieſer auf falſchen Wegen nachgehen, ohne auf mancherley Weiſe dafür geſtraft zu werden.

Die Vernunft kann uns allein, wenn ſie durch große Anſtrengung recht ausgebildet iſt, wieder auf den rechten Weg helfen. Ihr ganzes Geſchäft beſteht in Erforſchung der Geſetze der Natur. Was dieſe gebeut kann allein Richtſchnur unſers Thuns und Laſſens ſeyn. Die Vernunft ſoll keine Geſetze ſchaffen, ſondern uns nur die entdecken, die uns die Natur vorgeſchrieben hat; damit wir ihnen hernach unter ihrer Anleitung allezeit freywillig folgen. Daher ſetzte auch die ſtrengſte philoſophiſche Partey im Alterthume den ganzen Inbegriff aller menſchlichen Pflichten darin: Nach der Natur zu leben; obgleich dieſe Partey in einigen ihrer Grundſätze den Trieben derſelben gerade entgegen zu ſeyn ſchien. Allein dieſes Geſchäft der Vernunft iſt ſehr mühſam, und erfordert die freyen und vereinigten Kräfte vieler ſie mit aller Macht übern Menſchen.

Das Geſchäft der Vernunft iſt, uns freien Weg zu geben, u. weiſe wandeln zu lehren.

Fortpflanzung des Geschlechts ist Hauptzweck der Natur, zu welchem Ende sie den uns die verschiedenen Anlagen zum Ehestande machte. Hier wird gezeigt, daß er nicht die Quelle unserer Glückseligkeit ist, sie es auch sonst sagte.

Der Zweck der Natur ist Fortpflanzung des Geschlechtes. Nach dem Gesetze der Selbsterhaltung, ist keines so heilig als dieses; denn beide sind allen lebendigen Wesen gegeben worden. Welche Anlagen die Natur dazu gemacht hat, habe ich im vorigen Hauptstücke gezeigt, und im Ganzen ist demselben nirgends entgegen gearbeitet worden. Die Ehe, und die daraus folgende Eigenthümlichkeit der Weiber und Kinder, ist überall gestiftet worden. Aber es haben dennoch die Menschen diese Einrichtung hie und da ganz verschiedentlich modifizirt. Ich glaube gezeigt zu haben, wie die Natur es darauf anlegte, daß die Ehe auf Zeitlebens mit einem Weibe, als ein Bund zwischen zweyen freyen Wesen, gestiftet werden sollte; und daß die höchste Vollkommenheit derselben unter den Menschen darin bestehn würde, wenn Ehestand immer Liebe, und Liebe immer Ehestand wäre. Dann wären gewiß alle Ehen glücklich, und daß sie es seyen, ist Wunsch, Ruf, Gebot der Natur. Allein sie sind es doch so selten! rufen die Stimmen von Millionen Men-

ſchen in der bürgerlichen Geſellſchaft, und von tauſenden unter den Schriftſtellern. Hiebey dürften ſich wohl folgende Fragen dem Gemüthe ganz natürlich darſtellen. Iſt es wahr, daß ſo wenig Ehen glücklich ſind? Woher kömmt es, daß doch wenigſtens eine groſſe Menge es nicht ſind? Giebt es ein Mittel, daß ſie es alle, oder wenigſtens, daß die glücklichen Ehen merklich zahlreicher werden? Die Auflöſung dieſer Fragen dürfte die ganze Abſicht dieſes Kapitels, und ſelbſt die meiner ganzen Arbeit erſchöpfen.

Vor allen Dingen muß man hier eine Bemerkung anſtellen. Man darf die Klagen der Menſchen niemals als den Maasſtab ihres Unglücks anſehn. Die billigſten, die vernünftigſten Menſchen haben unbefriedigte Wünſche. Dieß iſt weiſes Geſetz der Natur. Wenn heute das letzte Verlangen eines Menſchen befriedigt worden wäre, ſo würde morgen ein neues entſtehn. Dieß iſt gar keiner beſondern Unruhe des menſchlichen Geiſtes zuzuſchreiben, ſondern einer ſehr weiſen Veranſtaltung der Vorſehung. Die

Man darf die Klagen der Menſchen nie als den wahren Maasſtab ihres Unglücks anſehn.

Menſchen werden ja durch nichts zum Handeln bewogen, als durch Wünſche und Begierden. Sie würden alſo gleich in Unthätigkeit verfallen, wenn ihr letzter Wunſch befriedigt werden könnte. Alſo müſſen ſie nicht einen Augenblick exiſtiren, ohne ſich von irgend einem Verlangen angetrieben, das iſt, von irgend einem Mangel geplagt zu fühlen, damit ſie in Wirkſamkeit erhalten werden. Sonderbare, aber herrliche Anordnung der Natur, wie ſehr zeigeſt du die Güte und Weisheit deines Schöpfers! Der Menſch arbeitet ungern, und doch kann er ohne Thätigkeit das Leben nicht aushalten. Nicht nur bedürfen Andre ſeiner Wirkſamkeit, ſondern er bedarf ihrer ſelbſt, wenn er nicht in tödtliche Langeweile verfallen, und ſich und Andern eine unerträgliche Laſt werden ſoll. Es kann ihn aber nichts zur Arbeit bewegen, als das Gefühl eines Mangels, dem er dadurch abhelfen will. Alſo ſchuffſt du ihn ſo, daß ihm dieß Gefühl unaufhörlich ankleben mußte. Daraus entſtehn nun zwar ewige Klagen über Mangel und Unglück, die

aber im Grunde nicht viel zu bedeuten haben.

Der Ehestand, als ein Hauptantrieb zur höchsten Thätigkeit, muß tausend Klagen veranlassen.

Nun iſt beſonders der Eheſtand, bey einer Menge von unendlich ſüßen Gefühlen, auch eine Quelle der Empfindung unzähliger Mängel, oder um vernünftiger zu reden, unzähliger Antriebe zur höchſten Thätigkeit. Kein Wunder alſo, daß dieſe Eigenſchaft, die ihn für das Ganze von ſo unendlich hohem Werth macht, ihn auch bey kurzſichtigen Menſchen zum Grunde von ſo unzähligen Klagen oder Spottreden, je nachdem ſie von melancholiſcher oder luſtiger Gemüthsart ſind, werden läßt. Wenn man alles, was aus dieſer Quelle entſpringt, recht abſondern könnte, ſo würde man finden, daß der Ueberreſt der gegründeten Klagen lange ſo beträchtlich nicht iſt, als man gemeiniglich glaubt. Indeß giebt oft dem kurzſichtigen, von Eigenliebe, Habſucht und Eigenſinn geblendeten Menſchen dieſes Gefühl, oder auch das bloße Gerede Andrer, Anlaß, eine ſonſt glückliche Ehe gänzlich zu verderben.

Unter den Klaſſen des Volks giebt es weniger mißvergnügte Ehen, u. weniger Klagen darüber.

Der Hauptbeweis hievon liegt darin, daß unter den niedern Klaſſen des Volks, die von ſelbſtſüchtigen Trieben und von Vorurtheilen weit weniger angeſteckt ſind, als die höhern und verfeinerten Stände, wo die Menſchen die Dinge weit mehr nehmen, wie ſie die Natur giebt, als wie ſie ihnen eine erhöhte Einbildungskraft zeigt, die Ehen lange nicht ſo unglücklich, und nicht ſo vielen Verirrungen unterworfen ſind. Da blickt man nicht immer nach dem Bilde einer idealiſchen Vollkommenheit, welche die Natur nirgends darbietet; da hegt man nicht immer ſchimäriſche Wünſche im Buſen. Da tragen aber auch eben deshalb Mann und Weib die gemeinſchaftlichen Laſten geduldig, und genießen die gemeinſchaftlichen von der Hand der Natur zubereiteten Vergnügungen mit unvermiſchter Empfindung.

Die Seelen verfeinerter Menſchen ſind höher geſpannt, und erwarten Dinge, die nicht in der Natur exiſtiren, und wenn ſie dieſe nicht erlangen können, ſo klagen ſie, als wenn ſie das

Die Gemüther verfeinerter Menſchen ſind nie zufrieden, wenn ſie nicht

größte Unglück befallen hätte. Es iſt wahrhaftig lächerlich, den großen Haufen in dieſer Klaſſe anzuhören. Unaufhörlich in der Lage zu ſeyn, die für ſie der höchſte Genuß iſt, das wäre ihr Verlangen. Weil ſie nun dazu nicht gelangen können, ſo hadern ſie mit Gott und mit der Welt: dadurch machen ſie ſich erſt wirklich unglücklich, und was das traurigſte iſt, die zugleich mit, die von ihnen abhängen, und es gar nicht verdienten. Die Thoren! Sie bedenken nicht, daß fortdauernder höchſter Genuß, kein Genuß mehr iſt, noch bleiben kann.

immer im höchſten Genuſſe ſtand.

Die Menſchen fangen ſo allmählig an zu exiſtiren, daß ſie ohne künſtliche Erfindungen ſich eben ſo wenig eine Zeit denken könnten, wo ſie nicht exiſtirt hätten, als eine, wo ſie nicht exiſtiren werden. Dieß hindert ſie, den ganzen Werth einer Empfindung zu ſchätzen, die für ein Weſen, das ſie ganz empfinge, an Süßigkeit ihres gleichen nicht haben würde. Ein ſolches Weſen gehört nicht zu dem Plane Gottes, wenigſtens hat vermuthlich auf dieſem Planeten noch nie eines

* Einen Beweis, daß der höchſte Genuß nie als ſolcher fortdauern könne, giebt uns das Geſetz der Exiſtenz.

exiſtirt, das dieſe Empfindung ſo gehabt hätte, als ich hier meyne: und doch rede ich hier von dem allgemeinſten Gefühle, das man ſich denken kann; denn ich meyne kein andres, als das von unſrer Exiſtenz. Wenn ein Weſen mit völligem Bewußtſeyn aus dem Nichts zur Exiſtenz könnte gebracht werden, ſo müßte gewiß das, was es in dieſer Lage empfände, die herrlichſten Gefühle, die wir uns nur vorſtellen können, übertreffen. Wir haben einen Schatten davon in den Empfindungen derer, die aus einer tiefen Ohnmacht erwachen, und noch beſſer derjenigen, die von der größten Todesangſt befreyt werden. Allein das iſt nur ein Schatten; denn da iſt dieſe Empfindung bey weitem nicht rein; ſie iſt zumal mit der Unbehaglichkeit des kurz vorhergegangenen Zuſtandes ſehr vermiſcht; und doch iſt faſt immer das Entzücken größer als irgend eines, deſſen der Menſch fähig iſt. Nun betrachte man aber, wie ungerecht und wie thöricht die Menſchen ſind. Jenes, indem das bloße Gefühl der Exiſtenz, das doch an Süßigkeit alle an-

dern übertrifft, ihnen durch die Gewohnheit ſo ſchaal ſcheint, daß ſie es für gar nichts rechnen; dieſes, indem ſie ſich danach noch einbilden können, daß irgend ein ſie jetzt entzückender Zuſtand, wenn er in einen beſtändigen verwandelt würde, eben derſelbe für ſie bleiben könnte, und daß ſie ſich beklagen, wenn das nicht ſtatt findet.

Dieſes auf den Eheſtand angewendet, giebt uns einen ſehr natürlichen Aufſchluß, wegen der vielen Klagen, die man darüber hört, und ihrem wahren Werth. Da eine bloße nicht unbehagliche Exiſtenz, mit den natürlichen Genüſſen, die das Leben gewährt, dem Menſchen überhaupt nicht Genüge leiſtet, ſo thut ſie es auch nicht im Eheſtande. Er verlangt auch hier immer erhöhte Empfindung in einer fortdauernden Sache, und das iſt ſo unmöglich, als einen viereckigen Zirkel zu machen. Weil er das nun nicht haben kann, ſo klagt er. Wenn aber die Menſchen mißzufrieden ſind, ſo wollen ſie nicht geſtehn, daß ſie es ohne Urſache, aus Kurzſichtigkeit oder aus Unerſättlichkeit ſind; ſondern ſie ſuchen dazu Urſachen

Dieſes Beyſpiel giebt uns den wahren Aufſchluß wegen der Quelle der Klagen über den Eheſtand.

auſſer ſich, und hier tritt ein ſchädlicher Unterſchied zwiſchen das gewöhnliche Leben und den Eheſtand ein. In Anſehung jenes muß man Gott oder andre Menſchen anklagen, die ſich wenig daraus machen, und ihren Gang fortgehen. In der Ehe hat man aber einen nähern, und mit uns genau verbundnen Gegenſtand: an den hält man ſich, über den klagt man; oder vielmehr an dem läßt man ſeine böſe Launen aus, und macht dadurch dasjenige ſehr ſchlimm, was ſonſt recht gut geweſen wäre.

Erſtaunlich iſt es, daß die M. die doch von dem Ehestande die gröſte Laſt haben, am wenigſten, und die Männer faſt ganz allein darüber klagen.

Wer ſind aber diejenigen, die am meiſten klagen? Im Allgemeinen die Männer. Man kann ſagen, daß ſie allein von der Ehe in einem Tone reden, als wenn es für ſie das gröſte Unglück wäre. Die Zahl der moraliſchen Schriftſtellerinnen iſt doch ſo gar klein nicht, und ſo viel ich weiß, befindet ſich nicht eine, wenigſtens bekannte, darunter, die über den Eheſtand, deſſen Anordnung, ja nur über die den Männern eigne Härte und ihre Unbilligkeiten, allgemeine Klagen ausſtieſſe. Dieß vermehrt noch das Gefühl von

der Ungerechtigkeit unſers Geſchlechts, wenn man das Betragen deſſelben in dieſem Punkte, und die wechſelſeitigen Verhältniſſe gegen einander, betrachtet.

Die Vortheile, die das weibliche Geſchlecht aus der Ehe zieht, ſind alle negativ, oder von der Art, daß ſie in der Verhütung irgend eines Nachtheils beſtehn: die Nachtheile aber poſitiv, oder ſo, daß ſie ihnen wirkliche und ſchmerzliche Uebel zuziehn. Bey uns hingegen iſt es gerade umgekehrt: es wachſen uns aus der Ehe lauter Vortheile zu, die wir ſonſt nicht haben würden; und die Nachtheile haben nichts wirkliches, ſondern das ſchlimmſte iſt, daß wir manchmal der Befriedigung eines Wunſches entſagen müſſen. Die Frau, als das ſchwächere Geſchöpf, lebt in beſtändiger Furcht vor Unfällen, wenn ſie nicht den Schutz irgend eines Mannes genießt. Tritt ſie in die Ehe, ſo hört alle Furcht auf; ſie ißt, und trinkt und ſchläft ſicher. Darin beſtehn die Vortheile, die ihr daraus zuwachſen. Mühſelige Führung des Haushalts, Schwangerſchaften,

Die Vortheile, die d. weibl. Geſchl. in der Ehe findet, ſind dies negativ, die Nachtheile aber alle poſitiv. Bey den Männern iſt es gerade umgekehrt.

Schmerzen und Gefahren der Geburt, Arbeit der ersten Erziehung; das sind die Uebel, die sie dabey gewärtigen muß. Wir werden hingegen durch den ehelichen Stand an verschiednen Aeußerungen unsrer Thatkraft gehindert. Unser Flug nach den Zielen des Ehrgeizes ist gehemmt, und wir müssen dem Besitze manches angenehmen Gegenstandes entsagen. Darin besteht das, was der Ehestand unangenehmes für uns haben kann. Allein nicht nur der Genuß aller ehelichen und väterlichen Freuden ist für uns von allem Schmerz und Mühseligkeit frey, sondern wir erhalten dadurch noch in allen übrigen Leiden oder Freuden des Lebens Gesellschaft und die Theilnehmung, den Trost und die Hülfe der treuesten Freundschaft; welches alles ein Zuwachs positiver Glückseligkeit ist.

Unsäglicher Vortheil, den wir gleich beym Eintritt in die Ehe haben, daß wir ganz frey die Personen wählen können,

Gleich bey dem ersten Schritte zur Ehe haben wir einen ganz unsäglichen Vortheil über das andre Geschlecht. Nicht nur treibt uns keine Ursache eher zu heirathen, als bis wir ein Weib gefunden haben, deren Eigenschaften uns nöthi-

gen,

gen, unser Glück darin zu finden, sie zu besitzen und mit ihr zu leben; sondern falls uns auch andre Ursachen bewegen sollten, das Band der Ehe zu schließen, so können wir doch immer die Person wählen, die uns, unsrer Absicht nach, die schicklichste scheint. Das weibliche Geschlecht wird aber nicht allein aus innern ihm eigenthümlichen Ursachen zur Ehe genöthigt; sondern, so dringend diese auch seyn mögen, so muß es warten, wer ihm diese Verbindung anträgt. Ein Frauenzimmer ist fast genöthigt, den ersten, der sich meldet, anzunehmen, aus Furcht andre abzuschrecken, und dann sitzen zu bleiben. Daß sich mehrere Werber auf einmal melden sollten, um darunter zu wählen, setzt solche Vorzüge voraus, die nur wenige besitzen. Dazu kömmt noch die Abhängigkeit derselben in ihrem ledigen Stande, und der Tadel, dem sie sich allgemein aussetzen, wenn sie sich weigern dem Gebote ihrer Aeltern oder dem Rathe ihrer Verwandten zu folgen, und lieber nach ihrem Sinn handeln und sich dem schenken wollen, von dem die Per-

mit der wir diesen Bund einzehn wollen.

sonen, deren Ansehn sie unterworfen sind, glauben, daß er sich nicht für sie schickt. Das Frauenzimmer hat zwar der Theorie nach Wahlfreyheit unter uns, allein unter tausenden ist es kaum einer gegeben, wahren Gebrauch davon zu machen. Das einzige, warum diese Wahlfreyheit nicht so schimärisch scheint, als sie wirklich ist, besteht darin, weil die innern Ursachen, weshalb ihnen der Ehestand erwünscht scheint, so dringend sind, daß sie fast immer ihre Einwilligung gern da geben, wo ihre Gebieter sie dazu nöthigen würden, wenn sie Lust hätten sie zu verweigern. Wenn uns also Liebe, Neigung, oder wenigstens eigne Wahl, zur Ehe treiben, so werden sie fast immer durch ihre Situazion dazu genöthigt. Wer hätte nun wohl in diesem Punkte mehr Ursache über das Schicksal zu klagen?

Zugegeben, daß das Weib in der Ehe alles von dem Manne erhält: in denn das ein angenehmer Zustand in

Wenn das Eheband geschlossen ist, so will ich zugeben, daß das Weib durch den Mann, wie der Verfasser des Buchs über die Weiber, S. 12, mit vieler Emphasis sagt, Stand, Unabhängigkeit, Vermögen, Ehre, alles erhält. Allein ist

denn das ein sehr angenehmer Zustand in der Welt, wenn man alle diese Dinge von einem Andern bekommen muß, und nicht durch sich selbst erlangen kann? Ich sage es noch einmal, es wäre lächerlich, wenn man dieß der Unfähigkeit der Weiber zuschreiben wollte. Zu den allermehresten Beschäftigungen in der Welt, die dieß alles geben, gehören so mittelmäßige Geistesfähigkeiten, daß kein Mensch behaupten kann, sie wären den Weibern unerreichbar. Es ist indeß keinem Weibe vergönnt, nach Selbstständigkeit und nach solchen Stellen, die Stand und Einkünfte bringen, zu trachten. Hieron hindert sie blos der Wille der Männer, dem sie sich fügen müssen, weil diese stärker sind, als sie. Man sieht das deutlich, durch die sehr seltnen Fälle, wo günstige Umstände eine Frau in den Stand setzen, ein männlich Geschäft zu treiben, und dadurch eine Art von Selbstständigkeit zu erhalten.

der Welt, dem einem andern in allem abhängig zu seyn?

Ob der Mann indeß immer erwirbt und ernährt, und ob das Vermögen immer von ihm

Berechtigt dieses Herrschaft?

ob auch als allgemein angenommen wird, den Mann für einen Despoten seines Weibes zu halten?

herkömmt, wie jener Schriftsteller sagt, das ist eine Frage, deren Erörterung ich hier bey Seite setzen, es für den gewöhnlichsten, ja sogar für den allgemeinen Fall gelten lassen, und nach dieser Voraussetzung hier erst die Fragen untersuchen will: Ob dieses den Mann zu jener Despotie berechtigt, wozu ihn jenes Buch überall aufhetzt? Ob das, was die Frau dem Manne dagegen giebt, mit jenem gar nicht zu vergleichen ist, und ihn also von aller Pflicht der Dankbarkeit gegen dieselbe lossprickt?

Das Weib, indem es in den Ehestand tritt, übergiebt d. Manne unwiederbringlich ihr ganzes Wesen.

In der Ehe übergiebt sich die Frau ganz dem Manne: alle ihre ehemaligen Verhältnisse, so süß sie auch seyn mögen, werden aufgehoben, um dieses Einzigen willen, damit ja kein andres mit diesem in den geringsten Widerspruch komme, und zwar so ganz aufgehoben, daß sie selbst ihren vorigen Namen verliert, und den ihres Mannes annimmt, damit sie, so viel Menschen möglich, zu einer neuen, dem Manne ganz eignen Person werde. Nun bitte ich jeden, recht zu bedenken, ob man wohl jemanden ein größres Opfer

bringen kann, als sich ihm so ganz zu schenken; als ihm auf diese Art jede Beschaffenheit seiner ganzen Existenz, jeden Reiz seines Körpers, jede Kraft seiner Seele zu übergeben, um den selbstbeliebigen Gebrauch davon zu machen? Durch die Wahl eines Mannes entscheidet das Weib ihr ganzes Schicksal; denn wenn ihr auch erlaubt wäre, im Fall sie sich in ihrer Wahl betrogen fände, sich von ihm zu trennen, so wäre ihr dieses Mittel sehr unnütz, indem sie doch auf immer alle wahre Reize für jeden andern Mann verloren hätte. Man vergesse nicht das: Ut flos in septis etc. des Catulls. Das Gesetz der Unwandelbarkeit der Ehen ist das einzige Rettungsmittel für die armen Frauen, sonst wäre ihr Zustand vollends höchst elend. Ohne dieses würde bey unsrer natürlichen Veränderlichkeit in der Liebe, und bey unsrem eben so natürlichen Widerwillen gegen diejenigen Frauenspersonen, die sich schon andern überlassen haben, die Zahl der verlaßnen Frauen, welche die größten Lasten des Ehestandes getragen hätten, und doch das

traurige Leben eines verlaßnen weiblichen Wesens führen müßten, überschwenglich groß werden. Dabey würden die mehresten dieser Unglückseligen die Höllenqual ausstehen müssen, ihre Kinder andern Müttern zu überlassen. Man sieht also, daß das Weib, indem sie sich einem Manne ergiebt, in allen Fällen einen entscheidenden Schritt thut, der für sie nichts anders als die schrecklichsten Folgen haben kann, wenn er übel ausschlägt. Ueberschreitet sie die Schranken, innerhalb welcher die Gesetze die Unauflöslichkeit der Ehen festgesetzt hat, so kann der Mann sich sogleich von ihr losmachen, und es verändert sich in seiner Lage nichts Wesentliches. Der Weg zu jedem andern liebenswürdigen Weibe, auf welche er, nach seinen übrigen Umständen, Anspruch machen kann, bleibt ihm offen. Für die Frau ist der Fall ganz anders. Es ist ein schrecklich Unglück für sie, wenn der Mann die für ihn bestimmten ähnlichen Gränzen in Ansehung ihrer übertritt. Gemeiniglich ist es aber ein noch viel größeres, sich ganz von ihm zu tren-

trennen. Sagt es, ihr Weiber, die ihr von euren Männern getrennt herumirrt; und wenn ihr ſchon zu dieſer Trennung berechtigt waret; und wenn euch ſchon eure Vermögensumſtände über tägliche Nahrungsſorgen wegſetzen; und wenn ſchon übriggebliebne Reize des Körpers, oder dauerhaftere Reize des Geiſtes, euch noch eine Weile flüchtige Huldigungen verſchaffen; fühlt ihr nicht die größte Unbehaglichkeit in eurem Zuſtande? Fühlt ihr es nicht, daß euch die Welt nur eine halbe, mehr aus Mitleid als aus innerm Gefühl entſpringende Achtung bezeugt? Fühlt ihr es nicht, wie faſt unmöglich es euch wird, noch wahre Liebe in irgend einem Herzen anzufachen, und welch trauriges, verlaßnes, ungeſchätztes, ungeliebtes Alter euch erwartet?

So verſchieden iſt das Loos der Weiber von dem Looſe der Männer in der Ehe! Und da frage ſich: Ob der ſtandesmäßige Unterhalt, den der Mann der Frau zukommen läßt, ein völlig hinlänglicher Erſatz für alles das iſt, was dieſe aufopfert, indem ſie ſich ihm ſo gänzlich hingiebt

Dieß Geſchenk wird für das, was das W dagegen erhält, nicht ſo aufgewogen, daß ihr kein Recht auf weitere Dankbarkeit von Seiten

des Mannes übrig bleib.

und weihet; und ob dieſes jede andre Aeuſſerung von Dankbarkeit, und jedes Recht auf Schonung, auf Achtung für ihre Glückſeligkeit, auf Bemühungen, alle Gelegenheiten zum Verdruß von ſeiner Seite zu entfernen, aufhebet?

Stelle aus d. B. üb die Z. die von einem erbitterten Ehemanne gegen dieſelben ſagt.

Die Stelle aus dem Buche über die Weiber, auf die ich hier deute, iſt ſo ſeltſam, daß ich ſie mit ihren eignen Worten herſetzen muß. „Verheirathet dauert gemeiniglich die Idee der „Superiorität ihres Geſchlechts bey den Weibern der großen Welt fort. Sie ſehn „den Mann, der erwirbt und ernährt, durch „den ſie Stand, Unabhängigkeit, Vermögen, „Ehre, alles haben, als Nebenperſon an. „Ihre Sorge iſt faſt ausſchließend für ſich, ihren Putz, ihre conventionellen Bedürfniſſe. „Wenn ſie ja Achtung für ihres Mannes Beruf „und Geſchäfte haben, ſo iſt es, in ſo weit ſie „dadurch als Frauen ſolcher Männer andrer Weiber verdunkelt. — Unterhaltend zu ſeyn erlaſſen ſie ihren Ehemännern, für die ſie immer, „wenn ſie nicht ganz verderbt ſind, einige Ach-

„tung haben, weil ſie ihre Männer ſind. Da „ſie aber immer amüſirt ſeyn wollen, ſo ſehen „ſie die übrigen Männer als nur dazu beſtimmte „Geſchöpfe an, die ſich dieſe Beſchäftigung zur „großen Ehre anrechnen müſſen. — Dichter „und Romanenſchreiber, moderne Philoſophen „und moderne Theologen, tragen immer mehr „bey, dieſen Egoiſmus, dieſe übertriebnen Prä„tenſionen zu vermehren.“ Zum Beweiſe dieſes letztern Satzes wird Thomas mit ſeinem Eloge des Femmes und Lavater angeführt, zu welchen ſeit einiger Zeit nervenkranke Damen reiſen ſollen, wie ſie vordem zu Michel Schuppach reiſeten.

Wenn Mangel an aller Wahrheit, ein ſolcher Mangel nämlich, der allen Begriffen der geſunden Vernunft zuwiderläuft, und den alſo der Verfaſſer, da man ihm dieſe nicht abſprechen kann, ſelbſt fühlen muß, einen Satz zum Beweiſe eines erbitterten Gemüths gegen die Menſchen, denen er zum Nachtheil gereichte, machen kann: ſo iſt es, glaube ich, bewieſen, daß dieſer

Schriftsteller mit erbittertem Gemüthe gegen das weibliche Geschlecht schrieb.

Schwankende Ausdrücke dieses Schriftstellers in Ansehung der Klasse von Weibern, die er meynt.

Man bemerke erstlich, wie unbestimmt seine Aussage durch das Beywort, Weiber der großen Welt, wird. Wenn ich gegen einige seiner Vertheidiger die Falschheit seiner Sätze erwiesen habe, so haben sie vorgeschützt, seine Absicht sey nur gewesen, die Sitten der Weiber dieser Art zu schildern. Ist das wahr, so hätte er es müssen auf dem Titel seines Buchs andeuten. Dieser aber kündigt Betrachtungen über die Weiber im Allgemeinen an. An einem andern Orte wirft er dieselbe hohe Meynung von sich, und vermuthlich also dieselben daraus entspringenden Fehler, den Weibern vor, auf deren Erziehung man einige Sorgfalt wendet. Diese gehören aber doch gewiß bey weitem nicht alle zur großen Welt. Ich muß also seine eigentliche Meynung rathen, und sollte ich falsch rathen, so kann nicht mir, sondern blos seiner unbestimmten Art sich auszudrücken, ein Vorwurf deshalb gemacht werden.

Menſchen die etwa ein oder ein paar tauſend Thaler Beſoldung oder Einkünfte haben, können doch wohl heutzutage nicht zu der großen Welt gerechnet werden. „Es würde mir ſonſt leicht ſeyn zu beweiſen, daß ſeine Schilderung auf dieſe gar nicht paßt; allein er würde mir auch einwenden, die hätte er nicht gemeynt. Darunter können alſo nur die gezählt werden, die ihr ſehr hoher Stand, oder ſolche Reichthümer auszeichnen, wodurch man über alle Bedürfniſſe weggeſetzt wird. Und was wäre es nun, wenn auch alles, was er behauptet, von den Weibern dieſes Standes wahr wäre? Iſt ihre Anzahl nicht ſo gering, daß das Reden darüber gar nicht die Mühe lohnt? Kann daraus dem Geſchlechte der geringſte Vorwurf gemacht werden, da die äußerlichen Urſachen des Verderbens hier ſichtbarlich vor Augen liegen, und auf ein Geſchlecht ſowohl wirken, als auf das andre? Unnöthigkeit aller Arbeit zum Wohlſtande erzeugt Müßiggang; Müßiggang Langeweile; Langeweile allerhand unſinnige Leidenſchaften und Einfälle. Die Mis-

Was etwa den Weib der großen Welt vorgeworfen werden kann, gereicht nicht dem Geſchl. ſondern dem Stande zum Tadel.

tel, diese zu vergnügen, sind bey der Hand, be- nebst allen Mitteln, den mehresten äußerlichen bösen Folgen derselben zu entgehen, und letztere werden sowohl durch das eigne wechselseitige Interesse der großen Welt, als durch das nieder- trächtige kriechende Wesen der kleinen Welt her- vorgebracht. Wärs es Wunder, wenn bey sol- chen Umständen noch weit mehr Thorheiten in der großen Welt herrschten, als man wirklich sieht.

Die mehresten Behauptungen der angeführten Stelle passen nicht einmal auf die W. der großen Welt.

Allein auf diese Klasse passen wieder nicht die mehresten Sachen, die dieser Schriftsteller hier aussagt. Da erwirbt der Mann nicht, dort er- hält die Frau von ihrem Manne weder Stand noch Ehre. Der Mann hat da immer sein ei- genthümliches Vermögen. Die Aemter werden nicht seiner Person, sondern seinem Namen ge- geben. Er heirathet nicht weil er liebt, oder wen er liebt, sondern weil die Familie erhalten werden muß; und er muß die Person nehmen, die dem Interesse des Hauses am angemessensten ist. Diese Frau ist ihm blos Kinderzeugerinn, und

in dieſer Rückſicht iſt ihr ihr Stand, ſind ihr ihre Einkünfte für dieß Geſchäft durch das Herkommen eben ſo feſtgeſetzt, als der Gehalt für jede andre Amtsverrichtung. Hätte der Mann auch dieſe Frau nicht geheirathet, ſo hätte der Standesſtolz doch nicht gelitten, daß ſie in Mangel und in Abhängigkeit gelebt hätte; ſie hätte immer ihren Rang und Stand gehabt; und dieß ſieht man deutlich daraus, weil da ſehr oft die Einrichtung getroffen iſt, daß, wenn das Weib in einem höhern Range ſteht, als der Mann, ſie die Ehrenzeichen des ihrigen auch im Eheſtande beybehält. So ſtehn die Dinge in der wirklichen großen Welt, nämlich unter dem ſehr hohen und reichen Adel. Durch Verdienſte kann ſich zwar der kleine und arme Adel auch wohl empor und bis in die große Welt ſchwingen; allein das geſchieht bey uns wenigſtens nur in den Jahren, wo zumal den Weibern, die ihnen von jenem Schriftſteller ſchuldgegebne Thorheiten vergangen ſind.

Auch haben die [illegible] derselbe nicht einmal einen vernünftigen Grund.

Ohne daß ich es sage, wird schon jeder einsehen, wie seltsam zum Theil, und wie ungegründet die hier gegen die Weiber vorgebrachten Beschuldigungen sind. Sie sollen den Männern erlaßen, unterhaltend zu seyn! Ach, das müssen sie wohl! Wo ist der Mann unter tausenden, der unterhaltend für seine Frau wäre? Sie sollen nur Achtung für ihre Männer hegen, weil es ihre Männer sind, und von Andern blos amüsirt seyn wollen. Mir deucht, jeder ehrliche Mann sollte wünschen, daß seine Frau von andern Männern nichts verlange, als daß sie sie amüsirten und ja nicht interessirten: auch muß es ihm lieb seyn, wenn sie ihn vorzüglich achtet, weil er ihr Mann ist. Die Frau, die so sehr geneigt ist, das Achtungswürdige an allen Mannspersonen zu empfinden, geht gar leicht darin zu weit. Am allerseltsamsten ist sein Ausfall auf den Lavaterianismus unsrer Damen. Man sollte wahrlich denken, in Zürch wären nicht Wohnungen genug, um die aus allen Ecken Deutschlands dahinreisenden Frauen der großen

Welt zu beherbergen, da vielleicht kein Dutzend nerven- und kopfsiecher Weiber diesen sonderbaren Heiligen aufgesucht haben mögen, um seine Heilkräfte an sich zu erfahren; wenn man, wie billig, die abrechnet, die ihn auf andern Reisen im Vorbeygehn besucht haben, welches, glaube ich, ein jeder thun würde. Und warum spricht er nicht von den Männern, die sich eben so um ihn geberdet haben, als die Weiber? Wahrlich es ist eine große Frage, ob Lavater mehr Schülerinnen als Schüler hat? und überhaupt, ob es mehr Schwärmerinnen als Schwärmer in der Welt giebt? So viel ist wenigstens gewiß, daß alle katholische Länder weit mehr Mönche als Nonnen enthalten, und das beweist wenigstens ganz offenbar, daß die Zahl der Schwärmer und der Heuchler zusammen genommen unter unserm Geschlechte viel größer ist, als unter dem weiblichen.

Doch genug von der großen Welt. Ich kann mich nicht rühmen, sie so genau zu kennen, um über dieselbe abzusprechen. Zudem ist und Rückkehr von dieser Abschweifung zur Untersuchung der

Von Lage der Weiber in Ehestande.

bleibt stummer in Ansehung des ganzen Geschlechts eine Kleinigkeit. Ich thue also besser, denke ich, wieder zu allgemeinern Betrachtungen, über Lage und Verfahrungsart beider Geschlechter im Ehestande zurückzugehen.

Das Weib durch den Mann abhängig von der ganzen übrigen Welt, um gänzlich von ihm abzuhängen.

Natur, Gesetze, Sitten und Religion machen bey uns um die Wette das Weib vom Manne abhängig. Sie übergiebt sich ihm ganz anders, als er sich ihr. Sträflicher Umgang mit andern Weibespersonen ausgenommen, den ihm doch auch nur die Religion mit völlig gleicher Strenge untersagt, so ist und bleibt er in allem übrigen unumschränkter Herr. Er verreiset, wenn er will, bleibt aus, so lange er will, stiftet Freundschaften, mit wem er will, zieht in ein ander Land, wenn er will: kurz er ist und bleibt Herr, und die Frau muß folgen. Das ist also jene gerühmte Unabhängigkeit, welche die Frau durch den Mann erhält. Unabhängigkeit von der ganzen übrigen Welt, um sie ganz abhängig von sich zu machen.

Allein

Allein dieſe Abhängigkeit muß doch wohl ein Glück für die Weiber ſeyn, da ſie ſie ſuchen und wünſchen, und ſich ſehr fürchten, nicht darein zu kommen. Das iſt ſehr wahr. Das Weib will lieber einen Herrn haben, den es vielleicht gewinnen kann, wenn es darauf alle Mühe verwendet, als zwanzig Tyrannen, durch deren Grillen ſie keinen Ausweg für ſich findet. Allein die nothwendige Wahl zwiſchen zwey ſolchen Lagen iſt doch kein Glück. Und da behaupte ich, daß es wahre Barbarey, verächtlicher Uebermuth eines Mannes iſt, ich will nicht ſagen, wenn er dieſen nachtheiligen Zwang mißbraucht, um das Weib, das ſich ihm ergeben, mit Härte zu behandeln, und ihr ihre Abhängigkeit von ihm ohne Noth bitter fühlen zu laſſen; (das wäre gar zu ſchändlich): ſondern wenn er nur nicht alles anwendet, was er kann, um ihr dieſelbe ſo ſehr als möglich zu erleichtern, um jedes Gefühl davon, das er ihr nicht ganz zu erſparen vermag, wenigſtens zu lindern; um alles, was dieß Gefühl verbittern könnte, aus dem Wege zu räumen;

Das Weib wünſcht dieſe Abhängigkeit weil ſie lieber einen Herrn, als viele Tyrannen haben will. Aber an ſich iſt dieſe Abhängigkeit kein Glück.

und mit einem Worte, um der Frau ihren Zustand, so viel es angeht, zu versüßen.

Nichtige Bestimmung des Ausdrucks: der Mann ernähret die Fr.

Man sagt uns: der Mann erwirbt; er ernährt das Weib. Wie süß müßte nicht das Gefühl seyn: Das Wesen, was ich liebe, erhält alles von mir; und dieses Gefühl allein müßte einem edlen Herzen alles, was es in dieser Rücksicht thut, schon hinlänglich belohnen. Aber wenn der Mann spricht: Ich erwerbe! Ich ernähre dich! so möchte es wohl mit der Liebe ziemlich ein Ende haben, und also wollen wir die nur aus dem Spiele lassen. Dann bleibt es doch allemal klein und niedrig, dieß für so etwas großes zu rechnen, daß man darauf den Grund zu einem despotischen Verfahren, und zu einem Rechte baut, dem Weibe die Last aller Launen, aller kalten und oft beleidigenden Begegnungen tragen zu lassen. Wenn's aber gerechnet werden soll, so wollen wir einmal die Gegenrechnung der Weiber machen. In der ganzen Klasse des gemeinen Volks, die gewiß fünf Sechstheile des Ganzen ausmachen, muß die Frau so gut zum

Broderwerb arbeiten, als der Mann; und sie erwirbt mehr als ihren bloßen Unterhalt. Die höchste Klasse allein, wo die Frau gar keine wirthschaftlichen Geschäfte zu besorgen hat, muß hier ausgenommen werden, und man kann ihre Zahl nicht höher annehmen, als ein Zweytausendtheil des Ganzen. Die übrigen ersparen ihren Männern alle ein Ansehnliches durch ihre Bemühungen. Wie sehr irrt oft ein lediger Mensch, wenn er den ehelichen Stand für kostbarer hält, als den unverheiratheten. Wenn er das rechnet, was der Gastwirth, die Wäscherinn, die Näthe-rinn ꝛc. an Profit für ihre Mühe nehmen, was in seinem Haushalte unbenutzt verloren geht, und noch dazu das, warum ihn sein Gesinde übervortheilt, welches ihm alles seine Frau durch ihre Sorgfalt und Oberaufsicht erspart, so beträgt das oft viel mehr, als die Kosten des Unterhalts einer Frau. Folglich kann man annehmen, daß unter zweytausend Weibern eigentlich nur eine ist, die der Mann völlig ernährt.

Die ganze Rechnung ge. diesen Punkt verschwindet gegen das, was die Frau dem Manne gegeben hat.

Aber, undankbarer, hartherziger Rechner! ich schäme mich, dir das in die Gedanken zu bringen, was du nie vergessen solltest. Hat nicht das Weib sich dir ganz ergeben, indem sie deiner Sinnlichkeit Befriedigung gewährte? Rechnest du für nichts die Vergnügungen, die du in ihren Armen, auf Kosten ihrer Schönheit und ihrer Gesundheit, und mit Gefahr ihres Lebens, empfunden hast? Das sind, sagst du, Empfindungen, welche die Liebe gab, und die Liebe empfing. Wohl dann! wenn das ist, so muß die Liebe auch der Liebe nicht vorrechnen, was sie ihr zur Nahrung und zur Kleidung giebt. Ist aber bey dir die Liebe erstorben, so mußt du wissen, daß sie dir Verpflichtungen der Dankbarkeit nachgelassen hat, die nichts vertilgen kann. Gehe einmal hin, und suche diese Vergnügungen eben so zu erkaufen! du wirst sehen, was sie dir kosten werden, und was das verächtliche Geschöpf, das sie dir für Geld schenkt, dafür von dir erringen wird. Gehe in dich, unbarmherziger Egoist! empfinde, daß dir dein Weib ihr Alles gab, und das wahre

haftig nicht blos die Pflicht, ſie nach deinem Stande und Vermögen zu unterhalten, ſondern auch die, ihr ihren Zuſtand ſo angenehm zu machen, als du kannſt, und zwar angenehm nach ihrem Sinn, und nicht blos nach dem deinigen, zu den heiligſtem gehört, die je Aufopferungen von Seiten eines menſchlichen Weſens gegen das andre, dieſem auferlegen können.

Wollten wir es für erlaubt halten, die Dinge allezeit nach den jedesmaligen Regungen unſers Herzens zu betrachten, und blos dieſen in unſern Handlungen zu folgen, ſo hätte es mit Tugend und Rechtſchaffenheit überhaupt wohl ein Ende: keine Tugend unter allen würde aber ſicherer völlig abgeſchaft werden, als die Dankbarkeit. Denn die Regungen vor einer empfangnen Wohlthat, und einige Zeit nachdem man ſie erhalten hat, ſind ſo gänzlich verſchieden, daß Undank ganz natürlich in eines jeden Menſchen Herzen liegt. Dieſes auf Liebe und Eheſtand angewendet, giebt den Aufſchluß zu den mehreſten Erſcheinungen, die ſie veranlaſſen.

Wenn es erlaubt wäre, ein erhaltnes Geſchenk nach der Empfindung zu ſchäzzen, die man eine Zeitlang nach dem Empfange deſſelben davon hat, ſo hätte alle Dankbarkeit ein Ende.

Anwendung dieser Betrachtung auf Liebe u. Ehestand.

Ein Mann, der ein Weib heftig liebt, thäte wohl alles in der Welt, um sie zu besitzen. So will es die Heftigkeit seiner Leidenschaft. Es ist also ganz natürlich, daß bey unsern Sitten, wo das Weib den wählen kann, dem sie sich ergeben will, derjenige, der nach einer trachtet, Himmel und Hölle zu Zeugen anruft, wie er bereit ist, ihr ewig alles zu Gefallen zu thun, wenn sie die Seinige werden will. Wird sie zumal von mehrern gesucht, oder hält mit ihrem Entschlusse zurück, so ist keine Schmeicheley, keine Gefälligkeit, keine Unterwerfungsprobe so groß, die der, welcher um sie wirbt, nicht mit Vergnügen anwendete und verhieße, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Alles das ist natürlich, und kann nicht anders seyn, sobald das Weib ein Recht auf ihre eigne Person hat, und man sie nur von ihr selbst erhalten kann. Von diesen Liebesbeweisen gerührt, ergiebt sich nun das gute Mädchen. Nach einiger Zeit, die der persönliche Charakter verlängert oder abkürzt, ist die Leidenschaft des Mannes befriedigt, und legt sich. Das, was ihm die

Frau ſchenkte, ſcheint ihm nun gar nicht mehr den erſtaunlichen Werth zu haben, den er ihm ſonſt beylegte. Indeß konnte ſie es doch nur einmal ſchenken, und es war das allerkoſtbarſte was ſie beſaß: ihre tadelloſe Perſon. Will der Mann an die Größe des Geſchenks, an die Heftigkeit ſeines Verlangens danach, das ihn vielleicht damals bewogen hätte, das Leben darum in die Schanze zu ſchlagen, nicht weiter denken, ſo iſt die Frau verloren. Aber wäre dieſe Vergeſſenheit billig? Welchen böſen Eindruck muß ſie nicht auf das Herz des Weibes machen? Mit dem, was die Frau für den Mann thut, läßt ſich ſchwerlich eine andre Wohlthat vergleichen. Ich will indeß verſuchen, etwas ähnliches anzuführen. Was würde man von einem Menſchen ſagen, der einen Gönner fußfällig gebeten hätte, ihm eine gewiſſe Stelle zu geben; von dem er ſie auch unter der Bedingung erhalten hätte, daß er ſie niemals zu ſeinem Verdruſſe anwenden würde; der ſie aber hernach dazu gebrauchte, um ſeinen Wohlthäter aus ſeinem Platze zu verdrän-

gen, und ihn, mit dem Akkord eines zum Lebensunterhalte nöthigen Jahrgeldes, ganz in seine Gewalt zu bekommen. Was meynt man wohl sollte der Wohlthäter empfinden, wenn ihm hernach jener noch dazu jeden Gulden vorwürfe, den er ihm geben müßte? O wahrlich! so behandeln Männer täglich ihre Weiber, und dann sollen diese sie noch lieben, ihnen gänzlich ergeben seyn! Wunder ist's, daß so manche dennoch ihre Pflichten beobachtet, wenn wir die unsrigen so sehr vergessen. Es soll ja bey den Menschen in Ansehung ihrer Wohlthäter das Erinnerungsvermögen die Stelle des Herzens vertreten; sie sollen bedenken, wie ihnen zu Muthe war, als sie die Wohlthat verlangten, und immer fort nach diesem Gedanken, und nicht nach der durch den Besitz und die Gewohnheit geschwächten Empfindung handeln. Warum sollten denn diese Grundsätze nicht auch auf den Ehestand angewendet werden müssen?

Ob es böse Folgen nach sich ziehen

Was würde das aber für Folgen haben, wenn die Männer fortführen, gegen ihre Frauen

ſo zu handeln, wie ſie als Liebhaber gegen ihre Geliebte thaten? Die Beſorgniß, die man deßhalb hegt, ſcheint mir ſehr ungegründet. Erſtlich kann das, was Edelmuth und Rechtſchaffenheit gebieten, unmöglich wirklich böſe ſeyn und böſe Folgen nach ſich ziehen. Edelmuth gebietet aber dem Starken Schwächere zu ſchonen; und Rechtſchaffenheit zumal verlangt, daß man das einmal Verheißne treulich halte; auch dann, wenn es mühſam, wenn es nicht bequem und annehm ſeyn ſollte. Man verheißt aber nicht blos durch Worte. Geſetzt alſo, ein Liebhaber hätte nicht ausdrücklich verſichert, er würde beſtändig zärtlich und gefällig ſeyn, welches doch gewiß eine ganze Menge täglich thun, ſo darf er ſich nicht darum für frey von dieſer Verpflichtung halten; denn er hat es durch ſein Betragen verſprochen. Was in der Welt wollte ſonſt ein ſolch Betragen bedeuten? Wie lächerlich, wenn einer behaupten wollte, es wäre blos conventionell: da doch der Liebhaber, der unhöflich und elgenwillig mit ſeiner Schönen umginge, ſicher

könnte, wenn Ehemänner mit ihren Frauen eben ſo umgingen, wie ſie als Liebhaber thaten. Redlichkeit gebietet es.

darauf rechnen könnte, daß sie ihn abweisen würde. Also soll doch dieß Betragen als eine Probe des zukünftigen nach der Ehe gelten; denn es kann unmöglich ausgemacht seyn, daß man es blos als Lockspeise zum Fangen betrachten müsse. Welcher Fisch würde sich fangen lassen, wenn man ihm kund thun könnte, daß der gute Bissen, den man ihm vorhält, blos dazu da sey, um ihn festzuhalten, und ihn dann zu kochen und zu braten? Das wäre aber der Fall zwischen Mann und Weib, wenn das Betragen als Liebhaber blos als conventionell angesehn werden sollte. Nein, es soll Vorschmack des künftigen Betragens seyn; das Weib betrachtet es als solches, und der Mann weiß, daß sie es für nichts anders halten thun. Also ist es durch die That aufgenommene Verpflichtung von seiner Seite, nach der Ehe so fortzuhandeln, wie er als Liebhaber that.

Da es mit dem gegenwärtigen Verfahren so viel schlechte Ehen giebt

Zweitens: Da es mit dem gegenwärtigen Verfahren so viel schlechte Ehen giebt: so probire man es doch einmal damit, daß man sich gegen

das Weib nach der Ehe eben so artent und gefällig bezeige, als vorher. Die Vernunft sagt, daß es das einzige ist, wodurch der Sache abgeholfen werden kann. Der ärgste Antagonist der Weiber, der Schriftsteller, den ich vorzüglich widerlege, läßt den Weibern die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie sich nach dem Manne bilden, auch dann, wenn sie schon in reifern Jahren heirathen. Dieß zeigt eine natürliche Weichheit des Charakters, welche gute Begegnung durch ein gleiches Betragen zu erwiedern geneigt ist. Und so verhält sich's auch in der That. Allein daß die schleunige Veränderung des Betragens, die aus einem höchst gefälligen und aufmerksamen Liebhaber einen despotischen, selbstsüchtigen Ehemann macht, ein Gemüth erbittern muß, das ist natürlich, und daraus entstehen gewiß die meisten Fehler der Weiber.

girte, so sollte man es doch mit dem blos vorgeschlagenen versuchen.

Endlich aber ist die Furcht, daß böse Weiber diese Gefälligkeit mißbrauchen möchten, nichtig. Es giebt allerdings einige böse und lasterhafte Gemüther unter den Weibern. Allein die muß

Wenn nicht, böse M. durch Verfahren mißbrauchen wollten, dann wäre es nicht

Recht zu gebrauchen, die Natur, Gesetze u. Sitten dem Manne geben, um ihnen Einhalt zu thun.

man vermeiden; man muß mehr auf den moralischen Charakter derjenigen sehen, die man zur Gattinn wählt, als man gemeiniglich thut. Wenn man aber das Unglück gehabt hat, sich mit einem solchen Geschöpfe zu verbinden, dann ist es Zeit, die Kraft, welche die Natur, die Gesetze und die Sitten dem Manne geben, zu zeigen, und wirken zu lassen. Ein rechtschaffner Mann wird auch als Liebhaber den Thorheiten seiner Geliebten nicht fröhnen, am wenigsten sich Thorheiten durch sie gebieten lassen; und also braucht er das auch als Mann nicht zu thun. Aber auf die möglichen Thorheiten einer Frau gleich los zu tyranniſiren, wie die mehresten Männer thun, das ist unrecht, und das verdirbt auch die mehresten Frauen.

Daß wenige Weiber das ihnen anvertraute Betragen mißbrauchen würden, erhellt aus der allgemeinen Fähigkeit, sich nach jemandes

Keine Vorstellung ist irriger und ungerechter, als die, daß alle Weiber Hang zum Bösen haben, und daß also die mehresten die Güte des Mannes, und jenes billige Betragen mißbrauchen würden. Jene genügsame Gemüthsart, wonach sie sich von selbst nach dem Manne bilden,

bezeugt hinlänglich das Gegentheil. Einem aufmerkſamen Beobachter muß es auch auffallen, wie fälſchlich man die Schuld aller böſen Ehen immer der Frau beymißt. Er wird im Gegentheil ſehr oft finden, daß ſie an dem Manne liegt. Es giebt allerdings böſe Frauen; aber ſehr viele, die es durch den Mann werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß außerdem ihre Zahl noch eingeſchränkter wäre, als ſie wirklich iſt; da ſie ſchwächere Leidenſchaften und weniger Kraft beſitzen, diejenigen durchzuſetzen, die ſie empfinden. Die wahre Urſache, warum man die Schuld der böſen Ehen ſo allgemein und ſo laut den Weibern beylegt, kömmt daher, weil wir gar nicht glauben wollen, daß wir unrecht haben könnten, und weil wir in der Welt das große Wort führen. Man darf nur die Klagen hören, die gemeiniglich gegen die Weiber vorgebracht werden, um ihre Unbilligkeit einzuſehen.

Laſter durch Männer zu bilden.

Von der erſten und allgemeinſten, nämlich von ihrer gränzenloſen Liebe zum Putze, habe ich ſchon gehandelt. Ich will alſo nur hier ei-

Ob die Urſachen der böſen Ehen mit Recht dem weiblichen Geſchlecht beyzule

Noch einige Betrachtungen darüber.

niges nachholen. Eine Frau, ſagt man, koſtet heutzutage ſo viel zu unterhalten, daß man nicht heirathen kann: das macht die Ehen viel ſeltner, weil niemand ſich getraut, das zu erſchwingen, was der Putz der Frau erfordert. Die groſſe Allgemeinheit dieſer Klage beweiſet allein ſchon ihren Ungrund, oder vielmehr ihren wahren Grund: daß nämlich die Männer glauben, alles was ſie für ihre Weiber hingeben, ſey ein ſich ſelbſt entzogenes, und ohne Verpflichtung gegebenes Geſchenk. Nur wenig Weiber fordern von ihrem Manne mehr zu ihrem Putze, als ſeine Vermögensumſtände zulaſſen, wenn ſie nur bey ihm einige Billigkeit in der Vertheilung der Ausgaben ſehen. Mit Recht können ſie aber verlangen, daß der Mann etwas von ſeinem Genuſſe dem ihrigen aufopfre, und zumal, daß er es mit einer guten Art thue. Haben ſie nicht auch alles für ihn aufgeopfert? Hat er nicht das Glück, eine Frau und zwar ſie zu beſitzen. Will er das für keins rechnen? Warum nahm er eine? Warum wünſchte er ehemals ſo ſehnlich, daß ſie

ſich entſchließen möchte, die Seinige zu werden? Wenn er ihnen vorgeſagt hätte, daß er hernach ſo unbillig werden wollte, ſo würden ſie ſich nicht dazu entſchloſſen haben. Das ſind die Empfindungen, die nothwendig in dem Herzen einer Frau aufſteigen müſſen, wenn ſie ſieht, wie der freygebige Liebhaber ein für ſie karger Ehemann geworden iſt. Eben deswegen, wird man ſagen, giebt es auch ſo viel Menſchen, die nicht heirathen wollen. Allein auch daran thun ſie unrecht, daß ſie die heiligſte Beſtimmung des Menſchen aus bloßer Selbſtſucht nicht erfüllen wollen. Liegt etwa in der Ausübung ſeiner Pflichten keine Süßigkeit, die einige Aufopferungen verdiente? Indeß muß ich noch hiebey bemerken, daß ſich in dem Worte Putz eine magiſche Kraft befindet, die den Eindruck jener Klagen durchgängig vermehrt. Man hält dieſes für etwas unnützes, überflüßiges, wobey jede Ausgabe mit Recht tadelnswürdig ſcheint. Allein man bedenkt nicht, daß der Putz das einzige Vergnügen des weiblichen Geſchlechts iſt, weil

Schönheit ihren Hauptvorzug ausmacht. Wenn man die Sache so betrachtet, so dürfte es wohl viel billiger scheinen, daß der Mann auch einen verhältnißmäßigen Antheil seiner Einkünfte auf das Vergnügen des Weibes anwende. Er verthut ja immer so viel für das seinige! Und wenn das noch so edel wäre, wenn z. B. seine Ausgaben in Sammlung eines Bücherschatzes bestünden, so verlangt die Billigkeit, daß er dem etwas entziehe, um auch sein Weib zu vergnügen. Wenn wir dabey mit einiger Billigkeit verführen, die Weiber zumal als Freundinnen behandelten, und sie ganz in die Charte unsrer Angelegenheiten sehen ließen, damit sie sich von dieser unsrer Billigkeit überzeugten, so würden wir sehen, wie wenige unter ihnen die Putzliebe über die Gränzen derselben zu treiben verlangen würden. Ich habe gemeiniglich beobachtet, daß die Männer, die so verfahren, wie ich es hier sage, häusliche und vernünftige Weiber haben. Aber freylich die Frau, die nicht als eine Freundinn behandelt wird, muß, wenn sie als eine Freundinn han-

handeln ſoll, einen erſtaunlich erhabnen Grad von Tugend beſitzen, der ſich bey vielen unmöglich erwarten läßt.

Zweite Urſache: Ihre Luſt zu herrſchen.

So grundlos, wie die Klagen über die weibliche Verſchwendung ſind auch die über ihre Herrſchſucht. Voltärens Erzählung, Ce qui plait aux dames, iſt gewiß allerliebſt, und eben ſo wahr. Was ſagt ſie aber am Ende, als daß es Tag iſt, wenn die Sonne ſcheint? Jeder Menſch hat ſeinen eignen Willen, und ſein größtes Vergnügen beſteht darin, wenn ihm ſein Wille geſchieht. Will man dieß Herrſchſucht nennen, ſo iſt Herrſchſucht eine allgemeine Eigenſchaft aller menſchlichen Weſen. Warum wird ſie denn beym weiblichen Geſchlechte ſo bitter bemerkt? Weil wir von den Weibern verlangen, daß ſie keinen andern Willen haben ſollen, als den unſrigen. Weil jede Aeußerung ihres Willens als etwas ungewöhnliches bemerkt, und mit einem böſen Namen gebrandmarkt wird. Wenn ſie alſo einen entgegengeſetzten Wunſch äußern, und es verſuchen ihn durchzuſetzen, ſo

heißt das Herrschsucht, es mag die Sache noch so wichtig für sie und noch so billig seyn; wenn sie nicht gleich dem Verlangen des Mannes das ihrige unterwerfen, so heißt es Eigensinn. Wenn sie bey dieser mühevollen Unterwerfung nicht so gleich freudig und freundlich sind, so heißt das böse Laune. Wir handeln indeß immer fort, ohne auf die Weiber die geringste Rücksicht zu nehmen, und dann können wir noch über diese Fehler klagen!

Weiber thun lieber von selbst, was der M. wünscht, als daß sie sich dazu zwingen lassen.

Es ist eine Bemerkung, die ihrem feinen Gefühle zur Ehre gereicht, daß sie den Wünschen des Mannes willig zuvorkommen, und seinen Launen ausweichen; daß es ihnen aber verdrüßlich ist, in seinen Willen hinein gezwungen zu werden. Hätten wir, ich will nicht sagen völlig dieselbe Aufmerksamkeit gegen sie in allen Dingen, die nicht wesentlich zu unserm Wohle gehören, welches doch eigentlich billig und edel von uns gehandelt wäre; sondern nur die Hälfte davon: so würde Zank und Streit in der Ehe weit seltner seyn, als anjetzt. Aber ein Wesen, das

gemeynt hat, einen billigen Bund mit einem andern einzugehen, zu welchem dieses ihm alle mögliche schmeichelhafte Anlockungen vorgehalten hat, und das hernach weder im Thun noch im Lassen einen Willen haben soll; das kann diesen Zustand nicht immer ganz geduldig ertragen, und muß ihm suchen auf eine oder die andere Art abzuhelfen.

Dritte Ursache: Ihre List. Aus welchen Gründen sie dazu genöthigt werden.

Als eine Folge von dieser Lage und von den daraus entspringenden Verhältnissen, äußert sich noch eine Eigenschaft bey den Weibern, die man ihnen bitterlich vorwirft, und die sie doch eigentlich gewiß ungern gebrauchen: ich meyne List, Verschlagenheit, Falschheit. Dieser Vorwurf ist aber höchst ungerecht. Man muß einsehen, daß sie sich nicht anders als dadurch helfen können. Einen eignen Willen haben sie doch nun einmal als menschliche Wesen. Allein nach dem fragt niemand; mit Gewalt können sie ihn nicht durchsetzen, ja sie sollen ihn nicht einmal äußern. Wozu sollen sie denn ihre Zuflucht nehmen, um ihn wenigstens dann und wann auszuführen?

Wird nicht der kraft- und muthvolle, hochherzige Mann, auch dann, wenn er ſehr einfältig iſt, in der Sklaverey liſtig? Zeigt nicht das unwiſſende Kind große Liſt, wenn es auf keine andre Weiſe zu ſeinen Wünſchen gelangen kann? Und das ſchwache aber fein empfindende Weib ſollte nicht im höchſten Grade liſtig ſeyn können, wenn es die Noth erfordert? Wer das will, der verlangt, daß Urſachen keine Wirkungen hervorbringen. Wollen wir Männer aufrichtige Weiber haben, ſo müſſen wir ſie nach der allgemeinen Regel behandeln, nach welcher man allein aufrichtige menſchliche Weſen um ſich haben kann. Wir müſſen ſie frey ihren Willen äußern laſſen; uns demſelben, ſo oft es angehn will, gefällig bezeigen, und wenn es nicht möglich iſt, ihnen die Gründe davon aus einander ſetzen. Verlangt man denn nicht, daß Aeltern auf dieſe Art gegen ihre Kinder verfahren; und wie mancher Vater thut es nicht auch gegen das ſeinige? Und wir ſollten nicht eben ſo mit einem vernünftigen Weſen, als das Weib iſt, umgehen? Wenn doch

diejenigen, die über Liſt der Weiber klagen, es erſt verſuchten, nicht blos in Worten, ſondern auch in Thaten das Verhältniß eines Freundes gegen ſie anzunehmen, und ihnen nicht immer wie Herren zu begegnen: wenn ſie ſelbſt das Vertrauen zeigten, das ſie fordern; wenn ſie alle gemeinſchaftliche Sachen gemeinſchaftlich überlegten, und dann eben ſo ausführten: dann würden gewiß die allermeiſten finden, daß ſie zutrauliche und aufrichtige Weiber haben. Sehen dieſe aber, daß ſie keinen Wunſch äußern dürfen, ohne den Unwillen des Mannes zu reizen, daß es immer gleich heißt: Das geht nicht, das will ich nicht. Sehen ſie, daß die Männer ſie im gemeinſchaftlichen Bunde für nichts, ſich aber für alles rechnen: dann müſſen ſie wohl ſuchen uns zu überliſten; dann werden falſche Liebkoſungen, falſche Reden, falſche Thränen, falſche Krankheiten, und gar endlich Bündniſſe mit Andern gebraucht werden, um ihre Abſichten dennoch durchzuſetzen; und dieſe durch Noth erſonnene

Mittel werden hernach freylich gemißbraucht werden.

Vierte Urſache: Hang zur Untreue. Unterſuchung dieſes ihnen ſo häufig gemachten Vorwurfs.

Dieſem Betragen iſt ein Fehler vorzüglich zuzuſchreiben, der ihnen oft bitterlich vorgeworfen wird, den man mit Recht als den größten im Eheſtande betrachtet, und welchem Liſt und Falſchheit als Hauptmittel dienen. Dieſer Fehler, von dem ich bis jetzt nicht geredet habe, verdient eine ganz beſondre Unterſuchung. Es iſt kein andrer, als Untreue.

Fragen, die ſich dabey zur erſt darbieten.

Iſt der Vorwurf, den man den Weibern desfalls macht, gegründet? Sind die treuloſen Weiber ſo häufig, als es Satyriker und Moraliſten behaupten? Iſt der Hang dazu ſo groß bey dem weiblichen Geſchlechte, als es etliche Schriftſteller nicht nur behaupten, ſondern als es der bey weitem größte Theil des menſchlichen Geſchlechts zu empfinden ſcheint, da in ſo vielen Ländern die ſchrecklichſten Mittel angewendet werden, um ihm entgegen zu arbeiten? Iſt endlich dieſer Fehler ſo etwas verderbliches, daß dieſe Mittel dadurch gerechtfertigt würden? Das

ſind die Fragen, die ſich hier zu allererſt dem Gemüthe darſtellen, und die ich beantworten muß.

Das Weib hat eine ganz beſondre Eigenſchaft, nämlich die, auch ohne eigentliche Liebe oder Neigung, ſelbſt ohne ſinnlichen Reiz, ſeine Gunſtbezeugungen ertheilen zu können. Daß dieß eine an ſich gute Eigenſchaft ſey, kann darum nicht bezweifelt werden, weil ſie durchaus nöthig iſt. Vermöge ſeiner Lage muß ſich das Weib einem Manne ergeben. Vermöge eben dieſer Lage muß es warten, bis einer kömmt, der ihr dieſen Antrag thut. Unmöglich kann dieſer Mann immer derjenige ſeyn, der am fähigſten wäre, ihr die Leidenſchaft der Liebe einzuflößen; dieſes müßte ſogar eher der ſeltnere als der gewöhnliche Fall ſeyn, wenn nicht die Natur wahrſcheinlich die Einrichtung getroffen hätte, daß ihre Liebe mehr durch den Anblick der Liebe des Mannes, als durch den Eindruck, den er auf ihre Sinne macht, gereizt würde. Indeß, da alles Gute auch ſeine Ungelegenheiten mit ſich bringt, ſo kann

Das Weib hat die ihm durchaus nöthige Eigenſchaft, ſeine Gunſtbezeugungen ohne Liebe u. ſelbſt ohne ſinnl. Reiz ertheilen zu können.

es auch nicht fehlen, daß diese Eigenschaft nicht auch manche sonderbare Erscheinungen hervorbringe, die man anders wünschen möchte.

Erste Ungelegenheit dieser Eigenschaft: daß sie den Weibern eine gewisse List nöthig macht.

Die erste ist unstreitig die, daß dadurch, unabhängig von dem Betragen des Mannes, eine gewisse List sehr vielen Weibern nothwendig wird. Wir sind eitle Geschöpfe, wir wollen geliebt seyn; Freundschaft, Dankbarkeit, Gefälligkeit würde uns nicht hinreichend scheinen, wenn uns das Weib die verhieße. Sie soll Liebe empfinden. Die unwiderstehlichsten Gründe nöthigen aber tausend Weiber, sich Männern zu ergeben, die sie nicht eigentlich lieben, sondern nur schätzen. Was sollen sie thun? Da müssen sie wohl Liebe heucheln. So wie wir oft Bedienungen annehmen, deren Pflichten wir gar nicht aus Neigung erfüllen; so müssen sie oft die Verbindung mit einem Manne eingehen, dem sie nicht aus innigefühlter Neigung zugethan sind; denn ein Mann ist gar zu sehr für sie, was für uns ein Amt ist: beides nämlich Versorgung. Wenn wir, in solchem Falle, unsre Pflichten nur thun, so hat niemand

weiter etwas an uns zu fordern. Die Weiber ſollen die ihrigen aber con amore thun; das iſt die Kunſt, und dieſe Kunſt heißt Heucheley. Weiber müſſen alſo heucheln lernen, und zwar nicht ein wenig, ſondern ganz meiſterhaft. Sonſt können ſie in der Welt gar nicht fortkommen.

Ein Gegengewicht wider die Ungeſetzheit liegt in der Mäßigung ihrer Leidenſchaften.

Hätten ſie ſo heftige phyſiſche Triebe, und alſo zum Lieben einen ſolchen Hang als wir, ſo wäre bey dieſer Lage der Sachen Treue im Ehestande von ihrer Seite eine wahre Unmöglichkeit. Allein die haben ſie nicht, das iſt oben ſchon geſagt worden; und alſo hat die Natur das Gleichgewicht in dieſem Punkte ziemlich wieder hergeſtellt, und allgemeine Unordnungen ſattſam verhütet. Die Anzahl der Nationen, die geglaubt haben, die ſtrengſten Mittel anwenden zu müſſen, um denſelben entgegen zu arbeiten, darf uns in dieſem Urtheile nicht irre machen. Es gründet ſich ihr Verfahren hierin auf zwey ganz wahre Beobachtungen. Nämlich erſtlich die, daß der Mann gemeiniglich nach jedem Genuſſe, den ihm die Gelegenheit darbietet, begierig iſt.

Zweitens, daß das ſchwächere Weib den Zudringlichkeiten des Mannes nicht immer widerſtehen kann. Sie ſetzen alſo das Weib mehr gegen die Angriffe des Mannes, als gegen ſeine eignen verdorbnen Neigungen in Sicherheit. Ein moraliſcher Satz der Chineſer, den ich irgendwo geleſen habe, ohne den Ort anführen zu können, beweiſt dieſes deutlich. Er ſagt: „Es gehöre „eine ſehr große Tugend dazu an einem Manne, „wenn er einer Frau, mit der er ſich allein be„findet, nicht Gewalt anthut.“ Dazu kömmt nun noch, daß in jenen Ländern die Vielweiberey und Veränderlichkeit des Mannes alle wahre und innige Verbindung zwiſchen ihm und dem Weibe unmöglich macht, wodurch auch Treue aus Anhänglichkeit gänzlich wegfallen muß. Es wäre alſo höchſt ungerecht, von dieſem Verhältniſſe und deſſen Wirkung auf das Betragen der Weiber in Ländern, wo ſie frey ſind, zu ſchließen. Die Freyheit, die wir dem weiblichen Geſchlechte laſſen, welche alle Aeußerungen der Gewalt gegen daſſelbe, um ſeine Gunſtbezeigungen zu er-

halten, als etwas abſcheuliches ausſchließt, laſſen den phyſiſchen Urſachen freyeres Spiel; und da dieſer ihre Wirkung ſchwächer beym weiblichen Geſchlechte iſt, ſo wird Untreue dadurch verhältnißmäßig ſeltner.

Die phyſiſchen Schranken, die man in ſo vielen Ländern um das weibliche Geſchlecht gezogen hat, laſſen es ohne alle Vertheidigung, ſobald ſie nur einen Augenblick durchbrochen werden können; und welche entſetzliche Mühe koſtet es nicht, ſie zu verwahren. Das können nur wenige Große und Mächtige. Daher ſind gewiß die moraliſchen, wodurch es bey uns zurückgehalten wird, viel ſichrer; denn ſie begleiten es in allen Lagen des Lebens. Die Weiber haben bey uns Ehre und Achtung, und viele äuſſerliche Vortheile, die davon abhangen. Dieſe geben ſie nicht, wenigſtens nicht ohne verhältnißmäßige Reitzungen hin. Schwer iſt es alſo ein Weib bey uns zur Untreue zu reizen, da die Sinne ihnen von Natur ſeltner Anlaß dazu geben. Es liegt daher, deucht mich, in unſrem Betragen

Die moral. Schranken, worin wir die W. einſchlieſſen, ſind ein viel ſichereres Erhaltungsmittel ihrer Tugend, als die phyſiſchen, worin ſie der Morgenländer zwingt.

ein viel ſichrer Verwahrungsmittel für die weibliche Tugend, als in der Behandlung der Völker, die ſie dazu zwingen wollen.

Ob die Weiber recht haben zu retorquiren, u. uns unſre häufigen Untreuen vorzuwerfen, um die übrigen auf die Art zu rechtfertigen?

Die Weiber, und einige Männer, die geſucht haben, ſie wegen dieſes Vorwurfs zu rechtfertigen, haben das Mittel ergriffen zu retorquiren, und uns vorzuwerfen, wir begingen eben ſo häufig und häufigere Untreue als ſie. „Wo „iſt der Mann," haben ſie geſagt, „der den Liebs„koſungen einer hübſchen, oder den Geſchenken „einer reichen Frau widerſtehen würde, wie doch „manche Weiber thun? Ja vielmehr laufen ſie „andern Weibern, ſobald ſie nur den geringſten „Anſchein eines glücklichen Erfolgs erblicken, „eifrigſt nach." Sie hätten dieſem Vorwurfe, der allerdings wahr iſt, noch hinzufügen können, daß der Mann ſeine Frau wo nicht immer aus Liebe gewählt hat, doch immer aus Liebe hätte wählen können; und wenn er es nicht gethan hat, ſo iſt ihm allein die Schuld zuzuſchreiben. Die Frau wird aber oft, durch alles was Menſchen nur nöthigen kann, gezwungen, den Mann

zu nehmen, den ſie nicht liebt. Folglich findet bey jenem immer wahre eigentliche Untreue und Wankelmüthigkeit ſtatt; bey dieſer aber oft nichts weniger als dieſes. Was wäre wohl von dieſer Rechtfertigung zu halten?

Man ſchildert die Untreue weit ärger, als ſie in der That iſt.

Ehe ich dieſes unterſuche, muß ich eine Bemerkung machen: daß man nämlich das Uebel weit ärger ſchildert als es iſt. Bey weitem die mehreſten Menſchen folgen der Ordnung der Natur in allen Dingen, und alſo auch im Eheſtande, denn ſie iſt die ſicherſte und die bequemſte. Die Sinnlichkeit der Männer iſt groß, das iſt wahr; allein ſelbſt dieſe, w n ſie nicht durch Kunſt und böſe Gewohnheit [illegible]acht iſt, findet in ſich ſelbſt das Gegenmittel [illegible] ihre Ausſchweifungen, indem ihr das bequ[illegible]le Befriedigungsmittel das willkommenſte iſt. Untreuen in der Ehe erfordern Zeit, Mühe, Geld. Alles dieſes macht, daß bey weitem die mehreſten Männer ſich treu und ordentlich an ihre Weiber halten. Was hierin Liebe, oder Gedanken an Pflicht nicht vermögen, thun Beſchäftigungen, Phlegma,

Hang zur Sparsamkeit, Sorge für die Gesundheit. Dieses ist besonders von den niedern Ständen wahr, welche allezeit der Natur treuer bleiben, als die höhern. Wenn ich meine Erfahrungen alle in meine Gedanken zurückrufe, so glaube ich behaupten zu können, daß unter sechs Ehen etwa nur eine seyn dürfte, wo der Mann in der Treue ausschweift, und die Zahl derer, wo es das Weib thut, ist gewiß noch viel geringer. Dieß aber ist hinreichend, um meine Behauptung zu rechtfertigen.

Man muß dieß indeß nur von einem Hange zur Untreue, nicht v. einzelnen Fehltritte verstehn, der in einem langen Leben immer möglich ist.

Indeß muß man, wenn von Treue im Ehestande die Rede ist, noch eine Bemerkung anstellen, wodurch die Sache in einzelnen Fällen immer schwer zu entscheiden bleibt. Das menschliche Leben dauert viele Jahre, und jedes Jahr hat dreyhundert und fünfundsechzig Tage, davon jeder vierundzwanzig Stunden hält. Bey diesem langen Zeitraume eräugnen sich, selbst in einem einförmigen Leben, dergleichen die mehresten Menschen führen, sehr mannichfaltige Begebenheiten; man kömmt dabey in sehr verschiedne La-

gen und Verhältnisse. Daß nicht da manchem rechtschaffnen Manne, ja selbst mancher redlichen Frau der Fuß im Ehestandspfade gestrauchelt haben sollte: daß nicht unter den hundert und fünfundsiebenzig tausend, dreyhundert und zwanzig Stunden, welche ein Zeitraum von zwanzig Jahren enthält, einmal eine unglückliche für die Tugend der ehelichen Treue, bey Mann oder bey Weib eingetreten seyn könnte: wer wollte das sicher behaupten? Es ist also hier nicht von einem allezeit möglichen Fehltritte die Rede, der, wenn ihn Unbekanntheit vor den Augen der Menschen und ewige Vergessenheit verschlungen hat, nicht in Anschlag gebracht, sondern der menschlichen Schwachheit zugeschrieben werden muß. Ich spreche hier von einem Hange zum Laster, von einer Neigung es zu begehen, sobald man nur hoffen kann, den bösen Folgen desselben auszuweichen, oder sich ein Reiz, eine Gelegenheit dazu darbietet. Diese Neigung, sage ich, ist unter Männern nicht einmal gewöhnlich, und unter Weibern gewiß noch viel seltner.

Man muß alſo die hier geſchilderte gelegentliche Untreue von der abſichtlichen unterſcheiden, und es wird nöthig ſeyn, dieſen Unterſchied für beide Geſchlechter zu beſtimmen, um die weiter oben angeführte Schutzrede für die Weiber recht zu würdigen.

Verſchiedne Wirkung der abſichtlichen und der gelegenheitlichen Treue auf die Geiſter.

Die abſichtliche Untreue, indem ſie nur aus einer Leidenſchaft entſtehen kann, verdirbt wenigſtens ſo lange ſie dauert den Theil, der ſich ihr überläßt, gänzlich in ſeinem Verhältniſſe zu dem andern; die gelegenheitliche hingegen hat dieſe Wirkung nicht, denn ihr Eindruck rauſcht vorüber, wie die Gelegenheit ſelbſt, die ſie veranlaßt hat. Vor jener müſſen beide Theile nicht nur ſich ſelbſt ſorgfältig hüten, wenn ihnen ihre eigne Glückſeligkeit lieb iſt, weil dieſe im Laſter nie gefunden wird: ſondern auch ſo viel möglich jeder den andern Theil verwahren, weil aller Reiz der Verbindung mit ihm ſonſt verloren geht. Von der gelegenheitlichen Untreue läßt ſich's in der Theorie behaupten, daß kein Menſch ſie vermeiden kann, weil ſie einen überfällt, ohne

daß

daß man weiß wie oder wenn. Allein in der Praxi möchte ſich's damit wohl etwas anders verhalten; ſonſt wäre dieſe Art von Untreue gewiß viel ſeltner, als ſie wohl ſeyn mag. Es mag wohl die Gelegenheit oft geſucht, oder ihr zum Kommen ein wenig geholfen werden. Indeß, wie dem auch ſey, ſo machen hier die verſchiednen Verhältniſſe einen ſehr großen Unterſchied in der Sache.

Verſchiedne Wirkungen einer aus Leidenſchaft begangnen Untreue bey dem männl. und bey dem weiblichen Geſchl.

Ein veränderlicher Mann, den eine andre Leidenſchaft von ſeinem Weibe wegreißen kann, iſt von ſolcher Gemüthsart, daß das Weib gemeiniglich wünſchen müßte, die Untreue möchte nur begangen ſeyn, weil ihm alsdenn ſeine Leidenſchaft mit ſamt allen böſen Folgen derſelben deſto geſchwinder vergehen würde. Hingegen bey einer Frau wird, vermöge ihrer Natur, die Leidenſchaft nach begangner Untreue nur noch heftiger; und ihr Gemüth von ihren Pflichten nur noch weiter, ja oft unwiderbringlich abgeriſſen. So wenig als eine der Hölle Erlöſung ſeyn mag, ſo wenig kann man auch auf Rückkehr zu ihren

Pflichten, Liebe und Achtung gegen ihren Mann, bey einer absichtlich und aus Leidenschaft ungetreuen ordnen Frau rechnen. Mit der gelegentlichen Untreue würde es sich bey dem Weibe nicht so verhalten; wenn das Weib, das sich bey einer statt findenden Gelegenheit leicht ergäbe, oder dessen Bemühungen nicht gänzlich darauf gingen, solche Gelegenheiten zu vermeiden, nicht schon an sich ein höchst verdorbnes und verächtliches Geschöpf seyn müßte. Es ist freylich möglich, daß diese Sorgfalt selbst die Tugend in den abwechselnden Begebenheiten eines Lebens nicht immer schütze; allein mehrentheils wird sie doch bewirken, daß sich solche Gelegenheiten nicht eräugnen. In dieser Rücksicht kann und muß sich also ein Mann auf die Grundsätze eines sonst achtungswürdigen Weibes verlassen.

Nach Festsetzung dieser Begriffe wird man nun die oben angeführten Gründe, womit man gesucht hat, weibliche Untreue zu entschuldigen, gehörig würdigen können, und einsehen, daß hier

wirklich zwiſchen Mann und Weib ein großer Unterſchied eintritt.

Unterſchied zwiſchen dem Manne und dem Weibe in Anſehung der ehel. Treue, die die Schuld der letztern bey Uebertretungderſelben vergrößern.

Erſtlich iſt die Sinnlichkeit des Mannes gröſſer, als die des Weibes. Dasjenige Weſen aber, das mehr Hang zu einem Fehler hat, als ein andres, verdient auch allerdings mehr Nachſicht, als dieſes, wenn es darein verfällt. Zweitens kann der Mann ſelten heirathen, in der Zeit, wo gerade bey ihm die Leidenſchaft am ſtärkſten iſt. Er gewöhnt ſich alſo in der Jugend oft an einen freyen Umgang mit Weibsleuten. Das Weib hingegen hat in eben der Zeit tauſend Gründe von der allergröſten Stärke, warum ſie dieſen Umgang fliehen muß. Dieſer Unterſchied macht auch ihre Schuld weit gröſſer, wenn ſie ſich nach der Ehe nicht denſelben Zwang fort anthut, und raubt ihr viele Entſchuldigungsgründe, die hier für den Mann wirken. Drittens eräugnen ſich die Gelegenheiten viel öfter bey dem Manne, und auf eine für ihn unvermeidlichere Art, theils auf Reiſen in Abweſenheit ſeines Weibes, theils im geſellſchaftlichen Um-

gange, durch Beyſpiel und Verleitung. Selbſt die hierüber unter uns in der menſchlichen Geſellſchaft herrſchenden, obſchon irrigen Grundſätze, ſind ein Entſchuldigungsgrund für ihn, den die Frau nicht hat; der ſeine Schuld immer vermindert, und der Frauen ihre vermehrt. Endlich aber, und das iſt das hauptſächlichſte, er bringt in den ehelichen Bund mehr als ſinnliche Luſt; und das, was er hineinbringt, verdirbt gar nicht dadurch, daß er ſich manchmal, bey entſchuldigenden Umſtänden, durch ſeine Sinnlichkeit mag haben hinreißen laſſen.

Hier bitte ich, daß man mich recht verſtehe, um mich keines Widerſpruches zu beſchuldigen, der nicht in meinen Worten herrſcht, wenn man ſie nach ihrem wahren Sinne faßt. Es iſt ſchändlich von dem Manne, der Frau vorzurechnen, welche Vortheile ihr der Bund mit ihm verſchafft, um ſich aus dieſem Grunde ein gebieteriſches Verfahren gegen ihr zu erlauben. Sie gab ihm das Loſbarſche hin, was ſie beſaß: ſie gab ihm ſich ſelbſt; nun für ihn die Quelle ihr ſelbſt

gefährlicher Freuden zu werden, darnach ſie nicht ſo heftig verlangte, als er; um die Mutter ſeiner Kinder zu werden. Dieß muß er erkennen, nicht blos dann, wenn er es empfindet, ſondern noch in allen Folgezeiten. Eſſen, Trinken, Wohnung, Kleidung, Rang und Schutz; wenn die Frau alles dieſes vom Manne allein erhält, entſchädigen ſie nicht dafür, falls er ſich's nicht angelegen ſeyn läßt, ſie durch Freundſchaft, Gefälligkeit, Vertrauen, edles und feines Betragen, ſo glücklich zu machen, als es ihm nur möglich iſt. Beweiſt aber das Weib durch ihre Handlungen, entweder daß ſie nur dazu angetrieben ward, ſich einem Manne zu ergeben, um einem unnatürlichen Hange nach Wolluſt folgen zu können; oder daß dieß Geſchenk in ihren Augen ſelbſt ſo wichtig nicht war, daß ſie es nicht um weniger hingegeben hätte, ſo verliert es mit Recht allen Werth in den Augen des Mannes. Sie macht ſich dadurch natürlich auf alle Anſprüche von Dankbarkeit abſeiten des Mannes in dieſer Rückſicht verluſtig. Sie benimmt ihm zu-

mal alles Vergnügen des Eheſtandes, wenn er nicht mit Vertrauen daran denken kann, daß die in ihrer Verbindung mit ihm gezeugten Kinder auch wirklich die ſeinigen ſind. Ein unter lindernden Umſtänden begangner Fehltritt des Mannes rührt die Frau gar nicht auf eine ſo empfindliche Weiſe, und er behält allezeit die ihr nutzbaren Eigenſchaften, ſobald ſich die kleine Wolke verzogen hat. Aus dieſem Grunde, ſage ich, iſt die Strafbarkeit ſolcher Vergehungen ganz und gar nicht gleich. Es kann auch zur Entſchuldigung des Weibes gar nicht angeführt werden, daß es durch die Verhältniſſe gar zu oft genöthigt iſt, den Mann zu nehmen, für den es nicht eigentliche Liebe hegt. Wenn dieſe Entſchuldigung gültig wäre, ſo würde ſie auch dazu dienen, jene Undankbarkeit an dem Manne zu rechtfertigen, die ich ſo ſehr getadelt habe, und wodurch er verleitet wird, das, was die Frau für ihn gethan hat, nach ihrem Beſitze lange nicht ſo ſehr zu ſchätzen, als er that, ehe er dazu gelangt war. Beide würden alsdenn den natür-

ſichen Trieben ihres Herzens folgen, und ſie thäten beide daran unrecht. Der Mann, der das Mädchen liebte, der es bat, ihm ihren Beſitz zu ſchenken, und mit Worten oder Thaten verhieß, dieſem Geſchenke auch nachher eben den Werth beyzulegen, den er damals darauf ſetzte, iſt an dieſem Verſprechen heilig gebunden. Aber eben ſo iſt auch das Mädchen an dasjenige gebunden, was ſie ihm that, keinen Andern zu lieben als ihn, keinem Andern das zu ſchenken, was ſie ihm ſchenkte; und wenn ſich ſchon hernach ein Andrer zeigte, dem ſie geneigter wäre ſich zu überlaſſen.

Daß dieſes alles nur von gelegentlichen Untreuen zu verſtehen ſey, brauche ich wohl nicht zu ſagen. Mit der abſichtlichen verhält es ſich ganz anders. Ohngeachtet auch wohl hier die Pflicht des Weibes um etwas heiliger iſt, ihre Vergehungen nachtheiligere Folgen nach ſich ziehe, und mit wenigern Linderungsgründen begleitet wird, als des Mannes ſeine; ſo läßt ſich's nicht erwarten, daß, wenn ein Mann ſein Herz ſeiner Frau völlig entziehet, um es an eine andre

Dieß kann indeß nur von dem Falle verſtanden werden, wenn der Mann gelegentliche Untreuen begeht.

zu hängen, jene ihm treu bleiben, und nicht bey einem Andern Troſt gegen dieſes ſehr qualvolle Gefühl ſuchen ſollte. Hat der Mann zuerſt dieſen Unfug getrieben, hat ihm ſein Weib die Zeit gelaſſen, zu ſich ſelbſt und zur Vernunft zurückzukehren, und ſich erſt alsdenn, nachdem Undank und Unempfindlichkeit, ja wohl gar Härte des Mannes ihr Herz erbittern mußte, einer andern Leidenſchaft überlaſſen; ſo verdient ſie Entſchuldigung, und außerdem nebſt ihren Kindern Bedauern: denn unglücklich ſind ſie immer, und das Ganze iſt allezeit eine verdorbne Wirthſchaft. Schätzbarer bleibt allerdings immer das Weib, das auch dieſer Prüfung widerſteht; ja man kann mit Recht ſagen, daß wenn unter ſolchen Umſtänden die Tugend alle ihre Rechte auf ihr Herz behält, ſo iſt ſie das verehrungswürdigſte Geſchöpf. Aber auch die, welche das nicht vermag, kann nicht zu den verächtlichen gezählt werden, und wenn ſie es auch nach und nach werden ſollte, ſo liegt die Schuld an dem Manne; und in dieſer Rückſicht läßt ſich's wohl behaupten,

daß in erſtaunlich vielen Ehen die Untreue durch den Mann veranlaßt wird.

Ich habe hier durchaus zwey Dinge angenommen, nämlich, daß ſich das Eheband allemal auf Liebe von Seiten des Mannes gegen das Weib gründet: und dann, daß Untreuen immer aus Liebe oder aus Trieb zu ſinnlicher Luſt begangen werden. Allein ich weiß ſehr wohl, daß beides bey weitem nicht immer der Fall iſt. Wenn Leidenſchaft der Liebe, oder heftiger ſinnlicher Trieb die einzigen möglichen Quellen der Untreue wären, ſo würde die Zahl der treuloſen Weiber gar viel geringer ſeyn, als ſie iſt. Allein wie kann ich, ohne ein ganz eigenes Buch zu ſchreiben, die ganze moraliſche Kaſuiſtik des Eheſtandes abhandeln, um in jedem Falle zu beſtimmen, welcher Grad der Schuld jedem Geſchlechte beyzumeſſen ſtehe? Reizende Weiber ſind oft ſo vielfältigen Nachſtellungen und Verſuchungen, beſonders durch Geſchenke, ausgeſetzt, daß ſie endlich unterliegen. Dazu giebt freylich bisweilen ihre Eitelkeit Anlaß; nicht ſelten aber iſt Unvor-

Mithige Vorausſetzungen, nach denen ich hier habe urtheilen müſſen, ob ſie gleich nicht allgemein gelten.

sichtigkeit, niedriger Eigennutz des Mannes, oder dergleichen Veranlassungen von seiner Seite Schuld daran. Unbilligkeit, schnöde Begegnung, beleidigende Gleichgültigkeit von Seiten des Mannes erbittern das Gemüth des Weibes sehr oft, und treibt diejenige zur Untreue, die sonst gar nicht daran gedacht hätte. Wenn aber das Eis einmal gebrochen ist, wenn die Frau sich einmal hat bestricken lassen, so wird es ihr gemeiniglich unmöglich sich loszureißen. Das Laster muß sie alsdenn verlassen, denn sie ist nicht im Stande sich aus dessen Armen zu winden. Alles dieses ist völlig wahr, aber doch nur in besondern seltnern Fällen, deren Auseinandersetzung mich zu weit führen würde. Ich mußte mich bequemen, die Sachen so zu betrachten, wie sie nach den Regeln sind, welche die Natur gegeben hat, weil durch diese allein die allgemeinen Fälle hervorgebracht werden. Indeß will ich durch einige Betrachtungen dem Leser Anlaß geben, sich einen Begriff von den häufigsten Quellen der Unordnungen, die im Ehestande herrschen, zu

machen, und einzusehen, welchem Geschlechte man den stärksten Antheil daran zuschreiben muß.

Wo wahre Liebe von Seiten des Mannes nicht der Grund der Ehe ist, da fällt alles, was ich oben gesagt habe, von selbst weg: da hat die Natur kein Glück verheißen, da kann auch keines anders, als durch einen Zufall statt finden. Hieraus folgt, daß man die große Welt ganz wegstreichen muß, wenn von Glück der Ehe, von Zucht und Ordnung in derselben die Rede ist. Wie sollte denn auch anders seyn? Bey Personen aus der großen Welt gründen sich unter funfzig Ehen kaum eine auf Liebe. Familienverhältnisse und Absichten sind fast immer die einzigen Bestimmungsgründe solcher Verbindungen; und diese Sitte hat der Stolz eingeführt, vom Monarchen bis zum Edelmann herab, der etliche tausend Thaler Einkünfte besitzt. Unter solchen Verhältnissen scheint es, daß auch nicht eine einzige Ehe statt haben könnte, wo Ruhe, Zufriedenheit, oder nur ein Schatten von Ordnung herrschte.

Wahre Liebe muß d. Grund der Ehe von Seiten des Mann seyn. [illegible] bisher [illegible] wohl [illegible] für die Ehen in der großen Welt [illegible] fast gar nicht in Anschlag kommen.

Und doch findet man in diesen Ständen manche ihren Pflichten ergebne Frauen; verschiedne, die ihres Mannes Herz gewinnen, und noch viel mehrere, denen er seine Hochachtung und Freundschaft nicht versagen kann. Gesetzt aber, ihre Zahl wäre noch viel geringer, gesetzt es wäre keine einzige darunter, die ihre weiblichen Pflichten achtete, so bewiese das gar nichts gegen alle meine bisherigen Behauptungen. Denn wo Liebe des Mannes nicht existirt, da hat es die Natur gar nicht verordnet, daß Liebe der Frau entstehen sollte; wo sich ein Theil alles für erlaubt, jede aufgenommene Pflicht für eine Schlinge hält, da kann unmöglich der andre glauben, daß ihn Pflichten binden. Indeß giebt es doch viele Weiber, die unter solchen Umständen in sehr strengen Schranken bleiben; und das zeigt offenbar, wie genügsam die weiblichen Leidenschaften sind, und wie sehr ihr Gemüth geneigt ist, sich durch die feinern Bewegungsgründe von Zucht, Ordnung und guten Ruf regieren zu lassen. Wie unglücklich hat also nicht der Verfasser

des Buchs über die Weiber ſeinen Gegenſtand gewählt, wenn er blos die aus der groſſen Welt hat ſchildern wollen! Wie verkehrt ſind ſeine Urtheile, wenn er ihnen die Schuld der Unordnungen beymiſſt, die verſchiedne derſelben begehen! Er greife die Vorurtheile dieſes Standes an; er mache, daß die Männer Weiber nach ihren Herzen, und nicht nach ihren Umſtänden wählen; daß Liebe Gegenliebe erzeuge; daß Anhänglichkeit an ſeine Pflicht von Seiten des Mannes gleiche Geſinnungen bey dem Weibe hervorbringe; daß endlich eine beſtändige achtungsvolle Begegnung das Weib bewege, ſeine Pflichten mit Vergnügen zu erfüllen: dann wird er wahrlich den Weibern aus dieſer Klaſſe nicht ſo viel vorpredigen dürfen.

„Die Weiber der groſſen Welt,“ ſagt dieſer Schriftſteller, „ſehen den Mann, der erwirbt „und ernährt, durch den ſie Stand, Unabhängigkeit, Vermögen, Ehre, Alles haben, als „Nebenperſon an.“ Ich bitte ihn nochmals, zu forſchen, bey wie vielen dieſer Ehen ein ſolcher

hoher Ton im Munde der Männer wohl passen würde. Da hatte die Frau fast immer alle diese Dinge vor sich, die Unabhängigkeit etwa allein ausgenommen; und folglich will sie diese auch nutzen. Sollte sie sie dem Manne aufopfern? Wohl! aber doch nicht umsonst. Was giebt er ihr dafür? Seinen Namen? Der ihrige war eben so gut. Sein Vermögen? Das brauchte sie nicht; sie hatte genug, um für sich recht gut und bequem zu leben. Liebe und eheliches Vergnügen? Ja, den Tausch ließe sie sich gern gefallen; aber davon will der Mann nichts wissen. Folglich ist es ganz billig, daß sie nach ihrem Gutdünken lebe, und der Mann sie darnach leben lasse.

Wie gut wäre es indeß nicht mit der menschlichen Gesellschaft bestellt, wenn die sogenannte große Welt allein nach solchen Grundsätzen in der Ehe verführe! Leider werden bey allen übrigen Ständen unter jenen Ehen manche aus interessirten Absichten von Seiten des Mannes geschlossen, und kann eine aus reiner Neigung. Zum Glück hat der Mann auch die

Gabe, sich in die Umstände zu fügen; Zucht und Ordnung sind gar zu sichtbarlich die einzigen Mittel zur Glückseligkeit; daher kömmt es, daß dergleichen Verbindungen nicht alle so unglücklich ausfallen, nicht alle einen solchen Schlamm von Lastern erzeugen, als der Natur der Sache nach eigentlich geschehen müßte. Wenn aber schon viele Männer und Weiber die Gabe haben zusammen zu leben, ohne die Ordnung der Gesellschaft auf eine sichtbare Art zu verletzen, so fehlt's doch allen solchen Ehen an Reiz und an nachmaliger Zufriedenheit. Uneinigkeit, Verdruß müssen sehr oft, und die langweiligste Gleichgültigkeit allezeit die Gefährtinn solcher Ehepaare seyn; und dann kann man sich noch wundern, daß man über viele unglückliche Ehen klagt!

Ja dieß wird oft bis zu der Schändlichkeit getrieben, daß es Männer giebt, welche ohne die allergeringste Zuneigung Geschöpfe heirathen, die unmöglich auch die geringste Neigung erwecken können; und zwar blos ihres Geldes oder anderer eigennützigen Absichten wegen, die sie dadurch

Schändlichk. der Männer, welche sich ein Weib als Sklavin kaufen, die auch nicht d. geringste Neigung [illegible] [illegible] sich haben.

erreichen. Und wenn ſich ein Negerſklave ſelbſt um eine gewiſſe tägliche Portion Branntwein an einen Herrn verkaufte, ſo würde ich ihn für ein edles Geſchöpf gegen einen ſolchen Menſchen halten. Denn was würde jener verkaufen? und an wen? Seine Handarbeit an ein klügeres und alſo höheres Weſen, als er ſelbſt iſt. Der Mann aber, der blos nach Gelde freyt, der verkauft ſein ganzes Weſen; ſeine Empfindungen: er verkauft das herrlichſte, was die Natur den Menſchen gab, Liebe nämlich und ihre Freuden, um von einem ſchwächern Geſchöpfe emporgehoben zu werden, das eigentlich er beſchützen und ernähren, das ſich ihm ergeben und ſein Eigenthum ſeyn ſollte. Ich nehme hier doch noch den Fall an, wo ein ſolcher Handel blos niederträchtig und deshalb höchſt verächtlich iſt; nämlich wenn der Mann, der ſich verkauft, es ehrlich meynt, und ſeine übernommnen Knechtspflichten ſo gut als möglich zu erfüllen ſucht. Wenn aber bey dieſem Kaufcontracte gar Betrug herrſcht; wenn der Sklav ſeinen Herrn hintergeht, und ſich vor-

ſetzt,

fehlt, ſeine größere Kraft dazu anzuwenden, um ihn ſelbſt zum Sklaven zu machen; ſo iſt offenbar jener der boshafteſte und undankbarſte Schurke, der auf Gottes Erdboden lebt, und gewiß einer ärgern Strafe werth, als Kartuſch: denn der beſtahl die Leute doch nur einmal, und ließ ſie dann laufen. Ein ſolcher Betrüger beſtiehlt aber nicht nur das Weib, das er nimmt, auf die allerliſtigſte Weiſe, ſondern macht ſie auch noch ihr Lebelang unglücklich.

Was von dem Einwurfe zu halten iſt, daß doch manchmal aus Liebe geſchl. Ehen unglückl. ausfallen.

Iſt aber Liebe ein ſo nothwendiges Erforderniß bey der Ehe? Sieht man nicht manche aus wahrer Leidenſchaft geſtiftete Ehe unglücklich werden? Dagegen frage ich aber: ob dadurch, daß nicht alle aus Liebe geſtiftete Ehen glücklich ausfallen, bewieſen werden kann, daß wahre Liebe dazu unnöthig ſey? Das beweiſet weiter nichts, als daß es unglückliche Gemüther giebt, welche auch die vortheilhaften Einflüſſe der Liebe nicht im Stande ſind, auf dem Wege des Glücks zu erhalten; daß es veränderliche, wankelmüthige Menſchen giebt, die heute ſo und morgen

anders empfinden, und wie das Thier ihren Empfindungen immer gemäß handeln. Will man aber hieraus folgern, daß es besser wäre, Ehen ohne Liebe zu schließen: so will ich nach eben dieser Logik beweisen, daß es besser wäre, sich die Augen ausstechen zu lassen, weil es einige sehr vergnügte Blinde, und dabey manche Menschen giebt, die mit zwey Augen sehr unglücklich leben.

Erscheinung, welche häufig anderen wegen blos interessirter Absicht geschlossenen Ehen entsteht.

Vermögen kann zu dem Vergnügen des Menschen viel beytragen, das gebe ich zu. Allein den Ehestand macht es nicht glücklich. Daher sieht man auch so viele Menschen unter uns, die in jedem andern Verhältnisse sehr vergnügt sind, aus diesem aber nicht die geringste Zufriedenheit schöpfen. Eben daher entsteht auch, und besonders in den feinern Klassen der Welt, ein Phänomen, das sehr sonderbar ist. Es wählen sich nämlich verheirathete Personen andre Gegenstände ihrer Liebe, denen sie so treu bleiben, als wenn sie mit ihnen verheirathet wären. Besonders thun dieses Weiber, und suchen sich

einen Liebhaber zu erwerben, mit dem ſie ſehr ordentlich leben. Dieſer wird dann der Freund des Hauſes. Der gleichgültige, andre Vergnügungen ſuchende Mann, der von und durch ſeine Frau das erhalten hat, was er wollte, läßt dieß ganz geduldig geſchehn. Dieſe Verbindungen, die durch ihre Veranlaſſung und durch ihre Dauer alle die Ehrwürdigkeit erhalten, deren geſetzwidrige Verbindungen nur fähig ſind, und die alſo auch bey manchen löblichen Eigenſchaften beſtehen können, zeigen von der Gutartigkeit ſolcher Weiber, und wie ſehr dieſe fähig geweſen wären, untadelhafte Frauen zu werden, wenn ſie Männer bekommen hätten, von denen ſie wirklich wären geliebt worden.

Nach dem, was ich beobachtet habe, wage ich es zu behaupten, daß unter zwanzig Weibern, die man jetzt mit Recht der Untreue, oder andrer ſchlechter Betragen in der Ehe beſchuldigen kann, kaum eine ſeyn würde, die nicht alle Pflichten ihres Standes genau und heilig beobachtet hätte, wenn nicht entweder Gleichgültigkeit, eine ſchnöde

Aus Rouſſeau's Beyſpielen erwieſen werden, daß gemeiniglich die Männer ſelbſt Schuld an d. Laſterhaft. Betragen ihrer Weiber ſind, wenn ſie ſich einem ſolchen überlaſſen.

Begegnung, oder andre Umstanden des Mannes, Anlaß zu ihren Verirrungen gegeben hätten. Man glaubt es nicht, wie ungerecht wir gegen die Weiber verfahren, und welche Selbstverläugnung wir von ihnen verlangen, so daß wir sie ganz unbarmherzig tadeln, wenn sie dieselbe nicht äußern. Dieß deutlich aus einander zu setzen, ist schwer, und würde eine Umständlichkeit erfordern, die ich doch nie bis zur Vollständigkeit treiben könnte. Ich müßte mich dabey in die geringsten Umstände des ehelichen Umganges einlassen, da die Veranlassungen des Unfuges in der Ehe oft aus sehr geringscheinenden, sehr geheimen Ursachen entspringen, die kein beobachtendes Auge erforschen, sondern die interessirten Personen allein erklären können. Ich habe mich also entschlossen, meinen Satz durch ein Beyspiel zu erläutern, das ein jeder meiner Leser kennen wird, und das ihm Anlaß geben kann, die Ehen um ihn her, in welchen über das Weib bitterlich geklagt wird, eben so zu prüfen, wie ich bey diesem Falle thun werde, wodurch er

gewiß die Richtigkeit meines Satzes einſehn wird. Dieſes Beyſpiel wird nicht aus der großen Welt genommen ſeyn. Ich habe ſchon geſagt, warum es ein unglücklicher Einfall iſt, wenn man über die Weiber ſchreibt, daß man blos die Weiber von der großen Welt vor Augen hat. Da ſind alle Verhältniſſe durch Macht, durch Reichthümer, durch die ſeltſamſten Vorurtheile verſchroben. Die große Welt ſey wie ſie will; iſt ihr Betragen böſe, ſo enthält es nichts als Troſt und Freude für diejenigen, die keine Mitglieder derſelben ſind, und die der Himmel alſo vor jenen Seele und Herz, und mithin wahre Glückſeligkeit verderbenden Verhältniſſen verwahrt hat. Iſt es gut, ſo zeigt es die herrlichen Anlagen, die Gott der menſchlichen Natur gegeben hat, daß auch dieſe Quellen des Verderbens nicht vermögend geweſen ſind, ſie zu zerſtören. Mein Beyſpiel ſoll genommen ſeyn, nicht nur aus dem goldnen Mittelſtande, ſondern der Mann iſt noch dazu aus der Klaſſe der edelſten, erhabenſten Menſchen, der Weiſen, der Gelehrten; daß

Weib aber aus der niedern und unausgebildeten, in welcher man am deutlichsten die Anlagen der Natur sieht. Hier hat man dem Weibe abscheuliche Dinge Schuld gegeben, die offenbar nicht wahr sind, von denen ich aber außerdem zeigen will, und wenn sie auch unbezweifelt wahr wären, daß sie alle durch das Betragen des Mannes wären veranlaßt worden. Ein auffallenderes, ein lehrreicheres Beyspiel kann ich, meiner Meynung nach, nicht wählen. Die Personen, die mir es liefern, sind Rousseau und seine Frau.

Bezeugung meiner höchsten Verehrung f. Rousseaun als Schriftsteller.

Nur ein Wort noch, ehe ich mich an die etwas weitläuftige Auseinandersetzung desselben begebe. Als Schriftsteller hat Rousseau keinen größern Bewundrer, als eben mich. Es ist auch kein Mensch mehr davon überzeugt, daß die Leser eines großen Schriftstellers seinen Charakter und seine Handlungen gar nicht in Anschlag bringen dürfen. Was geht uns, die wir in den Schriften jenes großen Mannes Wahrheit suchen und finden, das an, was er that; da er

an andern Orten und zu andern Zeiten lebte, als wir? Alſo gar nicht, um Rouſſeau's erhabne Verdienſte zu verkleinern, werde ich hier ſeinen moraliſchen Charakter aus einander ſetzen; ſondern weil er mir ein in ſeiner Art einziges Beyſpiel darbietet, um zu zeigen, wie ſehr ungerecht man die Unordnungen in der Ehe betrachtet, wenn man ſie im Allgemeinen den Weibern aufbürdet; wobey ich freylich nicht umhin werde können, auch anzumerken, wie ſonderbar die Menſchen in Beurtheilung der Charaktere andrer, vermöge ihrer eignen Leidenſchaften und Vorurtheile verfahren. Dieß gehört zwar eigentlich nicht zu meiner Abſicht: allein es zeigt ſich doch dadurch, wie geneigt wir Männer ſeyn müſſen, die Weiber ungerecht zu beurtheilen; und hat alſo immer eine ziemlich nahe, obſchon nur mittelbare, Verbindung mit meiner eigentlichen Abſicht.

Man muß annehmen, daß Rouſſeaus Bekenntniſſe lauter wahre Thatſachen enthalten.

Ich gehe von dem Grundſatze aus, daß Rouſſeaus Bekenntniſſe lauter wahre Thatſachen enthalten. Wollte man das läugnen, ſo wäre es

angeführten Thatſache durchaus wahr ſind; denn ſonſt wäre er allein dadurch offenbar d. verächtlichſte Betrüger.

ſchon dadurch ausgemacht, daß er der elendeſte Betrüger von der Welt geweſen iſt, indem er unter den heiligſten Betheurungen das für lauter Wahrheit ausgab, was er wiſſentlich für Unwahrheit erkannte. Wenn man aber das annimmt, ſo ergiebt ſich's augenſcheinlich, daß Rouſſeau in ſeinen jüngern Jahren ein Menſch ohne alle moraliſche Grundſätze geweſen iſt. Bey zunehmendem Alter ward er ein Phantaſt, der alle moraliſchen Regeln in Beziehung auf ſich unter ganz entſtellter Form erblickte, ſich nach ſeinen Leidenſchaften ein Ideal von Tugend ſchuf, worin er ſich hinein paßte, um ſich in ſeinen eignen Augen als einen höchſt tugendhaften Menſchen aufſtellen zu können, ob er gleich immer alle wahren Geſetze der Tugend und der Vernunft, ja ſogar die ſich ſelbſt gemachten, wiewohl immer mit entſchuldigenden Sophiſtereyen übertrat. Endlich ward Rouſſeau von Eitelkeit und Hochmuth immer mehr verzehrt, und er verfiel dadurch in den letzten Zeiten faſt in eine Art von Wahnſinn.

Von Voltären erzählt man viele Geschichten, die ganz gewiß falsch sind. Indeß wenn sie auch alle wahr wären, so sind sie doch bloße Kleinigkeiten gegen Rousseau's Missethaten. Voltärens Eitelkeit war manchmal kindisch, und immer zu klein für einen solchen Mann, das ist gewiß. Aber Rousseau's Eitelkeit war noch viel kindischer, und sein Hochmuth so ungeheuer, daß er ihm alle gesunde Vernunft raubte. Nun bedenke man, wie diese beiden Männer von ihren mehresten Zeitgenossen sind geschildert worden. Der eine als ein Höllengeist, der andere als ein Engel des Lichts.

Beweis der ungerechten Art, wie man in der Welt v. Menschen urtheilt, aus den Urtheilen, die über Rousseau nu Voltaire gefällt worden sind.

Voltäre nahm ganz natürlich den Lohn seiner Arbeit an, (worunter ich alle Pensionen und Geschenke von Fürsten und andern Großen rechne; denn was waren diese wohl anders?) und brachte dadurch so viel zusammen, daß er wirklich unabhängig leben konnte. Sein Zweck war, das zu stürzen und auszurotten, was er für Aberglauben hielt. Um dieß zu thun, ohne sich unglücklich zu machen, mußte er den Mächtigen,

Rousseau's kindische Eitelkeit wird aus seiner Geschichte mit d. Prinzen von Conti erwiesen.

in einem Lande, wo man mit der Baſtille ſogleich bey der Hand war, oft ſchmeicheln, und das that er auch; aber aus der Ferne. Mit andern vornehmen Leuten ging er anſtändig um; allein er machte ihnen nicht, ſondern ſie ihm die Aufwartung. Rouſſeau hingegen affektirte unabhängig leben zu wollen; Große und Mächtige zu verachten; keine Geſchenke anzunehmen: und doch lebte er beſtändig in dem Hauſe irgend eines Großen, folgte ihnen immer; nahm auch allerdings immer Geſchenke von ihnen an, wenn anders Wohnung, Hausgeräthe, u. d. gl. ſo heißen können; wenn ihm aber die hochmüthige Laune aufſtieg, ſo wollte er wieder keine haben. Daß er den Großen ſchmeichelte, iſt aus dem einzigen Umſtande gewiß, daß er mit ihnen umging. Nur darin lag der Unterſchied, daß ſeine Art zu ſchmeicheln nicht die gewöhnliche war. Will man den deutlichſten Beweis ſeines Verfahrens hiebey, und zugleich davon ſehen, wie innig alle Vorurtheile der allerkindiſchſten Eitelkeit in ſeine Seele hineingewebt waren; (nicht ein einziger

dieſem nur ähnlich kommender Zug findet ſich in allen Werken Voltärens) ſo leſe man folgende Stelle S. 152 im zweiten Bande ſeiner letzten Confeſſions, Généve. 1789. *) „Mitten „unter dieſen gelehrten Neckereyen — erhielt ich „die gröſte Ehre, die mir die Wiſſen„ſchaften verſchafft haben, und die mich am in„nigſten gerührt hat; nämlich den zweymaligen „Beſuch, den der Prinz von Conti die „Gnade hatte mir zu vergönnen. Ich „führte ihn auf mein Dachſtübchen, und er ſetzte „ſeinen Gnadenbezeigungen gegen

*) Um bey dieſer Unterſuchung mit diplomatiſcher Genauigkeit zu verfahren, will ich die wichtigen Stellen in der Urſprache verſetzen. Au milieu de ces petites tracaſſeries ſubalternes — je reçus le plus grand honneur que les lettres m'ayent attiré, et auquel j'ai été le plus ſenſible, dans la viſite que Mr. le Prince de Conti daigna me faire par deux fois, etc. — J'y conduiſis le Prince (au donjon) qui pour comble de graces, voulut que j'euſſe l'honneur de faire ſa partie aux échecs.

„mich dadurch die Krone auf, daß „er verlangte, ich sollte die Ehre haben „mit ihm Schach zu spielen.“ So schreibt Rousseau, nicht etwa in einem Zeitungsblatte, wo dergleichen Ausdrücke Curialstyl sind, nicht etwa in einem Briefe an einen Freund, der allenfalls hätte gezeigt werden können: und auch da wären diese Wendungen schon sehr stark: sondern in einem aus dem Herzen geschriebenen Buche, das sein Innerstes ausdrücken, und erst nach seinem Tode herauskommen sollte. Und wie zeigt sich da dieses Innerste? Als das, eines nach Beyfall der Großen schmachtenden, und einen unvernünftigen Werth auf Titel, Rang, Geburt und äußern Glanz setzenden Menschen. Welche erstaunlich kleine Seele zeigte da nicht Rousseau! Ein Mensch mit wahrer gesunder Vernunft würde ungefähr so geschrieben haben: „Man hatte dem Prinzen von Conti viel von „mir und meinen Schriften vorgeschwatzt, die „er weder lesen noch verstehen konnte. Hätte „er das gekonnt, so hätte er mich gewiß nicht

„besucht, und dadurch, so viel an ihm lag, ihren
„Eindruck verstärkt: denn er hätte alsdenn ein-
„sehen müssen, daß, sobald diese Schriften einen
„allgemeinen Beyfall erhielten, so würde das
„ganze Prinzenwesen seiner Endschaft nahe
„seyn. Dieser Prinz also hatte Langeweile,
„wie das gar oft geschieht; und um diese ein
„wenig zu vertreiben, ließ er sich zu mir hin-
„führen, damit er doch auch einmal das zwey-
„beinige Murmelthier sähe. Die Langeweile
„trieb ihn sogar zweymal zu mir; aber auch da
„wußte er, wie natürlich, nichts gescheutes an-
„zufangen, deshalb verlangte er, ich sollte Schach
„mit ihm spielen. Deutlicher konnte er es doch
„wohl nicht beweisen, daß er ganz unfähig war,
„mich zu beurtheilen, und einen solchen Schritt,
„als den mich zu besuchen, aus einer vernünfti-
„gen und ihm Ehre bringenden Absicht zu thun?
„Denn mir konnte dieser Besuch in keinem
„Falle Ehre bringen. Meine Ehre liegt weit
„über den Wirkungskreis irgend eines Fürsten;
„sie besteht nämlich in dem Beyfalle der Welt,

„in der Wirkung meiner Schriften zur Beleh-
„rung und Besserung meiner Mitmenschen, bis
„zu einer spätern Nachkommenschaft.“ Der Beyfall eines Mannes von Einsichten und von Kopf, er sey ein Prinz oder nicht, ist immer ehrenvoll für einen Schriftsteller, das gebe ich gern zu. Aber das war der Prinz von Conti gewiß nicht, denn wer hat je etwas von ihm gehört: und wahrlich, da es Prinzen so leicht ist, sich hervorzuthun, wenn sie nur einige Fähigkeiten besitzen, so ist der Schluß untrüglich, daß diejenigen, von denen man nichts hört, unbedeutende Menschen seyn müssen. Es sind es ja wohl manchmal die, von denen man viel hört. Außerdem zeigt sein bloßes Betragen gegen Rousseau, daß er gar nicht fähig war, einen solchen Mann zu beurtheilen. Wenn ein Fürst einen Gelehrten wirklich schätzt, so besucht er ihn nicht, sondern nimmt ihn zu sich, und lebt mit ihm. Kann er ihn aber nicht habhaft werden, und muß sich mit dem Besuchen begnügen, so spricht er mit ihm, so lange er kann. Wenn er ihm aber be-

fehlt, mit ihm Schach zu spielen, so muß jeder einsehen, daß der Prinz ein höchst bornirter Mensch ist; und wenn es der Gelehrte nicht selbst einsieht, so ist er von kindischer Eitelkeit und von läppischen Vorurtheilen über Rang und Titel völlig geblendet.

Hierauf erzählt nun Rousseau: Er habe dem Prinzen, trotz aller Winke der Umstehenden, die Schachpartieen abgewonnen, und sey dann aufgestanden, und habe, sich verneigend, mit gravitätischem Ansehn gesagt: „Ich schätze Ihro „Durchl. zu hoch, als daß ich Ihnen nicht jede „Partie abgewinnen sollte.“ Dieß ist nun einer von den Zügen des Rousseauschen Heldenmuthes, und dafür giebt er ihn auch hier aus. Was ist es aber im Grunde anders, als eine verborgne und etwas sonderbare Art zu schmeicheln? Denn was gehörte für Muth dazu, dem Prinzen von Conti eine Partie Schach abzugewinnen? Wäre er auch böse darüber geworden, so hätte er doch weiter nichts thun können, als daß er nicht wieder gekommen wäre; und das that er ja ohnes

hin nicht. Uebrigens müßte er einen noch sehr geschränktern Verstand gehabt haben, als es uns erlaubt ist, ihm selbst nach dieser Geschichte zuzuschreiben, wenn er nicht eingesehen hätte, wie viel Verstand mehr bey einem Fürsten dazu gehört, Schmeichler zu verachten, als die oft gar nicht mit Verstand verknüpfte Fähigkeit zu haben, sehr gut Schach zu spielen; und wie viel größer also das Lob war, das ihm Rousseau beylegte; denn dieser sagte dem Prinzen eigentlich: „Sie „besitzen zwar nicht das eitle und kleinliche Ver„dienst, besser Schach zu spielen, als ich: allein „den Scharfsinn besitzen Sie, Schmeichler zu „unterscheiden, und den noch viel erhabnern „Edelmuth, keine um sich haben zu wollen.“ Das heißt recht: sich mit dem Freyheitssinne vor dem Geschmeichelten blähen.

Diese Geschichte wird allein hinlänglich beweisen, daß Rousseau's Eitelkeit ganz ohne allen Vergleich kindischer war, als Voltären seine. Ob das, was Voltäre jemals Böses gethan haben

ben mag, mit den Vergehungen Rouſſeau's beſſer verglichen werden kann, wird die Folge zeigen. Ich berufe mich indeß keklich darauf, zum Beweiſe, wie ungerecht die Menſchen überhaupt urtheilen können; und ſchreite daher zur Unterſuchung des Rouſſeauſchen ſo falſch geſchilderten Eheſtandes.

Rouſſeau lernt in Paris, in dem Hauſe wo er ſpeiſet, ein armes Mädchen kennen, das ihm gefällt. Er beredet es, ſich ihm zu überlaſſen, und mit ihm zu leben. Rouſſeau nimmt in Paris ein Mädchen zu ſeiner Beyſchläf.

Das Mädchen hatte eine Mutter, die Rouſſeau ſehr arg ſchildert, bey welcher aber ein unbefangner Menſch weiter nichts ſehen wird, als eine ganz ehrliche Frau von ſchlechtem Stande und Erziehung, bey welcher deshalb, und wegen ihrer Armuth, Habſucht einen Hauptzug ihres Charakters ausmacht, und die alles, was ſie bekommen kann, für gute Preiſe hält, wenn es nur nicht geſtohlen iſt. Daß ſie indeß für den Beyſchläfer ihrer Tochter keine große Ergebenheit haben konnte, (und wenn jener es mit die-

ſie noch ſo ehrlich meynte, da dieſes eine Sache iſt, die ein Dritter unmöglich beurtheilen kann) läßt ſich leicht begreifen. Mit dieſem Worte erklärt ſich vieles ſehr natürlich, und ohne alle Strafwürdigkeit von Seiten dieſer Frau. Wenn Rouſſeau wie ein ehrlicher Mann ihre Tochter geheirathet hätte, ſo wäre ſie gewiß ganz anders gegen ihn geſinnt geweſen. Das Laſter bringt aber natürlich ganz andre Verhältniſſe hervor, als die Tugend, und die Folgen davon hat ſich nur derjenige zuzuſchreiben, der jenes veranlaßt hat.

Das Mädchen ſchildert uns Rouſſeau ſelbſt als ein ſehr gutherziges Geſchöpf. Th. 1, S. 127 ff. und alles beweiſet einem Unbefangnen, daß ſie es war, wie man in der Folge noch deutlicher ſehen wird.

Er zeugt mit ihr fünf Kinder, u. ſchickt ſie alle fünfe in das Findelhaus zu Paris.

Rouſſeau mochte etwa zweyunddreißig Jahr alt ſeyn, als er ſich mit dieſem Mädchen einließ. Er lebte damals ganz luſtig in Paris. Einige Zeit nachher wird dieſe Perſon ſchwanger. Er beſchließt, das Kind ins Findelhaus zu geben,

Doch ich will lieber alle Stellen, die dieſen Punkt betreffen, aus ſeinem Buche ſelbſt hieher ſetzen. Sie werden am deutlichſten reden. Thl. 1, S. 154. *) „Dieſes“ (nämlich die Reden ſeiner Tiſchgenoſſen über ſolche Materien) „ſteckte „mich an; ich bildete meine Denkungsart nach „der, die, wie ich ſahe, unter ſehr liebenswürdigen und im Grunde ganz ehrlichen Leuten „herrſchte; und ich ſagte zu mir ſelbſt: Da „das Landesſitte iſt, ſo kann man ja wohl darnach handeln, wenn man darin lebt; das iſt „gerade das Mittel, das ich ſuchte. Ich entſchloß mich alſo dazu, luſtig und wohlgemuth, „ohne mir das geringſte Gewiſſen daraus zu „machen. Die einzigen Skrupel dieſer Art,

*) Cela me gagna: je formai ma façon de penſer ſur celle que je voyois en régne chez des gens très aimables et dans le fond très honnêtes gens; et je me dis: puiſque c'eſt l'uſage du pays, quand on y vit, on peut le ſuivre; voilà l'expédient que je cherchois. Je m'y déterminai gaillardement, ſans le moindre ſcrupule et

„die ich zu besiegen hatte, waren von Seiten „Theresens, und es kostete mir alle mögliche „Mühe sie zu bewegen, in dieses einzige Mit„tel, ihre Ehre zu retten, einzuwilligen. Ihre „Mutter besorgte noch die Unruhe von kleinen „Kindern, und vereinigte sich daher mit mir, „und so ließ sie sich bereden. — Im folgenden „Jahre ereignete sich dieselbe Schwierigkeit, „und ward dasselbe Mittel ergriffen, bis auf „das Zeichen noch, welches diesem Kinde beyzu„legen versäumt wurde. Ich meinerseits hatte „eben so wenig Nachdenken darüber, und von „Seiten der Mutter war derselbe Widerwille „dagegen. Sie gehorchte mit bitterm Wehmuth.

le seul que j'eus à vaincre, fut celui de Thérèse, à qui j'eus toutes les peines du monde, de faire adopter cet unique moyen de sauver son honneur. La mère, qui de plus craignoit un nouvel embarras de marmaille étant venue à mon secours, elle se laissa vaincre. — L'année suivante même inconvenient et même expédient, au chiffre près qui fut negligé. Par plus de réflexion de ma part, pas plus d'approbation de celle de la mère. Elle c'est en

„Man wird nach und nach ſehen, welche Verän-
„derungen dieſes unſelige Verfahren in meiner
„Denkungsart und in meinen Schickſalen her-
„vorgebracht hat.“ — S. 182 will er ſein Betragen in Anſehung ſeiner Kinder rechtfertigen, ohngeachtet er hier eben die Quelle davon angab, nämlich Leichtſinn. Darüber ſagt er folgendes. „Wenn ich meine Gründe herſetzen wollte, ſo
„müßte ich zu viel ſagen. Da ſie mich haben
„verleiten können, ſo würden ſie wohl manche
„andre verleiten. Ich will die jungen Leute, die

gémiſſant. On verra ſucceſſivement toutes les viciſſitudes que cette fatale *) conduite a produites dans ma façon de penſer, ainſi que dans ma deſtinée. — p. 132. Si je diſois mes raiſons j'en dirois trop. Puiſqu' elles ont pu me ſéduire elles en ſeduiroient bien d' autres: je ne veux pas expoſer les jeunes gens qui pourroient

*) Dieſes Wort iſt unüberſetzbar, obſchon deſſen Wahl äußerſt merkwürdig iſt. Fatal heißt auf Franzöſiſch eigentlich jedes durch das Schickſal beſtimmte traurige Ereigniß. Hierdurch ſcheint Rouſſeau die entehrende That ans Schickſal, und nicht auf ſeine böſen Neigungen ſchieben zu wollen, und dieſe Entſchuldigung iſt eines Philoſophen nicht würdig.

„mein Werk leſen könnten, nicht der Gefahr aus-
„ſetzen, in denſelben Irrthum zu verfallen. Ich
„will blos erzählen, daß ich ſo völlig darin verſenkt
„war, daß, da ich meine Kinder der öffentlichen
„Erziehung überließ, weil ich ſie nicht erziehen
„konnte; da ich ſie beſtimmte, eher Handwer-
„ker und Bauern zu werden, als Ebentheurer
„und Glückeritter; ich die wahre That eines
„Staatsbürgers und eines Vaters zu thun
„glaubte, und mich für einen ächten Mitbürger
„einer platoniſchen Republik hielt. Mehr als
„einmal hat mir hernach die Wehmuth meines
„Herzens geſagt: ich bleue mich geirrt; allein
„weit gefehlt, daß meine Vernunft eben ſo zu

me lire à ſe laiſſer abuſer par la même erreur. Je me contenterai de dire qu' elle fut telle, qu'en livrant mes enfans à l'education publique, faute de pouvoir les élever moi même; en les deſtinant à devenir ouvriers et payſans, plutôt qu' avanturiers et coureurs de fortune, je crus faire un acte de citoyen et de père, et je me regardai comme un membre de la république de Platon. Plus d'une fois depuis les regrets de mon cœur m'ont appris que

„mir geſprochen haben ſollte, habe ich eſt dem
„Himmel gedankt, daß er ſie vor dem Schick-
„ſale ihres Vaters, und auch vor dem Schick-
„ſale bewahret hat, welches ſie bedrohte, wenn
„ich wäre gezwungen worden, ſie zu verlaſſen.
„Hätte ich ſie an — gelaſſen, welche ihre Ver-
„ſorgung nach der Zeit, entweder aus Freund-
„ſchaft oder aus einem andern Grunde, überneh-
„men wollten; wären ſie dann glücklicher gewe-
„ſen? wären ſie dann wenigſtens zu rechtſchaffe-
„nen Menſchen gebildet worden? Das weiß ich
„nicht; allein ich weiß gewiß, daß man ſie be-
„wogen hätte, mich zu haſſen, vielleicht ihre

je m'étois trompé; mais loin que ma raiſon m'ait donné le même avertiſſement, j'ai ſouvent beni le ciel de les avoir garanti par là du ſort de leur père et de celui qui les menaçoit quand j'aurois été forcé de les abandonner. Si je les avois laiſſé à — qui, ſoit par amitié, ſoit par quelque autre motif ont voulu s'en charger dans la ſuite, auroient-ils été plus heureux, auroient-ils été élévé du moins en honnêtes gens? Je l'ignore; mais je ſuis ſûr, qu'on les auroit porté à haïr, peut-être à trahir leurs parens:

„Aeltern gar zu verrathen; es iſt tauſendmal
„beſſer, daß ſie ſie gar nicht kennen lernten.
„Mein drittes Kind wurde alſo in das Findel-
„haus gethan, und eben das geſchah auch mit
„den beiden folgenden, denn ich habe ihrer fünfe
„überhaupt gehabt. Dieſe Einrichtung ſchien
„mir ſo gut, ſo vernünftig, ſo gerecht, daß wenn
„ich mich nicht laut ihrer rühmte, ſo geſchah es
„blos aus Schonung für die Mutter. Allein
„ich ſagte es allen denen, die ich von unſrer Ver-
„bindung benachrichtigt hatte, — und das frey,
„aufrichtig, ohne irgend eine Art von Noth-
„wendigkeit, und da ich es leicht vor der ganzen

il veut mieux cent fois qu'ils ne les ayent pas connus. — Mon troiſième enfant fut donc mis aux enfans-trouvés ainſi que les premiers, et il en fut de même des deux ſuivans, car j'en ai eu cinq en tout. Cet arrangement me parut ſi bon, ſi ſenſé et ſi légitime, que ſi je ne m'en vantai pas ouvertement, ce fut uniquement par égard pour la mère; mais je le dis à tous ceux, à qui j'avois declaré nos liaiſons — et cela librement, franchement, ſans aucune eſpèce de néceſſité et pouvant le cacher à tout le monde. — Tout peſé je choiſis pour mes enfans le

„Welt verbergen konnte. — Nach reiflicher Ue„berlegung wählte ich für meine Kinder das Beſte, „oder was ich dafür hielt. Ich wünſchte, und „wünſche auch noch, ich wäre wie ſie ernährt und „erzogen worden. — Frau von F** ſprach mit „mir davon, das Jahr darauf, als ich ihr Haus „ſchon verlaſſen hatte. Das bewog mich, ihr ei„nen Brief zu ſchreiben, den man in meiner „Sammlung finden wird, und worin ich alle „Gründe angebe, die ich ſagen konnte, ohne die „Frau le Vaſſeur und ihre Familie zu beſchim„pfen: denn die entſcheidendſten entſprangen da„her, und die verſchwieg ich.“

mieux, ou ce que je crus l'être. J'aurois voulu, je voudrois encore avoir été nourri et élevé comme ils l'ont été. — Mde. de F— m'en parla l'année ſuivante, lorsque j'avois déjà quitté leur maiſon. Cela m'engagea à lui écrire une lettre, *) qu'on trouvera dans mes recueils, et dans laquelle j'expoſai celles de mes raiſons, que je pouvois dire ſans compromettre Mde. le Vaſſeur et ſa famille, car les plus déterminantes venoient de là et je les ta-

*) Dieſen Brief habe ich nicht finden können, und er iſt vermuthlich noch nicht gedruckt.

Aus dieser Stelle erhellt daß Rousseau's Tugend in bloßen Worten bestand.

Diese lange Stelle habe ich ganz hieher setzen müssen, damit der Leser im Stande sey, den ganzen Zusammenhang dieser Thaten des Genfer Bürgers einzusehn; und es ist nöthig, daß man ihn genau kenne, wenn man die erstaunliche Ungerechtigkeit, der gegen dessen armen Frau ausgestoßnen Kalumnien völlig fassen will. Es erhellt zwar daraus offenbar, daß Rousseau's Tugend, so wie die so vieler Schriftsteller, in bloßen Worten bestand; und daß er seine Einsichten dazu anwendete, um Andre, und auch so viel möglich sich selbst zu überreden, daß er seinen Leidenschaften fröhnen, und doch dabey tadellos bleiben könnte. Um indeß dieser so gewöhnlichen Verblendung ihre Kraft zu benehmen; um an einem großen Beyspiele die häßlichen Sophistereyen des menschlichen Herzens zu entdecken, muß dieses gegen alle Einwendungen dargethan werden.

Denn es ist [illegible] wo [illegible] dem [illegible] seine Mutter aufgesucht, als

Fürs erste also, wenn man schon in einem Lande gegen alle Vernunft die Augen so verschließt, daß man Findelhäuser darin anlegt; so ist es doch keinem ehrlichen Manne in der Welt er-

laubt, so lange er eine Möglichkeit erblickt, sein Kind zu ernähren; das heißt, so lange er, die Frau oder das Kind nicht in Gefahr sind, Hungers zu sterben, letzteres in ein Findelhaus zu thun. Denn ein ehrlicher Mann muß fühlen, daß wenn ein Vater das Recht hat, seine Kinder dem Staate, das heißt, den übrigen Mitbürgern aufzuladen, so haben sie es alle; und was wollte denn aus einer solchen Gesellschaft werden? Der Grund: wenn ich's nicht thue, so thut's ein Andrer, also will ich's nur thun; gilt gewiß bey keinem auch nur gewöhnlich ehrlichen Manne.

wenn er ganz unfähig ist, sie zu ernähren.

Ich will indeß von der menschlichen Schwachheit nicht zu viel fodern. Ein Philosoph, ein Lehrer der Tugend müßte sich freylich nicht in solche Fälle setzen; er müßte seinen Hang zur Wollust zähmen. Allein gesetzt, es behält einmal diese die Oberhand; und es kömmt für ihn einmal dahin, daß er Vater eines Kindes wird, welches er nicht ernähren kann, oder dessen Existenz er aus Schonung für die Mutter verbergen

Wenn es auch der menschlichen Schwachheit wegen verzeihl. wäre, daß ein Mann einmal in d. Fall käme, s. Kind ins Findelh. zu schicken, so darf er sich doch durch ins [illegible] mehrmal darin setzen.

will: Soll er da die Mittel nicht gebrauchen, die der Staat ausdrücklich deshalb für seine Bürger angelegt hat? Es sey dieß wo nicht recht, doch verzeihlich. Für Rousseau'n kann dieß indeß keine Rechtfertigung abgeben.

Rousseau war aber nie außer Stand Kinder zu ernähren.

Er war damals gar nicht außer Stand, Kinder zu ernähren; er ist es auch in seinem ganzen übrigen Leben nicht gewesen. Freylich muß man deshalb einem Theile seines eignen Genusses entsagen; aber das ist doch wohl die erste aller menschlichen Pflichten. Hätte sich Rousseau dazu entschließen wollen, so hätte er seine Kinder wohl erziehen können, zumal wenn er seine Kräfte ein wenig hätte anstrengen wollen. Man bedenke doch nur, was daraus werden sollte, wenn alle die, welche nicht ein beständiges, einfaches, und bis auf einen sich selbst zu bestimmenden Grad bequemes Auskommen haben, ihre Kinder ins Findelhaus lieferten. Der Mensch soll und muß hierin etwas auf Gottes Vorsehung trauen, die wahrlich dem ehrlichen und fleißigen Manne immer hilft. E. 23.

erzählt er, er habe einen Jahrgehalt, den man ihm angeboten hätte, ausgeschlagen. Diderot rieth ihm, denselben anzunehmen, und seine dort angeführten Gründe sind sehr gut. Es wäre in der That viel rechtschaffner gewesen, einen Jahrgehalt anzunehmen, und seine Kinder selbst zu erziehen, als sie in eine solche Mördergrube, wie ein Findelhaus, zu werfen. Aber so dachte Rousseau nicht. Zwar wäre es immer höchst strafbar gewesen, wenn ihn auch die Liebe zur Unabhängigkeit bewogen hätte, ihr die heiligsten Pflichten aufzuopfern. Allein auch diese bewog ihn nicht dazu, Wohlthaten auszuschlagen: denn er hat immer welche empfangen; immer abhängig gelebt. Nur das wollte er immer thun, was Aufsehn machte; diese Leidenschaft bewog ihn, das Jahrgeld und tausend andre Mittel, nicht der unmenschlichste Vater zu werden, auszuschlagen.

Auch der Vorwand seines Mädchens Ehre zu schonen, den er hier angiebt, ist ganz nichtig. Er lebte öffentlich mit ihr. Alle Personen, wel- Der Vorw. seiner Beyschlaf Ehre zu schonen, ist nichtig.

[illegible]

che die le Vasseur und Rousseau'n kannten, wußten ja wohl von selbst, auf welchem Fuße sie mit einander standen. Höchst ungerecht und absurd ist die Beschuldigung, die er Th. 1, S. 135 gegen seine Freunde vorbringt: daß sie nämlich das ihnen von ihm freymüthig und ohne Noth anvertraute Geheimniß des Schicksals seiner Kinder ausgeplaudert hätten. In der Welt ist es erst durch seine eignen Schriften nach seinem Tode recht bekannt worden. Unter seinen Bekannten aber konnten doch fünf Schwangerschaften nicht verborgen bleiben. Und wenn dann bey einem schwangern Mädchen kein Kind zum Vorschein kömmt, so braucht man ja wohl den Leuten nicht erst zu sagen, was man damit angefangen hat.

Die Rousseauische Lust ist wahrer Kindermord, und die [illegible] Wiederholt, [illegible] macht sie [illegible] ganz entsetzlich.

Diese fünf Schwangerschaften sind es auch eigentlich, die Rousseau's Verbrechen wirklich abscheulich machen. Einmal läßt sich ein ehrlicher Mann vielleicht von seinen Sinnen überraschen, ohne die Folgen davon zu bedenken; aber dann, wenn das so schreckliche Folgen hat, so

lenkt er ein, bricht den Umgang ab, und giebt nicht Anlaß zu neuen Vergehungen. Eine fünfmalige Wiederholung deſſelben Verbrechens iſt aber was entſetzliches. Denn das Verbrechen iſt kein geringeres, als wahrer Kindermord. In No. 83 der Göttingiſchen allgem. Staatszeitung von 1790 lieſt man folgendes. „Seit zehn „Jahren ſind 95,000 Findelkinder in das Pari„ſer Findlingshaus aufgenommen worden, wo„von 11,632 geſtorben, und 11,363 noch leben; „von denen man aber noch 7000 rechnen kann, „die aus Mangel an Pflege ſterben werden.“ Es bleiben alſo von eilf Kindern nur eins am Leben, in dieſer ſchrecklichen Anſtalt. Wer alſo auch zehn Kinder hineinbringt, hat keine Wahrſcheinlichkeit vor ſich, daß auch nur eins aufkomme; der mordet ſie alſo alle zehn; wie viel mehr kann man das von dem behaupten, der ihrer fünfe hineinbringt. Würde man nicht denjenigen einen Mörder ſeiner Kinder nennen, der ſie in ein Haus ſchickte, wo er wüßte, daß die Peſt wüthet; und welche Peſt kann mehr

Schlachtopfer hinrichten, als dieses schreckliche Haus? Kann man wohl sagen, Rousseau habe das nicht gewußt? Allein wenn ich es wissen kann, der ich so weit von Paris lebe, wie viel leichter konnte es Rousseau wissen, der sich dort aufhielt, und so viel klüger und gelehrter war als ich? Will man aber annehmen, daß er es nicht wußte, weil er sich nicht darum bekümmerte; welchen moralischen Charakter mag man wohl dem Manne zuschreiben, der seine Kinder, die armen hülflosen Geschöpfe, an einen Ort hinthun kann, ohne darnach zu fragen, wie sie da gehalten werden?

Rousseau's Widersprüche in seiner Vertheidigung über die Ursachen, warum er diese That begangen hat.

Aus dem Gemische dessen, was Rousseau über diese seine That sagt, kann man durchaus nicht recht klug werden; es herrschen darin die lächerlichsten Widersprüche. Der erste ist der, daß er schreibt, er wollte seine Gründe nicht sagen, damit Andre nicht verleitet würden, so zu handeln als er. Indeß sollen sie doch in einem Briefe stehn, den man in seinen Sammlungen finden wird; außer einigen blos individuellen,

[illegible]

die er als die wichtigsten schildert, aber aus Schonung für seiner Frauen Familie verschweigt; (denn immer hat er zu allem die feinsten, zärtlichsten und edelsten Beweggründe.) Die waren es aber gerade, die er, wenigstens in den Bekenntnissen, recht gut sagen konnte: denn die konnten, als blos individuelle Verhältnisse, niemanden verleiten, und seine Bekenntnisse sollten erst lange nach seinem, und folglich nach der le Vaseurschen Familie Tode erscheinen. Da man aber die andern noch finden wird, so konnte er sie ja eben sowohl gleich hieher setzen. Man sieht, daß hierin gar kein Zusammenhang ist. Der zweite Widerspruch bestehe darin, daß er seinen Entschluß, sein erstes Kind auszusetzen, den Reden zuschreibe, die seine Tischgenossen führten, und dann uns vorschwatzen will, er habe alle seine Kinder aus tiefdurchdachten Gründen ausgesetzt. Wie reimt sich das zusammen? Wenn die Gründe so erstaunlich wichtig waren, so brauchte es jenes Geredes nicht: und wenn dieses wirkte, daß er glaubte, was in Paris unter

ehelichen Leuten so mode wäre, könne ein ehelicher Mann auch wohl thun; so möchten die Gründe so stark eben nicht seyn.

Will man aber durch den Stand ein wenig hindurch sehen, den der leidenschaftliche Sophist sich und den Lesern in die Augen zu streuen sucht, so läßt sich das ganz leicht erklären. Der Rousseau, der noch ganz schlechtweg als ein unmoralischer Mensch, welcher sich durch seine Talente emporzuschwingen hoffte, in Paris lebte, setzte seine ersten Kinder vermöge eben des unmoralischen Leichtsinns aus, der alle seine Handlungen begleite. Allein der Rousseau, der gefunden hatte, daß die Cabale in Paris zu mächtig war, und er zu wenig Gewandtheit hatte, um als ein Fremder durchzudringen, und sich so hoch als er wünschte emporzuheben; der also in eben der Rücksicht eine ganz andre Rolle, nämlich die eines singulären Menschen, eines verfolgten Helden der Tugend, zu spielen beschloß: dieser Rousseau, sage ich, hatte noch immer zu wenig Selbstüberwindung, um keusch zu leben, und zu viel Egois-

muß, um ſich ſeiner Kinder zu erbarmen, und ſie nicht in ein Haus zu werfen, wo ſie unter der Folter des Hungers und des Elends den Geiſt aufgeben mußten: allein er mußte nun Gründe aufſuchen, um dieſe That zu rechtfertigen.

Die Gründe will er nicht ſagen, und ſagt ſie doch. Es ſind aber die nichtigſten von der Welt, und darunter keiner nichtiger als der, daß er beſorgte, er würde ſie nicht moraliſch gut bilden können. Denn fürs erſte kann der beſte Erzieher, unter den anſcheinenden günſtigſten Umſtänden, nicht mit Gewißheit ſagen, was aus ſeinen Zöglingen wird. Es können ſich Begebenheiten ereignen, die das ſchönſte Erziehungsgebäude über den Haufen werfen, und aus dem, der ein Cato werden mußte, einen Kartuſch machen. Zweitens iſt es der ärgſte jeſuitiſche Probabilismus, wenn man es für erlaubt hält, eine wirklich böſe Handlung zu begehen, um ein ſelbſt wahrſcheinliches Uebel zu vermeiden. Daß dieß aller geſunden Moral zuwider läuft, konnte einem

unter den Gründen die er vorbringt, um es zu rechtfertigen, iſt keiner thörichter als der, daß er ſie nicht hätte moraliſch gut erziehen können.

Manne wie Rouſſeau nicht unbekannt ſeyn. Drittens, was hinderte ihn denn, ſeine Kinder Bauern und Handwerker werden zu laſſen, wenn er meynte, daß ſie ſo beſſer und glücklicher ſeyn würden? Er ſetzte ſich ja über ſo viele Vorurtheile weg, ſo konnte ihn doch wohl hier nicht die Furcht für dasjenige zurückhalten, vermöge welchem ein Vater ſeine Kinder nach ſeinem Stande erziehen muß. Viertens erboten ſich ſogar andre Leute, das Wohl ſeiner Kinder über ſich zu nehmen. Da er ſie ins Findelhaus that, übergab er ſie nicht der Pflege andrer Leute? Und durch welche Eingebung konnte er wiſſen, daß ſie in dieſer ihren Händen beſſer daran ſeyn würden, als in jener? Wer ſieht hier nicht den eigenſinnigen, hochmüthigen Mann, der niemanden offenbar verpflichtet ſeyn will, und um dieſem Hochmuthe zu fröhnen, lieber ſeine Kinder dem ſichern und marternden Tode des Findelhauſes übergiebt, als ſie Freunden oder wohlthätigen Perſonen anvertraut?

Mit zwey Zügen will ich dieſes Gemälde des Rouſſeauſchen moraliſchen Charakters beſchließen, die ihn völlig in ſeiner Blöße darſtellen werden. Er ſagt in ſeinen Bekenntniſſen, er habe ſich ſeiner Beyſchläferinn enthalten, um nicht mehr in den Fall zu kommen, ſeine Kinder ins Findelhaus zu ſchicken. Wenn man aber bedenkt, daß er letzteres ſchon fünfmal gethan hatte; wer kann eine ſolche Enthaltſamkeit dieſem Grunde zuſchreiben? Wer muß nicht glauben, daß er ihrer entweder überdrüßig war, oder daß ſich überhaupt der Hang zur Wolluſt bey ihm gelegt habe? Indeß iſt er nicht nur ſo eitel, ſich dieſe That zum groſſen Lobe anzurechnen, ſondern menſchenfeindlich genug, dieſem Umſtande eine Verringerung der Liebe ſeiner Thereſe zu ihm zuzuſchreiben, von der ſich nicht die geringſte, wirkliche Spur zeigt; denn ſie giebt ihm immer noch die deutlichſten Beweiſe der vollkommenſten Ergebenheit. Wer könnte es indeß wohl ſonderbar finden, wenn eine Frau, der ihr Mann fünf Kinder wider ihren Willen gemordet hätte, es

Zwey Züge, wodurch das Gemälde des Rouſſeauſch. Charakt. vollendet wird.

nun andern Urſachen als ſeinen Tugendſerupeln zuſchriebe, daß er nicht mehr Luſt hätte Anlaß zu geben, ein ſechstes und ſiebentes zu morden, und wenn ſie ihm deshalb weniger geneigt würde?

In der angeführten Stelle ſchreibt Rouſſeau ferner: Sein Herz hätte ihm zwar oft geſagt, er habe ſich in den Gründen ſeines Kinderworts geirrt; ſeinem Verſtande hätte aber dieſes niemals eingeleuchtet. Dieſer alſo ſoll ſein Verfahren immer gebilligt haben. O Sophiſt! O mitten in deinen lächerlich aufrichtigen Bekenntniſſen, aufgeblaſner Rechthaber! der du dir hier das Compliment machſt, du beſäßeſt ein ſo zartes Herz, daß es dir ein Verbrechen aus dem mache, was Vernunft und überlegende Tugend gut heißen! Sagte dir die Vernunft nicht, daß eine böſe Handlung nicht begangen werden darf, um ein zukünftiges noch ſo wahrſcheinliches Uebel zu vermeiden? Sagte ſie dir wenigſtens nicht, daß der, der ſich phyſiſch oder moraliſch unfähig findet, Kinder aufzuziehn, keine zeu-

gen darf; und daß ein im Schlamm der Wollust ſo ganz verſenkter Menſch, der ſeine Lüſte auch da nicht bezähmen kann, wo er ein wahres Verbrechen vor ſich ſieht, ein, des Namens eines tugendhaften und vernünftigen Mannes ganz unwürdiges Geſchöpf iſt? Wahrlich, wenn deine Moral in der Welt gelten ſollte, ſo wäre es wohl ſehr leicht, ein Muſter hoher Tugenden zu werden! Und eine ſolche Moral kannſt du uns predigen? Und wir ſollen glauben, du verſtündeſt das Ding nicht beſſer? Du, mit deinem göttlichen Genie, der du die Moral dein Lebtage ſtudiert und gelehrt haſt? Wir ſollen glauben, daß deine Bekenntniſſe, mit aller ihrer Aufrichtigkeit, nicht Maske, obſchon ſehr feine Maske ſind? Daß ſie nicht eine dir ſelbſt errichtete Trophäe ſeyn ſollten, wodurch du dich der Welt noch nach deinem Tode, als ein ganz beſondres moraliſches gutes Weſen ſchildern willſt, ob du es gleich nie wareſt, und ob du dir gleich dieſes innerlich ſelbſt geſtehen mußt? Das, ſage ich, ſollten wir glauben, wenn du tauſend Gründe angiebſt, um das größte bei-

ner Verbrechen zu rechtfertigen? wenn du dabey den Kunſtgriff brauchſt zu ſagen: ich will meine Gründe verſchweigen, ſie möchten Andre verleiten; als wenn du noch viel wichtigere hätteſt: und wenn du dir nicht ein einzigesmal die ganz natürliche Frage aufwirfſt, die dem einfältigſten Menſchen dabey einfallen muß: „Aber warum „zeugte ich Kinder, wenn ich ſie weder ernähren „noch erziehen konnte?“ Rechtfertige dich erſt darüber, guter Freund, dann wollen wir das Uebrige hören.

Anmerkung, warum hier der Rouſſeauiſchen Verth. u. Sophiſten so genau aus einander gelegt werden.

Hier möchte mir wohl mancher zurufen: „Aber warum eiferſt du ſo gegen Rouſſeau'n? „Was hat dir der Mann gethan, daß du ihm „noch im Grabe ſeine Verbrechen mit ſolcher „Bitterkeit vorwirfſt?“ Nichts beweget mich dazu, als Begierde nützliche Wahrheiten zu ſagen. Erſtlich zu zeigen, falls es auch wahr wäre, daß Rouſſeau ein böſes Weib gehabt hätte, daß ſein eigen Betragen kein beſſeres verdient hätte, indem es durch ihn dazu geworden wäre. Denn welche gerechtere Urſache, einen Mann zu verab-

ſcheuen, könnte wohl eine Frau haben, als die: daß er ſie, und zwar fünfmal, zur Mutter machte, und ſie jedesmal zwang, ihr Kind einem faſt ſichern Tode zu übergeben? Wäre ſie ihm eine immer verfolgende rächende Furie geworden, wer könnte ihr das verargen? Das iſt es aber noch nicht alles, was ich hier beabſichte. Ich ſehe, daß geſunde Moral in den tiefſten Verfall gerathen iſt. Alle Begriffe darüber ſind verſchroben. Täglich erblicke ich Leute, die ihre erſten Pflichten verſäumen, und ſich, vermöge ich weiß nicht welches ſelbſtgemachten Syſtems, für Muſter von Tugend halten. Die Hauptpflichten des menſchlichen Lebens kommen gegen Hirngeſpinnſte in Vergeſſenheit. Ueberall findet man Beyſpiele von Criſpinſcher Tugend, die den Gerbern das Leder ſtahl, um den Armen Schuhe daraus zu machen. Dieſen Irrthum habe ich recht deutlich zeigen wollen. Ich habe dazu ein glänzendes und recht auffallendes Beyſpiel gewählt: ein Beyſpiel, wodurch dieſe Verwirrung der moraliſchen Begriffe und zwar ganz beſonders deshalb

befördert wird, weil eine Menge von Schriftstellern, aus Vorliebe zum Gegenstande, ihr gerade hier das Wort reden.

Ungerechte Beschuldigungen gegen Rousseau's Weib.

Wenn man blos auf die Schriften Rousseau's sähe, so fände sich gar keine Ursache, weder dessen Verbindung unter die unglücklichen, noch die Person, mit der er sie einging, unter die bösen zu zählen. Allein seine Bewundrer, und eine Dame von der großen Welt, die für gut befunden hat, sich unter diese ben zu mischen, haben ihr den Ruf des bösesten Weibes, das man sich denken kann, zuwege gebracht. Es ist unglaublich, welche Verschwörung gegen sie gleichsam gemacht zu seyn scheint, um ein schändliches Gerücht über das andre von ihr zu verbreiten, und wie man diese Gerüchte in Büchern aufzeichnet, durch ganz Europa ausposaunet, und so gut man kann verewigt. Die Verfolgung, die ihr Mann träumte, die ist wirklich gegen sie ergangen. Er selbst glaubte, daß man ihn doch nur heimlich als boshaft, stolz und närrisch schildern wollte, um ihn vor der Welt lächerlich zu machen. Sie

aber ſchildert man öffentlich als das beſchaſteſte und laſterhafteſte Geſchöpf auf Erden. Die Freunde und Anhänger Rouſſeau's erzählen als etwas entſetzliches, daß ſeine Widerſacher ſein Monument zerkratzt und verunreinigt haben; ſie aber thun etwas meines Erachtens noch viel entſetzlicheres; ſie bedecken mit Schimpf und Schande eine noch lebende Perſon. Dieſe iſt zwar von geringem Stande: allein glaubt man, es könne auch einer geringen Perſon gleichgültig und ohne böſe Folgen für ſie ſeyn, wenn man ſie in den Augen von ganz Europa öffentlich brandmarkt? Wahrlich, wenn die Thatſachen, die Rouſſeau's Freunde erzählen, nicht völlig erwieſen ſind, ſo läßt ſich ihr Verfahren nicht mit dem reimen, was die Billigkeit erfordert. Allein im Grunde ſind dieſe Thaten nicht nur alle unerwieſen, ſondern großentheils erwieſen falſch, und da müßten ſich die erſten Verbreiter dieſer Gerüchte billig ein Gewiſſen daraus machen, ſo gegen das arme Weib verfahren zu haben.

Der einzige Vorwurf, den selbst ein für Rousseau parteyischer Leser als ausgemacht annehmen kann, ist der, den er ihr hie und da in seinen Bekenntnissen macht: daß sie nicht mit ganzer Seele an ihm gehangen, sondern, wenigstens so lange ihre Mutter bey ihnen lebte, dieser noch immer selbst gegen ihn heimlich ergeben gewesen sey. Gesetzt, es sey wahr; gesetzt dieser Mangel an gänzlicher Ergebenheit habe gedauert bis an das Ende des Rousseauschen Lebens, so ist es offenbar nicht ihr, sondern sein eignes Verschulden. Das will ich hernach zeigen.

Daß sie nicht mit ganzer Seele an ihm, und noch an ihrer Mutter gehang. habe.

Die andern Vorwürfe sind alle aus der Luft gegriffen; man findet in den Bekenntnissen auch nicht eine Spur davon. Ich will sie hier nur nach der Reihe durchgehen, und dann zeigen, daß wenn sie alle auch wahr wären, so müßte bey jedem Rousseau'n allein die Schuld beygemessen werden; daß sie aber auch alle gar keinen hinlänglichen Grund haben.

Dieser würde eben so wie die andern Vorw. ganz einem beyzumessen kom, wenn sie auch alle gegründet wären. Sie sind aber alle falsch.

Es wird also ferner dieser armen Frau Schuld gegeben, sie habe das Mistrauen ihres

Dieses Vorw. Mistrauen gegen das

Mannes gegen das ganze Menſchengeſchlecht, ſeine tollen Vorſtellungen von Gott weiß welchem Complot gegen ihn aufs ſorgfältigſte verſtärkt. Davon werden zum Beweiſe ein paar Geſchichtchen erzählt, ohne daß doch irgend ein bekannter Mann als Gewährleiſter deshalb angeführt werde.

ganze Menſchengeſchlecht veranlaßt haben.

Man rückt ihr auch noch bitterlich vor, daß ſie nach Rouſſeau's Tode einen andern Mann geheirathet hat. Dieſes iſt nun wahr. Allein ſeit wann iſt es ein Verbrechen, ſich zum zweytenmale nach dem Tode eines Mannes zu verheirathen? Sind denn alle Anhänger Rouſſeau's von der Sekte der Monogamiſten? Wie wunderlich iſt doch eine ſolche Anklage!

Sie hat einen and Mann nach ſeinem Tode geheirathet, weil es aber gar nicht ſtrafbar iſt.

Allein ſie ſoll auch während des Lebens ihres Mannes mit dem Menſchen, den ſie nachher geheirathet hat, einen ſträflichen Umgang unterhalten haben! Ja, man ſagt, Rouſſeau hätte dieß ſogar entdeckt, und ſich deshalb ſelbſt ums Leben gebracht. Trunken von affektirter Bewunderung gegen dieſen großen Landsmann ihres

Sie ſoll aber noch während Rouſſ. Leben mit dieſem M. unterhalten, u. dadurch veranlaßt haben, daß erſterer ſich das Leben genommen.

Vaters, (nach deſſen Grundſätzen ſich dieſer doch im Grunde ſo wenig gebildet,) und in der Hofnung als Hoheprieſterinn dieſer Gottheit Aufſehn zu machen, hat Frau von Stael die Unbarmherzigkeit, eine ſo entſetzliche Beſchuldigung, gegen eine noch lebende Perſon vorzubringen. Wenn der Niedrige die Geſetze gegen den Vornehmen leicht in Wirkſamkeit ſetzen könnte, ſo dürfte dieſe Tochter Neckers, ſo eine böſe That nicht ungeſtraft begangen haben. Ein unter uns mit Recht geſchätzter Schriftſteller hat dieſer Beſchuldigung widerſprochen, zwar mehr um Rouſſeau'n von dem Vorwurfe eines Selbſtmordes zu retten, als um deſſen Frau zu rechtfertigen. Den Tadel, den auch er gegen ſie vorbringt, kann ihm zwar niemand übel auslegen, denn Rouſſeau's Bekenntniſſe waren noch nicht gedruckt, als er ſchrieb, und er mußte dem damaligen allgemeinen Gerüchte Glauben beymeſſen. Allein anjetzt wird er vermuthlich anders denken, und mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß, geſetzt Rouſſeau hätte ſich ſelbſt

das Leben genommen, ſo wäre das doch ein geringes Verbrechen gegen den eingeſtandnen fünfmaligen Kindermord. Ich wünſchte indeß, daß er die arme verfolgte Frau ſelbſt laut rechtfertigte. Mich däucht, je gröſſer ſein Ruhm, je ſtärker ſeine Beredſamkeit iſt, je mehr iſt er ihr dieſe Gerechtigkeit ſchuldig. Um indeß recht zu zeigen, wes Geiſtes Kind dieſe Frau von Stael iſt, ſo ſagt ſie noch, Rouſſeau's Frau habe ihn bewogen, ſeine Kinder in die Mördergrube, die man Findelhaus nennt, zu ſchicken. Daß aber dieß eine ſchändliche Verläumdung ſey, wiſſen wir aus Rouſſeau's eignem Zeugniſſe; und ſo iſt's alſo auch das Uebrige.

Die kranke Beredſamkeit gegen dieſe Frau bringt der Graf von Barrüel vor: ihre Kinder ſeyen nämlich nicht Rouſſeau's geweſen ſeyn.

Toller macht es indeß niemand in dieſem Punkte, als ein gewiſſer Graf von Barrüel-Beauvert, der eine Vie de J. J. Rouſſeau, Londres, 1789. herausgegeben hat. Dieſer muß gewiß geglaubt haben, daß ihm eine Schrift, wo er Rouſſeau'n bis im Himmel erhübe, ein groſſes Anſehn geben würde, daher hat er auch die ſeltſamſte verfertigt, die ſich nur denken läßt.

Ob er der Mann ſey, der Rouſſeau's wahre Größe zu empfinden im Stande iſt, kann man daraus beurtheilen, daß er in dieſer Schrift eine andre von ihm an das franzöſiſche Volk anführt, worin er für die Privilegien des Adels ſtreitet, und verlangt, daß Edelleute ein goldnes Kreuz tragen; daß keine weitre Erhebung in den Adelſtand ſtatt finden, und daß man ein heraldiſches Tribunal einſetzen möge. Zwar ſagt er an einem andern Orte, in allem, was er bisher geſchrieben hätte, ſey kein Menſchenverſtand geweſen, und ich beſorge, auch dieſes Buch mache hierin keine Ausnahme. Er ſchreibt noch hier S. 70 an einen Freund des Herrn Mercier: „Herr Mercier, den Sie an mich „präſentirt haben, welches ich Ihnen „vielen Dank weiß, iſt ſo gefällig geweſen ꝛc. *) — Der

*) Man ſehe im angef. Buche S. 70, wo es heißt: Mr. Mercier — que je vous ſais un gré infini de m'avoir procuré, a eu (nicht la bonté, l'amitié, oder la condeſcendance) ſondern l'obligeance etc. Er ſetzt wohl dieſer Graf ſeine Worte, um der

Der Graf von Barrüel, der Herrn Mercier an sich, und Herr Mercier, der sich an den Herrn Grafen präsentiren läßt, scheinen mir beide sehr unwürdige Bewunderer des Schriftstellers Rousseau zu seyn. Indeß unterstützt dieser Graf nicht nur die verläumderische Aussage der Frau von Stael, in Ansehung des Antheils der armen Therese an dem Schicksale ihrer Kinder, sondern er sagt noch S. 115: „Diese unwidersprech„liche Thatsache wird von einem zwanzigjährigen „Freunde Rousseau's, einem Genfer, erhärtet.“ Wenn das wahr ist, so sieht man daraus, wie wenig sich die Freunde dieses Mannes ein Gewissen daraus machen, eine Unschuldige schändlich zu verläumden. Der Graf macht es aber, wie leicht zu denken, noch ärger. „Ich weiß sie,“ ruft er S. 391 aus, „diese Ursachen“ (warum Rousseau seine Kinder so behandelte) „die Rous-

hochgräflichen Würde nichts zu vergeben, daß er sogar ein neues und unfranzösisches macht, welches er seinem Stande gegen Herrn Mercier angemessen hält. Hat da nicht Rousseau einen herrlichen Schüler gebildet!

„seau verschweigt, um sich nicht in seiner Frau zu „beschimpfen, und man würde an der ersten, die „ich angeben könnte, genug haben: allein man „hat sie vielleicht schon errathen. — Wenn „Rousseau's Haushälterinn würdig gewesen „wäre, seine Frau zu werden, hätte sie sich „wieder verheirathet, während sie noch um ihn „trauerte, und sie daran hätte denken sollen, „ihm im Grabe zu folgen? Hätte sie geeilt, „den Namen, womit er sie geschmückt hatte, ge„gen den Namen von Gott weiß welchem Men„schen, der sich ihr darbot, zu vertauschen? — „Soll ich deutlicher reden? — Rousseau zeugte „keine Kinder." Wenn man nicht hundert Ursachen hätte, von der Vernunft dieses Schriftstellers eben nicht sehr vortheilhaft zu denken, so müßte man wahrlich sein Herz verabscheuen, das solche ganz grundlose Verläumdungen auszustoßen fähig ist.

Um nun recht zu zeigen, wie unbillig man die Weiber beurtheilt, so will ich alles, was man gegen die arme Rousseau vorgebracht hat, als

buchſtäblich wahr annehmen, und zeigen, wie der Mann an allem ſelbſt Schuld geweſen wäre; und ſie erſt dann rechtfertigen, um zu zeigen, wie, troz der ſtärkſten Veranlaſſungen zum Gegentheil, ſo viele Weiber dennoch gut bleiben: nur daß die Männer geneigt ſind, auf alle Weiſe die Folgen ihrer eignen Thorheiten und Laſter auf jene zu werfen.

lant. Maſch. enthielten, ſo hätte ſich doch Rouſſeau die Schuld ſelbſt beyzumeſſen.

Ich nehme alſo an, daß der Graf Barrüel richtig behauptet hat, Rouſſeau wäre auch nicht zu einem einzigen Kinde dieſer Perſon Vater geweſen. Um dieß mit einigem Scheine der Wahrheit annehmen zu können, muß man vorausſetzen, daß Rouſſeau unvermögend war. In welchem Lichte müſſen einem aber dann ſeine Bekenntniſſe erſcheinen? Zum wenigſten als das Werk eines Tollhäuslers. Das aber beyſeite geſetzt; wozu nahm er denn dieſe Perſon bey ſich? Blos als Haushälterinn? Dann hatte ſie ja gar keine Verpflichtungen gegen ihn. Ihre That iſt nichts anders, als die einer gewöhnlichen in Unzucht lebenden Weibsperſon. Aber das iſt

Erſtlich in Anſehung der Beſchuld. daß Rouſſeau zu keinem ſeiner angebl. Kinder Vater geweſen iſt.

unbegreiflich, wie ein ſolcher Freund der Tugend, als Rouſſeau, dergleichen ſchreckliche Sittenloſigkeit in ſeinem Hauſe duldete. Um dieß zu erklären, wird man nothwendig annehmen müſſen, Rouſſeau habe das arme Mädchen zu den Lüſten eines unvermögenden Wollüſtlings gebraucht. Allein alsdenn bleiben nicht nur wiederum ſeine Bekenntniſſe unerklärbar, ſondern Thereſens Ausſchweifungen müßten ihm immer zugeſchrieben werden. Was war natürlicher, als daß ihre durch ihn erhitzte Einbildungskraft, die von ihm nicht zu erhaltende Befriedigung bey Andern geſucht habe? Und überdem, unter welchem ſcheußlichen Lichte würde dieſe ganze Vorausſetzung nicht Rouſſeau'n darſtellen? Die Meynung wird alſo wohl die ſeyn: Thereſe lebte gleich vom Anfange ihres Umganges mit Rouſſeau'n ſo zügellos, daß dieſer ſich von ſeiner Vaterſchaft zu allen dieſen fünf Kindern nicht für überzeugt halten konnte. Wie unmöglich es iſt, in dieſer Vorausſetzung den Ausſpruch des Grafen zu rechtfertigen, iſt einleuchtend. Denn wo könnte er

denn das wiſſen, was Rouſſeau nicht, ja die Thereſe ſelbſt alsdenn kaum wiſſen konnte: ob er nämlich wirklich nicht der Vater eines einzigen von den Kindern war?

Daß Rouſſeau auch in dieſer Vorausſetzung ſchuldig war, die Kinder zu ernähren, iſt um ſo weniger zu bezweifeln, da er vor jedem Richterſtuhle in der Welt, nach der Geſetzgebung eines jeden Landes, dazu wäre verurtheilt worden. Allein das bey Seite geſetzt, ſo frägt ſich's: wußte er damals, als Thereſe ſeine Beyſchläferinn war, daß ſie es mit andern hielt, oder wußte er's nicht? Wenn er's nicht wußte, ſo hat er immer fünf Kindermorde begangen: Wenn er's aber wußte, welch ein Menſch muß er geweſen ſeyn, um mit ſo einer Kreatur leben, und ſie am Ende noch nach ſeiner Weiſe heirathen zu können? Auſſerdem wenn er's wußte, ſo verletzte ſie ja keine Pflicht gegen ihn, nach dem Ausſpruch, daß dem, der mit einer Behandlung zufrieden iſt, kein Unrecht dadurch geſchieht. Allein wenn er's nicht wußte, war denn das Weib nicht ſtroſſällig?

Nein! Was hatte ſie für Pflichten gegen ihn? Er war ja nicht ihr Ehemann, ſondern nur ihr Beyſchläfer. Daß er ſie unterhielt, war nicht mehr wie billig; dafür diente ſie ſeiner Luſt; aber dafür konnte er keine Treue von ihr verlangen. Die iſt nur der Preis desjenigen, der ſich einem Weibe ganz ergiebt, um ſie auch ganz zu erhalten. Das war aber Rouſſeau's Meynung gar nicht geweſen, ſich ſo an die le Vaß zu ergeben. Es iſt eine merkwürdige Stelle in den Bekenntniſſen, wo Rouſſeau davon ſpricht, daß Diderot ſein Wäſchermädchen geheirathet hatte, und ſagt: „Er that wohl, wenn er es „ihr verſprochen hatte; ich hatte dem meinigen „nichts verſprochen.“ Nein, Sophiſt! Diderot that wohl, und wenn er ihr auch nichts verſprochen hatte. Diderot, der ſo arm war als du; auf deſſen Charakter du ſo hämiſche Seitenblicke wirfſt; den ungerechte Beurtheiler tadeln, da ſie deine Tugend in Himmel erheben, war gewiß ein viel rechtſchaffnerer Mann als du, und wenn auch alles wahr wäre, was du von ihm

angewöhnest. Er erfüllte die großen Pflichten eines Gatten, eines Vaters; gesetzt er wäre dann auch neidisch auf dich gewesen, so ist das doch eine wahre Kleinigkeit gegen den, der nicht Gatte seyn will, und Kinder zeugt, die er hernach von sich stößt.

Was ist vom Concubinate überhaupt zu halten?

Dieß giebt mir Anlaß, einen wichtigen Punkt abzuhandeln, der in dieses Hauptstück recht eigentlich gehört; nämlich, was vom Concubinate zu halten sey. Es wird hoffentlich niemand von mir verlangen, weder daß ich glauben, noch daß ich behaupten sollte, die priesterliche Einsegnung mache die Ehe aus. Davon bin ich weit entfernt. Jede feyerliche, von den Gesetzen verordnete Handlung kann sie bewirken. Allein eine solche Handlung ist auch dazu nöthig. Und was ist der Erfolg davon? Es ist der, daß sie das Weib über ihr Schicksal beruhigt, indem es ihr die ganze Kraft der Gesetze leihet, um sie gegen den immer möglichen Wankelmuth des Mannes zu sichern. Dadurch kann auch der Mann allein ein Recht auf die Treue des Weibes er-

halten, indem er ihr die Mittel verſchafft, jedem entgegengeſetzten Reize zu widerſtehen. Dieſe Mittel ſind verſchieden. Sie beſtehn vorzüglich darin, daß erſtlich das Schickſal des Weibes unverbrüchlich mit dem des Mannes verknüpft wird; daß dieſes Schickſal gut iſt, und alſo die Furcht es zu verlieren groß werden muß; daß endlich das Gefühl von Ehre bey dem Weibe nicht erſtickt, ſondern vielmehr erhöht wird, und das bleibt allerdings ſtets das ſicherſte Verwahrungsmittel gegen das Laſter. Wenn alſo ein Mann ſich auf eine andre als die geſetzmäßige Art mit einer Frau verbindet, dann hat er ſich's ſelber zuzuſchreiben, wenn ſie in Laſter verfällt.

Umſonſt würde man behaupten wollen, von einem ehrlichen Manne könne ein Mädchen gewiß wiſſen, daß er es nicht verlaſſen werde, und ein ſolcher könne auch verlangen, daß es nach dieſer Gewißheit handle. Es kann dieſes kein Menſch von ſich ſelbſt behaupten. Wer iſt der Vermeßne, der ſagen könne, er wiſſe wie er morgen denken, und wie ſein Gedankenſyſtem

ihn morgen antreiben werde zu handeln? Millionen von Erfahrungen werden ihm beweiſen, daß ſeine Aeußerung thörichte Prahlerey iſt. Noch viel weniger kann es das Mädchen gewiß wiſſen, oder nur ein ſolch Zutrauen darauf ſetzen, daß es nach dieſem Zutrauen empfinden und handeln könne. Aus dieſem Verhältniſſe entſtehen jene Folgen ſolcher Verbindungen, die man ſo häufig in der Welt erblickt. Es kann keine Liebe zu einem Manne ſtatt finden, in welchen das Weib kein Vertrauen ſetzt. Nicht nur wird ein ſolcher bis aufs Blut ausgeſaugt, um ſo viel zuſammen zu ſchroppen, als man kann, weil man nicht weiß, wie lange die Herrlichkeit dauern wird; ſondern was man noch anders woher bekommen kann, wird auch nicht verſchmäht. Iſt aber das Mädchen zum Genuß gereizt, dann beweiſt ſie auch gar keine Betrachtung, ſich irgend einen, den ſie erlangen kann, zu verſagen. Alſo iſt in einer ſolchen Verbindung auf keine Art Treue zu erwarten. Das wäre aber noch beynahe das geringere Uebel. Das größte iſt

meines Erachtens dieses. Ein solches Mädchen, durch die höchste Noth gedrungen, strengt alle Kräfte der den Weibern so natürlichen Kunst, unser Innerstes kennen zu lernen, an, um ihren Launen durchaus zu studieren, und da ist alsdenn kein Mittel in der Welt, das sie unbenutzt ließe, um ihn nach und nach gänzlich zu unterjochen. Eine ehrliche Frau hält es bisweilen unter ihrer Würde, dergleichen Mittel anzuwenden; auch ist oft nöthig, um die völlige Unterjochung damit zu bewirken, daß man einen Gebrauch davon mache, den nur eine Dirne machen kann, die keine Ehre zu verlieren hat. Daher kömmt es so oft, daß Männer, die im Concubinate leben, weit ärgre Sklaven ihrer Beyschläferinnen sind, als es der frömmste Ehemann nicht ist, von dem die ganze Stadt sagt, daß die Frau bey ihm die Herrschaft führt; und gemeiniglich fühlen sie die ganze Last des Jochs, ohne es abschütteln zu können. Wem deshalb seine Glückseligkeit lieb ist, der wird nie eine solche Verbindung eingehen, und lieber das gemeinste Mäd-

chen gleich heirathen, als es zu seiner Beyschläferinn machen. Denn wenn er dieses hernach auch thut, so ist die feine Knospe der Ehre und der allgemeinen Achtung gebrochen; die böse Falte ist geschlagen, und es wird also dadurch selten sehr viel gebessert. Ich habe gesucht, hier die Männer von solchen Verbindungen durch ihr eignes Interesse abzuhalten, weil sie nie, als durch eine Art von Wunderwerk, anders als unglücklich für den Mann ausfallen können. Der rechtschaffne Mann, der Mann, der Moral kennt und achtet, wird indeß ohnehin nie darauf denken, der eingeführten Ordnung in der Gesellschaft, worin er lebt, zuwider zu handeln, und demjenigen, der die Tugend liebt, und ihr gemäß handeln will, brauchen dergleichen Gründe nicht vorgehalten zu werden. Aber freylich wirken die von der eignen Glückseligkeit hergenommenen Gründe stärker auf die mehresten Menschen, als diejenigen, die sich auf Pflicht beziehen, und deshalb mußte ich diese vorzüglich aus einander setzen.

Rousseau's Beyschläferin mußte ganz vorzüglich nach den Grundsätzen handeln, wornach leichtfertigen Frauenzimmer, vermöge ihrer Lage zu handeln pflegen.

Um nun wieder auf Rousseau's Beyschläferinn zu kommen, so sieht man leicht, daß sie gar nicht darauf rechnen konnte, daß er ihr treu bleiben, und sie nicht über kurz oder lang in den hülflosen Zustand zurückstoßen würde, woraus er sie gezogen hatte, um mit ihr seine Lust zu büßen. Ich biete sogar einem jeden Menschen in der Welt Trotz, eine einzige vernünftige Ursache anzugeben, warum Rousseau das Mädchen nicht heirathete, wenn es nicht darum geschah, um sie, wenn er wollte, wieder verlassen zu können. Er war doch wahrlich nicht von so hohem Stande, daß die Heirath mit Mademoiselle le Vasseur eine Misheirath gewesen wäre? Der Mann, der seine Kinder ins Findelhaus thut, zeigt sich nicht allein fähig, auch die heiligsten Bande zu übertreten, sondern auch noch ganz eigentlich gesonnen, sich die Wege immer offen zu halten, sein Mädchen los zu werden, wenn er es für gut findet. Wäre die Kalumnie der Frau von Stael, des Grafen von Barrüel, und jenes Genfers, eines zwanzigjährigen Freundes von Rousseau auch wahr, daß

nämlich Thereſe ſelbſt ihren Buhlen bewogen hätte, ihre zuſammen erzeugten Kinder ins Findelhaus zu ſchicken, ſo hätte ſie nichts gethan, als den natürlichen Trieben ihrer Lage gefolgt. Rouſſeau's verlaßne Ehefrau oder Wittwe konnte auf den Beyſtand ehrlicher Leute rechnen, um ihre Kinder zu erziehen, nicht aber Rouſſeau's Beyſchläferinn, wenn ihn auch blos der Tod von ihr geriſſen hätte. Ob alſo ſchon die Handlung an ſich ſtrafbar geweſen wäre, ſo hätte ſie doch bey ihr die Noth ſehr entſchuldigt, und die Schuld fiele immer ganz auf den zurück, der ſie in eine ſo traurige Lage verſetzt hätte.

Durch dieſe Lage wird ſie auch ganz wegen der Beſchuldigung gerechtfertiget, daß ſie Rouſſeau'n alle Menſchen verhaßt zu machen geſucht habe, um ihn ganz allein in ihre Gewalt zu bekommen. Es hat zwar dieſe Beſchuldigung nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit. In ſeinen Bekenntniſſen giebt Rouſſeau auch nicht den allerentfernteſten Anlaß dazu, ſie für gegründet zu halten. Seine Denkungsart hierin ſcheint ganz

Dadurch wird ſie ebenfalls gerechtfertiget, wenn ſie auch dazu beygetragen hätte, den Menſchenhaß Rouſſeau's zu erregen.

offenbar aus seinem eignen Herzen zu entspringen. Man sieht auch gar nicht ab, was sie könnte dazu bewogen haben. So lange sie und ihre Mutter Geschenke von Andern annahmen, heischte es ja ihr Vortheil, daß Rousseau unter Menschen lebte. Welch Höllenleben mußte für sie nicht außerdem die alleinige Gesellschaft eines grämlichen Mannes seyn! Sie mußte also natürlicherweise viel lieber sehen, daß ihr Mann in der Welt lebte, wo ihm seine großen Talente Beyfall, Bewunderung, Geld und Vergnügungen, ihr aber dieses alles mit verschafften. Indeß wenn es auch wahr wäre, daß sie so gegen ihn verfahren hat; was wäre es anders, als die natürliche Folge der Verhältnisse, worin Rousseau sie setzte? Sie handelte, wie alle solche Frauenspersonen handeln: sie studierte ihren Buhlen genau aus, um seine schwache Seite zu finden, und ihn dadurch gänzlich zu unterjochen. Dieß kann keinem andern als Rousseau selbst zugeschrieben werden.

Die einzige, durch Rousseau's eignes Zeugniß bestätigte Beschuldigung, die nämlich, daß sie ihrer Mutter im Grunde mehr anhing, als ihm, ist auch nichts weniger, als etwas Tadelhaftes. Denn da sie Rousseau nicht geheirathet hatte, wo hätte sie sollen Hülfe und Beystand suchen, als bey dieser Mutter, wenn er sie verließ? Deshalb mußte sie dieselbe wohl schonen, und zur Freundinn behalten. Soll ein Mädchen alle Familienbande zerreißen, um blos einem Manne anzuhängen, so muß er ganz und auf ewig ihr Mann seyn. Dann kann man das verlangen, und man erhält es auch gewiß. Ausserdem ist es aber nicht möglich, und der Natur der Dinge zuwider. Wenn Rousseau seine Therese geheirathet hätte, so hätte er sie können ganz zu sich nehmen, sie ganz von ihrer Mutter und ihren übrigen Verwandten, welche Taugenichtse gewesen seyn sollen, wegnehmen; denn wenn man ein Mädchen heirathet, so heirathet man deshalb nicht dessen ganze Sippschaft. Wenn man aber eine solche Verbindung schließt, wie

Derer auch wegen der Beschuldigung, daß sie ihrer Mutter mehr als ihm ergeben gewesen sey.

Rouſſeau, ſo muß man freylich die ganze Familie nehmen, weil ſich dieſe ſonſt dagegen ſetzen und einem tauſend Ungelegenheiten machen würde, falls ſie keinen Vortheil davon zöge. Und doch brachte es Rouſſeau dahin, daß er die Mutter los ward. Dieſer Punkt zeigt auch noch, um es im Vorbeygehn zu ſagen, wie ungegründet alles iſt, was Rouſſeau von den Bewegungsgründen ſagt, die ihn vermochten, ſeine Kinder ins Findelhaus zu ſchicken. Er behauptet nämlich, die Hauptgründe dazu hätten in der Mutter der Thereſe gelegen. Wenn das iſt, und ſein eigen Intereſſe machte es ihm möglich, dieſe Mutter von ſich zu entfernen; wie vielmehr hätte es ihm väterliche Liebe möglich machen müſſen, wenn er die empfunden, und nicht ein für alles andre außer für ſich gefühlloſes Herz gehabt hätte? Man ſieht aus allem, daß ſeine Reden hierüber lauter Sophiſtereyen ſind, deren Ungrund er ſelbſt fühlen mußte.

Ihre Rechtfertigungsſchrift, daß ſie

Die letzte Beſchuldigung gegen dieſe unverläumdete Frau wäre die, daß ſie kurz nach

dem

dem Tode ihres Mannes einen andern geheira-
thet, und wie einige ſagen, ſchon vorher mit letz-
term einen vertrauten Umgang gepflogen habe.
In der erſtern dieſer Handlungen liegt nichts
Strafbares. Rouſſeau war ein ſehr großer
Mann, und viele Weiber wären aus Stolz leicht
im Stande geweſen, einen ſo ehrenvollen Na-
men nicht verlieren zu wollen; aber man kann
niemanden eine Beſchuldigung daraus machen,
daß er einen ſolchen Stolz nicht empfindet. Es
dürfte immer noch die Frage ſeyn, welches die
beſſre Frau wäre: eb die, die einen ſolchen Stolz
beſitzt, oder die, deren Herz zärtlich iſt, und die
den eitlen Tand des Namens willig hingiebt,
um das Vergnügen einer ehelichen und geſetzmä-
ßigen wechſelſeitigen Liebe zu genießen. Alſo
bliebe nur der vorhergehende Umgang mit dieſem
Manne zu erläutern übrig. Auch da wird es
leicht ſeyn zu zeigen, daß auf alle Fälle die Schuld
lediglich an Rouſſeau'n ſelbſt lag.

nach ſeines Todes eines and. Mann genommen hat.

Wer eine tugendhafte Frau haben will, muß
nicht dabey ſelbſt anfangen ihre Tugend zu un-

und wenn ſie auch ſchon vorher mit

[illegible] [illegible] gehabt haben könne.

tergraben; oder wenn er dieß gethan hat, so darf er keinem als sich selbst beymessen, wenn die seinige es nicht ist. Rousseau hatte aber nicht nur erstlich seine Frau als bloße Beyschläferinn bey sich gehabt, und dadurch das feine Gefühl von Ehre bey ihr erstickt, sondern ihr noch praktisch gezeigt, daß man, um sich der Wollust zu überlassen, die Uebertretung der heiligsten Pflichten nicht scheuen darf. Wahrlich, wer seine Frau zum Kindermorde abrichtet, darf nicht klagen, wenn sie sich selbst, aus ähnlichen Trieben, zum Ehebruche entschließt.

[illegible] Ehebruch gewesen.

Aber war denn dieser Frau ihre That Ehebruch? War sie denn mit Rousseau'n wirklich verheirathet? Nein, das war sie nicht. Nachdem er mit ihr fünf Kinder gezeuget, und, wie gesagt, diese wider ihren Willen ermordet hatte, und sie beide schon ziemlich alt waren, so geht er einmal mit ihr und mit einem Freunde in ein Gehölz, um ihr da zu sagen: Er nehme sie hier im Angesichte Gottes und dieses Freundes für seine Frau an; und damit war die Sache fertig. Dieß

rechnet er als etwas sehr großes und heroisches, das ihm seine Beyschläferinn vielen Dank wissen mußte, an, weil er ihr nichts versprochen hatte. Man bemerke erstlich, daß entweder diese ganze Handlung nichts bedeutender Unsinn war; oder Rousseau hatte sich die ganze Zeit, bis zu diesem Augenblicke, für frey von aller Verpflichtung gegen die arme, bis in ihr Alter zu seinen Lüsten gebrauchte Therese betrachtet, so daß er sie alle Augenblicke verstoßen oder verlassen konnte. Denn jene Erklärung konnte ihn nur in seinem Gewissen verbinden, und diese seine Gesinnung hierüber andeuten. Nun saze man einmal, welches Gemüth zeigt das an, wenn ein Mann sich für berechtigt hält, eine Weibsperson, mit der er fünf Kinder gezeugt hat, sobald er will zu verstoßen, weil er ihr nichts versprochen hat; und wenn er ihr das als etwas sehr wichtiges, von ihrer Seite den größten Dank verdienendes anrechnet, daß er endlich die Verpflichtung über sich nimmt, sie nicht so hart zu behandeln? Indeß, da diese selbst keine ordentliche Ehe war, da die-

ſo der Frau in der Welt nicht die Achtung einer ordentlichen, rechtmäßigen Ehefrau verſchaffen konnte; ſo brauchte ſie ſich gar nicht als gebunden anzuſehen. Wenn man wie ein Thor in die Welt hinein handelt, ohne auf Geſetze, Sitten und Grundſätze der Perſonen zu ſehen, mit denen man zu ſchaffen hat, ſo iſt's eigne Schuld, wenn die Perſonen verkehrt handeln: oder vielmehr, ſie handeln nicht verkehrt; ſie handeln nach den üblichen Ideen in der Welt, die ſie allein kennen, und nicht nach den Grillen eines Thoren, aus deſſen Handlungsweiſe kein Menſch klug werden kann.

Wodurch ſollte auch Rouſſeau's Haushälterinn bewogen worden ſeyn, ihm treu zu bleiben? Wegen ſeiner groſſen Liebe zu ihr? Erzählt er uns nicht ſelbſt, er habe ſie blos animaliſch, nie aber wirklich geliebt? Er habe ſie ſo geliebt, wie etwa ein Hanehahn die Henne, mit der er auf einem Hofe eingeſperrt iſt. Sollte ſie durch ſeine eigne Zucht, Ehrbarkeit, Ergebenheit gegen ſeine Pflichten dazu vermocht werden? O weit gefehlt! Der beynahe funfzigjährige Rouſ-

ſeau wild ſterblich in die Gräfinn von H** verliebt. Dieſe iſt die Geliebte ſeines Freundes, des Grafen von St. Lambert. Die ganze Beſchreibung dieſer Liebe zeigt recht, wie ſehr alle moraliſchen Begriffe, in Rückſicht auf ſich ſelbſt, im Rouſſeauſchen Geiſte verſchroben waren, und wie er ſeinen Kopf bis zum unſinnig werden angeſpannt hatte, um alle Laſter begehen und ſich doch dabey für einen Tugendhelden halten zu können. Rouſſeau war ein großer, ein berühmter, ein ſingulärer Mann. Seine Eroberung mußte jedes Frauenzimmer in der Welt ſchmeicheln, ſo groß ihr Rang und ihre Tugend ſeyn mochte. Dieſes, verbunden mit jener Weichherzigkeit der Weiber gegen Männer, von denen ſie heftig geliebt werden, die ihnen oft theuer zu ſtehen kommt, mußte die Gräfinn bewegen, ihm gütig zu begegnen. Allein entweder der alte Geck war nicht mehr ſehr gefährlich, oder ihre Grundſätze waren zu feſt: kurz er verſuchte umſonſt alles mögliche, um ſie zu verführen. Sie widerſtand allen ſeinen Be-

mähungen. S. 174 ſagt er: „Ich bezeuge, ich „ſchwöre, daß, wenn ich ſchon, von meinen Sin„nen hingeriſſen, verſchiedentlich verſucht habe, „ſie treu es zu machen; ſo habe ich es doch nie„mals wirklich gewünſcht.“ Wer ſieht aber nicht das Lächerliche hievon ein! Wenn ſie nur einmal ſchwach genug geweſen wäre nachzugeben, ſo hätte die Sache in ſeinem Gemüthe eine ganz andre Wendung genommen. Im 2ten Theile, S. 17, prahlt er auch ſehr mit der Gemüthsruhe, womit er Abſchied von ihr nahm. Wahrlich, dazu gehört wohl eine große Geiſteskraft, endlich einmal ruhig bey einer Frau zu ſeyn, die man ſo oft umſonſt geſucht hat zu verführen! Doch ſeine thörichten Reden über dieſen Punkt bey Seite, ſo erhellt doch daraus, daß Rouſſeau's Thaten und Beyſpiel die Thereſe unmöglich bewegen konnten, ihm treu zu bleiben, da keine einzige wahre Pflicht es von ihr erfoderte.

Warum ich so weitläuftig mich bey dieſem Punkte aufhalte.

Alſo hätte ich nun bewieſen, daß wenn ſchon alle Beſchuldigungen, die der raſende Enthuſiasmus für Rouſſeau'n und der darunter ſich

maskirende Eigendünkel gegen dessen Frau nur habe ersinnen können, völlig wahr wären, so müßte man alles ihm und seinem unmoralischen Betragen als der Urquelle zuschreiben. Dieses habe ich weitläuftig, und recht con amore gethan, weil ich überzeugt bin, daß wenn man alle bösen Ehen in der Welt durchginge, man finden würde, daß bey neunzehn unter zwanzigen der Grund auf gleiche Weise in dem Betragen des Mannes liegt. Freylich handelt die Frau besser und edler, die sich durch des Mannes Fehler und Vergehen nicht verleiten läßt, aus dem Pfade der Vernunft und der Tugend zu wanken. Aber wer kann eine solche Vollkommenheit von allen Wesen eines Geschlechtes verlangen, wie wir doch thun? Und doch handeln viele Weiber auf jene edle, die gewöhnlichen Kräfte der Menschen übersteigende Art.

zählen. Habe, daß die Beschuld. gegen Rouß. zu aus wahr wären.

Das ist so wahr, daß wenn man dieses hier gewähl'te Beyspiel recht unpartheyisch betrachtet, so sieht man, daß es gerade zu dieser letztern Gattung gehört. Rousseau's Therese muß ein außer-

Wenn aber Th., daß ihrer Last, ist Rouß. Ar. ein gutes W. gewesen.

ordentlich gutartiges Geſchöpf geweſen ſeyn. Alles was Selbſtliebe nur ſtarkes in ſich faſſen kann, vereinigte ſich, um ſie zu bewegen ihre Kinder ins Findelhaus zu ſchicken. Allein ſie weigert ſich deſſen ſo ſtandhaft als möglich. Sie will lieber alles wagen, lieber Gefahr laufen, wenn ihr Buhle ſtirbt oder ſie verläßt, mit unbehülflichen Kindern ſitzen zu bleiben, als die armen Geſchöpfe zu verſtoßen. O große Kraft der Mutterliebe! Erſte, heiligſte Empfindung der Natur! Edle Seele, die du dich ſo gänzlich ihr überlieferſt! Wie verehrungswürdig biſt du! Dich zu beſiegen, dazu gehörte die vereinigte Kraft eines gefühlloſen Mannes, und einer eigennützigen Mutter! Auch ihre Zärtlichkeit für ihre Mutter, jene Ehrfurcht, der ſie nicht widerſtehen kann, zeugt ſehr von ihrer Herzensgüte. Ihre Anhänglichkeit und Ergebenheit gegen ihren Mann iſt bis in ſeinen Tod ganz unverändert geblieben, und er ſelbſt giebt ihr davon wiederholte Zeugniſſe in ſeinen Bekenntniſſen. Alles was man von ihrer ſchlechten Aufführung vorbringt, iſt offenbare

Verläumdung; denn Rouſſeau äußert hievon auch nicht das allergeringſte. Das einzige, was noch einigen Schein haben könnte, wäre, daß ſie ihn gegen die übrigen Menſchen aufgehetzt, und ihn bewogen hätte, ſie als ſeine Feinde anzuſehen. Es hat zwar dieſer Thatſatz kein einziges ſo begründetes Zeugniß für ſich, daß man es nicht füglich für eine ohne Grund vorgebrachte Sage halten könnte. Allein geſetzt man wollte auch glauben, einige der dießfalls erzählten Begebenheiten wären wahr, ſo iſt das doch noch lange nicht hinreichend, um die Frau deshalb einer böſen Abſicht zu beſchuldigen. Man weiß ſehr wohl, daß wenn ſich ein Menſch eine Narrheit feſt in den Kopf geſetzt hat, ſo iſt ihm nichts angenehmer, als wenn man mit ihm auf eine ihr gemäße Art redet, und daß er wild wird, wenn man ihr widerſpricht. Der Kranke in der Einbildung ärgert ſich über nichts mehr, als wenn man ſagt, er ſähe wohl aus. Was iſt nun natürlicher, als daß ein gutes, frommes, weichherziges Weib ihrem Manne nach ſeinem Sinne

verſchwatze, und auf die Art in der beſten Abſicht von der Welt unſchuldiger Weiſe ſeine Narrheit verſtärke? Wer dieß alles recht bedenkt, wer die Bekenntniſſe aufmerkſam lieſt, wird leicht einſehen, daß auch Rouſſeau ein viel beſſeres Weib hatte, als er es verdiente.

Reſultat dieſ. Hauptſtückes. Männer muſs ſich ihre Gattinnen bl. aus Liebe wählen.

Ich eile zum Reſultate und Schluſſe deſſen, was ich in dieſem Hauptſtücke aus einander geſetzt habe. Liebe des Mannes ſollte die Grundlage der Ehe ſeyn, und dieſe Liebe ſollte die des Weibes erwecken. So und nicht anders ordnete es der große Schöpfer der Natur. Eine Ehe ohne Liebe kann alſo nicht glücklich ſeyn. Ihre Vollkommenheit beſteht darin, wenn nur beide Theile nicht unglücklich werden. Da aber unter uns ſo viele Ehen ohne Liebe geſchloſſen werden, wie wäre es möglich, daß nicht eine ganze Menge derſelben unglücklich ausfallen ſollten? Verbannt erſtlich den Eigennutz aus dieſer Verbindung, ihr Männer, dann wird ſie gewiß bey weitem die mehreſten Menſchen beglücken. Der Mann und die Frau ſind nur alsdann an ihrem wahren

Platze, wenn jener dieſer alles übrige, ſie ihm aber Freude und Vergnügen ſchenkt Das iſt der Kraft des Mannes, und des damit verbundenen Stolzes würdig. Aber, ihr Männer, dann erniedrigt euch auch nicht ſo ſchändlich, aus eigennützigen Abſichten zu heirathen. Verlangt wenigſtens nicht, daß das Weib alsdann, wenn ſie euch das mehreſte gegeben hat, ſo gegen euch denke und handle, wie eine, die alles von euch empfängt. Sonderbar iſt es, daß der Verfaſſer des Buchs über die Weiber mit keinem Worte des Falles gedenkt, der heutzutage ſo gewöhnlich iſt, wo die Frau dem Manne eben ſo viel, und wohl mehr zubringt, als er ihr. Zufall iſt doch wohl bey ihm dieſe große Lücke nicht. Man ſtreiche alſo aus der Zahl der glücklichen Ehen alle die aus, die wegen intereſſirten Abſichten geſchloſſen werden, und damit dürfte wohl freylich die Hälfte der Ehen in Deutſchland aus dieſer Rubrik wegfallen. Allein durch weſſen Schuld? Lediglich durch der Männer ihre! Warum wählten ſie ſo? Warum ſuchten ſie Glückſeligkeit, wo keine iſt?

Mann aber auch ihr Vertrauen in der Ehe nicht verändern, u aus zärtl. Liebhaberie Despoten werden.

Wenn aber die Ehe aus Liebe geſchloſſen ward, wenn der Mann als Mann wählte, unabhängig von allen eigennützigen, nicht auf das Glück der Ehe geradezu gehende Abſichten; wenn er wirklich der Schutzherr und Erhalter ſeines Weibes und ſeiner Kinder iſt, ſo muß er deshalb nicht vergeſſen, daß ſeine Frau ein vernünftiges Weſen iſt, das ſich frey mit ihm verbunden hat, das ihm das wichtigſte gab, was ſie hatte; das einzige, was ihr die Natur zum Hingeben ſchenkte, nämlich ſich ſelbſt. Er, als das ſtärkere Weſen, muß auch großmüthig ſeyn, und das ſchwächere mit edler Schonung behandeln. Völlig ſeiner unwürdig wäre es, wenn er ſeine Stärke dazu mißbrauchen wollte, über dieß Weſen zu tyranniſiren. Er ſorge für ſeiner Frauen Zufriedenheit, für ihr Vergnügen, ſo wie für das ſeinige. Wenn alle Männer ſo dächten und handelten, ſo würden freylich deshalb noch nicht alle Ehen glücklich ſeyn, denn es giebt allerdings böſe Weiber, die es von ſelbſt nie, und immer bey jeder Lage und Behandlung ſeyn würden.

Allein es iſt eine ſehr allgemein verbreitete Eigenſchaft der Weiber, ſich nach ihren Männern zu bilden, und alſo kann man behaupten, bey einem ſolchen Verfahren würden gewiß die meiſten Weiber ſich bemühen, ihren Männern ſo ſehr als möglich nach Gefallen zu leben. Fällt indeß einem Manne das Loos zu, eine wirklich böſe Frau zu bekommen, dann und nicht eher iſt es Zeit, ſeine Kraft und die daher entſpringende Autorität zu gebrauchen, um ſie in den Schranken zu halten. Aber die Billigkeit erfordert auch, daß er ſich hüte, durch ſein eigen Betragen Fehler zu veranlaſſen, und dann noch drüber zu klagen, oder ſie zu ſtrafen, welches bey uns auf ſo mancherley Art geſchieht. Faſt alle Fehler der Weiber ſind Kleinigkeiten, oder laſſen ſich durch Klugheit und Feſtigkeit des Mannes in allen ihren verdrüßlichen Folgen ohne Geräuſch und Gewalt verhüten, außer ein einziger, und das iſt der Mangel an Sittſamkeit, an Zucht, an Keuſchheit. Von einem ſolchen Weibe muß ſich der Rechtſchaffne zu trennen ſuchen, denn mit der kann er nie

glücklich leben; wiewohl wenn uns nicht eigennützige Absichten blendeten, so würden nur wenige solche Weiber wählen; und der, den Liebe zum Golde zu einer solchen Wahl vermochte, der mag auch geduldig das goldne Geweih tragen, dessen er eben deshalb so würdig ist. Wenn indeß ein Mann ohne sein Verschulden an ein böses Weib gekommen ist, dann übe er Festigkeit und Entschlossenheit aus: nicht aber um ein gutes, ein vom Verlangen seine Pflichten zu erfüllen beseeltes Geschöpf zu zwingen, allem zu entsagen, sich gänzlich zu vergessen, und dies für seine Bequemlichkeit, für seine Kaprizen zu leben, er mag es behandeln, wie es ihm beliebt. Nichts ist niederträchtiger, nichts ist schändlicher, als ein solcher Gebrauch der Uebermacht.

Wenn die W. ihre hier auseinander gesetzten Rechte mit Gewalt behaupt könnte, so würden dies ie aufhören Rechte z. seyn, und das ganze

Den Weibern hier etwas zu sagen, halte ich fast für unnöthig. Sie wissen besser mit uns umzugehen, und sich, selbst bey dem wunderlichsten Manne, durchzuhelfen, als ich es lehren könnte. Ich habe ihre Rechte, ihre billigen und vernünftigen Ansprüche vertheidigt. Mir bleibt

nichts übrig als zu wünſchen, daß dieſes bey vielen Männern fruchte; daß dieſe es einſehn mögen, wie Billigkeit und Edelmuth es fordern, daß man die Weiber in dieſen Rechten ungekränkt laſſe; daß man ſie in der Ehe mit Schonung, mit Achtung, mit einer gewiſſen Art von Ehrerbietung behandle; daß der edeldenkende Mann die Geſetze der Galanterie in allen Verhältniſſen des Lebens als heilige Pflichten betrachte, die er darum nicht verletzen darf, weil ihm die Natur mehr körperliche Stärke ſchenkte. Indeß dadurch, daß ich die Rechte der Weiber aus einander ſetzte, konnte ich ihnen die Mittel nicht geben, ſie zu erttotzen. Hätte ich das aber auch gekonnt, ſo hätte ich es nicht gethan, denn dadurch hätten ſich alle Verhältniſſe geändert. Dann befänden ſich Mann und Weib nicht mehr in der Lage des Stärkern gegen den Schwächern, wo Edelmuth Schonung gebietet. Dann wäre ihre Verbindung ein Kampf zweyer gleich ſtarker Weſen, wobey Muth Widerſtand gebietet, und den Sieger Ehre erwartet.

Verhältniſſe ſich verändern.

Sanftmuth u. Tug und in allen Verhältnissen die einzigen Mittel zum höchsten mögl. Grade von Glücksel. für jedes W. in welcher Lage es auch seyn möge.

Es ist ein vortreflicher Schriftsteller deshalb getadelt worden, weil er in einem für das weibliche Geschlecht geschriebenen Werke voller schöner Ideen, wenn sie gleich hie und da stärker ausgedrückt seyn sollten, als es die Wahrheit erfordert, behauptet hat: der Zustand der Weiber sey nicht der glücklichste. Ich habe, däucht mir, dargethan, daß er Recht hat. Zwar hat ihnen die Natur Mittel gegeben sich zu helfen, das ist wahr, und auch recht gut. Allein es bleiben immer Nothbehelfe, und die Lage an sich bleibt allezeit nicht die angenehmste. Indeß hat dieser Schriftsteller eben so sehr recht, wenn er die Weiber dabey zur Geduld und zum Nachdenken ermahnt. Es ist dieß das einzige Mittel, ihre Lage, sie sey welche sie wolle, so erträglich als möglich zu machen. Fallen sie einem guten, vernünftigen, biedern und edeln Manne zu Theil, so werden sie, außer bey denen von der Natur angeordneten Leiden, wenig Gelegenheit haben, eigentliche Geduld zu üben; und dann wird Sanftmuth und Nachgiebigkeit nur dazu dienen,

des

des Mannes Herz ſtärker an ſie zu feſſeln, und ihn zu bewegen, noch mehr Sorgfalt für ihre Glückſeligkeit anzuwenden. Iſt aber ihr Loos an einen eigenwilligen, ungerechten, hartſinnigen Mann zu kommen, ſo iſt auch dieſes das einzige Mittel, ihren Zuſtand ſo erträglich zu machen, als er nur werden kann. Tugendhafte Sanftmuth entwaffnet am Ende faſt immer den männlichen Tyrannen. Allein mit Gewalt können Weiber nichts durchſetzen; auch dann nicht, wenn ſie künſtliche Mittel beſitzen, ihren Widerſtand zu unterſtützen. Denn der Mann iſt allezeit vermögend, ſie höchſt unglücklich zu machen, und das zu erzwingen, was ſie nicht gutwillig thun wollten. Trennung bliebe alsdann das einzige Rettungsmittel, welches aber ſo ſchwer zu erhalten, als traurig iſt, wenn man auch dazu gelangt. Noch ſchlechter würden Weiber ihre Rechnung finden, wenn ſie ſich, um Troſt zu erhalten, in die Arme des Laſters werfen wollten. Achtung der Nebenmenſchen iſt das erſte Bedürfniß des Lebens. Der Mann hat zwey Mittel,

ſich welche zu erwerben: Kopf und Herz. Darum kann er laſterhaft, und nur halb, nur innerlich unglücklich ſeyn. Das Weib hat aber nur ein Mittel, die ihr ſo höchſt nöthige Achtung zu erlangen, nämlich Tugend. Iſt dieſe verloren, ſo iſt für ſie jeder Reiz des Lebens dahin. Das muß und darf das Weib nie vergeſſen, ſonſt taumelt es in einem kurzen Rauſche durch die Zeit der Jugend und Annehmlichkeiten hin, um ein langes, höchſt unglückliches, verlaßnes, verachtetes, verhöhntes Alter unter tauſend Mühſeligkeiten zu verleben. Eine ſolche Frau hat eben das Schickſal, als diejenigen, die um eines Verdruſſes willen ſich berauſchen, und nach und nach in das Laſter des Trunks verfallen.

Letztes Hauptstück.

Vom Einflusse des Zustandes der Weiber auf das ganze menschliche Geschlecht.

Wenn ich blos beweisen könnte, daß es billig ist, die Weiber als freye Wesen zu behandeln, und die Abhängigkeit, worin sie die Natur versetzt hat, so sehr zu lindern, als es nur angeht, so würde ich vielleicht nicht damit auslangen. Die Bequemlichkeit, menschliche Wesen so unter das Joch zu bringen, daß sie ganz nach unserm Willen leben müssen, wir aber gar nicht nach dem ihrigen zu fragen brauchen, ist so groß, daß man sich deshalb wenig um Recht und Billigkeit bekümmern würde. Es ist daher nöthig, daß ich auch zeige, wie es für die ganze menschliche Gesellschaft höchst nützlich ist, daß man diese Billigkeit beobachte. Dieses muß die Schriftsteller, in deren Hand der Zügel der Denkungs-

Die Billigkeit rechtfertigt nicht allein unsre gegenwärtigen Sitten in Ansehung des weibl. Geschlechts, sondern das thun auch d. groß. Vortheile, die dadurch dem menschl. Geschlechte zuwachsen.

art und der Sitten ist, bewegen, diesen so zu lenken, daß jene Billigkeit allgemein ausgeübt werde.

Es sey hier gezeigt worden, warum alle Nationen, welche d. Weiber als freye Wesen behandelt, immer große Vorzüge vor denen gehabt haben, v. welchen sie als Sklavinnen behand. worden sind.

Ich habe gezeigt, daß alle Nationen, die das weibliche Geschlecht im Allgemeinen nach jenen Billigkeitsgesetzen behandelt haben, in allen löblichen Dingen eine sichtbare Ueberlegenheit über diejenigen, die ihm nach entgegen gesetzten Grundsätzen begegneten, gehabt haben. Dieser Erfahrungssatz giebt schon eine höchst wahrscheinliche Vermuthung, daß unter diesen beiden Dingen die genaueste Verbindung herrsche. Allein ich will nun die Wahrheit dieser Vermuthung so bündig beweisen, als eine solche Sache nur bewiesen werden kann, und meine Arbeit mit diesem Schlußsteine des Ganzen vollenden.

Ob die Freyh. der Weib. auf die physische Bildung des Menschen ein vortheilhaftes Eind. habe, läßt sich

Ob der Zustand der Weiber einen Einfluß auf die physische Bildung des Menschen hat oder nicht, läßt sich nicht ganz deutlich erkennen. Daß der Europäer durchgängig größer, stärker, robuster oder schöner seyn sollte, als die übrigen

Nationen des Erdbodens, ist nicht erwiesen, und kann nicht erwiesen werden, weder wenn man die Menge grosser und starker, noch die, kleiner und ungestalteter Menschen, in diesem und in den übrigen Welttheilen vergleichen wollte. Europa ist gewiß nach seiner Größe der bevölkertste Welttheil auf dem ganzen Erdball. Aus dieser Ursache muß die größte Anzahl starker Menschen daselbst vorhanden seyn, und man darf sich nicht wundern, daß unsre unsehenern Armeen gar keinen Mangel an schönen Rekruten finden, ob wir gleich nur Menschen über die Mittelgröße dazu nehmen. Anderseits muß die Vollkommenheit der Arzneykunde, die Sorgfalt für das menschliche Leben, die häufigen Erfindungen zur Bequemlichkeit desselben, es dahin bringen, daß eine Menge schwächlicher Menschen das Leben behalten, die in andern Gegenden umkommen müßten. Also kann die Menge der schwächlichen und ungestalteten Menschen in Europa auch nichts dagegen beweisen, wenn dergleichen schon bey andern Nationen viel seltner gefunden wer-

mit Gewißheit nicht entscheiden.

den. Wir wollen daher auch dieſen Satz in ſeiner Ungewißheit laſſen, und das um ſo eher, da die phyſiſchen Kräfte ja nicht die Welt regieren. Wo würde ſonſt der Menſch gegen ſo viele andere Thiere bleiben, die alle gröſſer und ſtärker ſind als er? Der Verſtand, der die Kräfte, die man hat, vereint, und zweckmäßig zu gebrauchen, auch mit künſtlichen zu vermehren lehrt, der iſt es, der dem Menſchen die Gewalt über die Thiere, und nach ſeinen verſchiednen Abſtufungen auch Macht über andre Menſchen giebt.

Auf die Bildung des Verſtandes u. des Charakters hat aber der Zuſtand der Weiber gewiß den gröſten Einfluß, weil ſie die allgem. Erzieherinnen des ganz. menſchl. Geſchlechts in der erſten Kindh. ſind.

Man hat hier die Wahl. Will man unter dem Worte **Verſtand** den ganzen Inbegriff aller menſchlichen Vorſtellungen faſſen, ſo liegt das, was man Charakter nennet, mit in dem Sinne deſſelben. Denn der menſchliche Wille wird durch Vorſtellungen beſtimmt; und in der Art wie ſich dieſer beſtimmt, liegt das, was wir den moraliſchen Charakter nennen. Will man indeß beides von einander abſondern, wozu man mehr als Einen Grund anführen könnte, ſo bin

ich es auch zufrieden; weil das Hauptresultat, worauf ich ziele, dabey immer dasselbe bleibt. In der ersten Kindheit wird die Grundlage zum Verstande, besonders aber zum Charakter gelegt, ohne welchen der Verstand selbst nichts helfen würde. Es sind aber die Weiber die allgemeinen Erzieherinnen des ganzen menschlichen Geschlechts auf dem ganzen Erdboden, während der ersten Kindheit. Aus diesem einzigen Satze läßt sich's gedenken, welchen erstaunlichen Einfluß ihr Zustand auf die ganze Menschheit haben muß. Er ist in der That unermeßlich. Ich will versuchen, ihn ein wenig aus einander zu setzen. Die Sache, worauf es dabey ankömmt, ist folgende.

Ich habe für Beybehaltung des jetzigen Zustandes der Weiber unter uns gestritten, denn in der Theorie ist er ganz gut: ich habe nur darüber geeifert, daß in der Praxi so sehr dagegen verstoßen wird. Vorurtheile schränken ihre Wahlfreyheit zu sehr ein; und viele Männer durch ihr Betragen, durch ihre Urtheile, verlet-

Die ihnen unter uns zugestandne Freyheit muß ihr Herz, und die gestattete Theilnehmung an allem Zuwachs unsrer Einsichten ihren Verstand ungem. erheben.

den ihnen das Leben im ehelichen Stande. Darüber habe ich geklagt, und davon habe ich gewünscht, daß es anders seyn möchte. Ich habe gefunden, daß die Galanterie mehr ab- als zunähme, und ich habe ihren Nutzen, ja ihre Nothwendigkeit gezeigt. Wir gestatten den Weibern Freyheit, Selbstständigkeit, in und bis zu der Wahl des Mannes, dem sie sich ergeben wollen, und einen immer verhältnißmäßigen Antheil an allen Erweiterungen und Verbesserungen unsrer Einsichten und unsrer Kenntnisse, ja selbst an den Angelegenheiten unsrer bürgerlichen Gesellschaft. Sie sind fähig, allgemeine Achtung zu erwerben, oder sie zu verlieren, und so lange letzteres nicht geschehen ist, wollen unsre Sitten, daß ihnen durchgängig mit Achtung begegnet werde. Es muß aber dieß Gefühl von jener Freyheit und Selbstständigkeit, so wie die Fähigkeit, Achtung zu erwerben, ihr Herz ungemein erheben; so wie die offenen Mittel, an allen Erweiterungen unsrer Einsichten, und die Gelegenheiten, an den Geschäften des Lebens

Theil zu nehmen, ihren Geist ungemein erweitern müssen. Und da fragt sich's: was wirken diese Dinge durch sie auf die Bildung der Menschheit?

Sollte auch der Zustand der Weiber und ihre Freyheit keine so vortheilhafte Wirkung auf die physische Bildung des Menschen haben, daß sie ihn überhaupt merklich größer und stärker machte, als bey denen Nationen, die sie unterjochen; so hat er höchst vermuthlich einen feinern und verdeckten, aber nicht weniger wichtigen Einfluß auf unsre Seelenkräfte. Denn daß das Weib an der physischen Bildung des Menschen den allergrößten Antheil hat, ist eine ganz ausgemachte Sache; und wie sollte alsdenn ihr Zustand nicht zugleich auf diese Bildung wirken? Es giebt aber an dem Menschen eine innre und eine äußre Organisazion, die beide gar keinen nothwendigen Zusammenhang unter einander haben. Von dieser innern Organisazion hängt der Verstand und der Charakter ab, und die Vorzüge, die wir darin vor den

Der physische Einfluß des Zustandes der Weiber auf die Seelenkr. der von ihnen gebohrnen Mensch. kann nicht anders als sehr groß seyn.

andern Nationen haben, kommen alſo höchſt wahrſcheinlich von dem Zuſtande her, worin die Weiber bey uns gehalten werden. Will indeß jemand auch dieſe Vorzüge der erſten Erziehung zuſchreiben, ſo will ich nicht dagegen ſtreiten, denn auch dieſes ſchwächt mein Räſonnement nicht.

Vom verdanken wir d. weit über das natürl. Verhältniß gehende Bevölkerung von Europa.

Man denke alſo hierüber, wie man wolle, ſo iſt doch eine andre phyſiſche Wirkung dieſes Zuſtandes der Weiber auf die Menſchheit ganz offenbar, und gar nicht zu läugnen; nämlich die, daß **mehrere Kinder das männliche Alter erreichen, weswegen Europa**, trotz der wenigen Vortheile des Clima's, der bevölkertſte Welttheil iſt. Man hat zwar zeither geglaubt, China, das Land, wo das weibliche Geſchlecht faſt am allereingezogenſten gehalten wird, ſey zugleich das bevölkertſte, und dieſe Erſcheinung würde dieſen Satz nicht einmal umſtoßen, (denn welch ein Unterſchied zwiſchen dem chineſiſchen und europäiſchen Clima?) ihn aber doch wenigſtens einleuchtend machen. Allein man weiß anjetzt,

daß die Erzählungen von der chinesischen Bevölkerung sehr übertrieben sind; daß das Innere dieses Landes wüste, und nur die Küsten und die Ufer der Flüsse mit Menschen angefüllt sind, und auch diese nicht einmal so sehr, als die gut bevölkerten Gegenden Europens. Und wie weit würde unser Welttheil nicht noch hierin alle übrigen übertreffen, wenn nicht die Ueberreste der Barbarey unsrer Vorfahren das Volk so sehr [illegible], und auf die Art dessen Vermehrung stark verhinderten? Indeß ist es offenbar, daß Weiber, die sich frey bewegen können, mehrere und gesündere Kinder zur Welt bringen müssen, als eingekerkerte. Die vereinte Liebe eines Vaters und einer einzigen Mutter zieht auch gewiß mehrere Kinder groß, als wenn sich die Sorgfalt des Vaters unter mehrere Weiber theilt, und durch Eifersucht und Neid die Liebe der Mütter zu ihren Kindern geschwächt wird. Ohne die Mütter können sich auch die Kinder in den ersten Jahren nicht bewegen, denn wo jene eingesperrt sind, müssen es auch diese seyn; und

das muß einen nachtheiligen Einfluß auf ihr Leben und ihre Geſundheit haben.

Noch mehr hat ſich unſer Geſchlecht in Europa durch den Einfluß, den der Zuſtand der Weiber auf den Verſtand der Kinder haben muß, gereinigt.

Dieſe große Bevölkerung hat gewiß einen großen Antheil an der Vervollkommung unſers Geſchlechts in Europa gehabt. Allein ſie kann doch nur wenig gewirkt haben, wenn man dieſe mittelbare Wirkung gegen den Einfluß hält, den die Behandlung der Weiber auf den Verſtand der Kinder haben muß. Wenn die Mütter eingeſperrt werden, wie eingeſchränkt muß nicht der Zirkel der Ideen bey Kindern bleiben, bis zu der Zeit, da die Knaben unter ihren Händen wegkommen; und wie ſehr muß nicht dieſe Einſchränkung auf ihre Erweiterung im ganzen Leben fortwirken! Wenn die Mutter ausgehen kann, ſo kann ſie auch ihre Kinder umher führen. Da bekommen dieſe tauſend Dinge zu ſehen, welche die Empfänglichkeit ihrer Seele für Ideen außerordentlich vermehren.

Durch den freyen Umgang der Mütter

Eine Folge des freyen Umgangs der Mütter in unſern Ländern iſt auch dieſe, daß die

Kinder mehrerer Familien zusammen kommen, allerley Spiele spielen, allerley Dinge erwachsener Menschen nachahmen, und dadurch ihren Verstand auf sehr mannichfaltige Art erwecken. Dieses fällt alles bey der Einkerkerung und Unterjochung des weiblichen Geschlechts weg: und die Unthätigkeit, die Liebe zur Ruhe muß ja wohl Menschen natürlich werden, wenn sie ihre ersten Jahre darin zubringen.

genießen auch die Kinder einen größern Umgang unter sich, der ihren Verstand früh schärfen muß.

Wie unbedachtsam handeln doch die, welche den Verstand der Weiber einschränken, die ihnen untersagen wollen, zu lesen und ihren Geist auszubilden! Wodurch haben wohl Rousseau's Werke über die Erziehung einen so großen und nützlichen Einfluß auf das menschliche Geschlecht in den erleuchteten Ländern Europa's gehabt, als dadurch, daß sie die Weiber, und zwar mit Verstande gelesen haben? Wie sollen sie das Wahre und Gute in Erziehungssachen anerkennen und annehmen, wenn sie nicht weit mehr als dieses lesen, wenn sie ihren Verstand nicht überhaupt schärfen, und den Kreis ihrer Ideen

Wenn die Mütter lesen, denken, ihren Verst ausbilden, so können sie früh den Verstand der Kinder bearbeiten, welches diesen sehr stärken muß.

weit über diese Gränze hinaus verbreiten? Ist die körperliche Bildung wieder in Ehren gekommen, und hat bey den Weibern Furchtsamkeit und Weichlichkeit besiegt; sind Aberglaube, kleinliche Religionsgebräuche, Furcht vor Gewittern, vor Hexen und Gespenstern aus so vielen Häusern verbannt; werden endlich die Kinder mehr vom Gesinde abgezogen, um mit ihren Aeltern zu leben, als alles dieses vor vierzig Jahren statt hatte, wie das jeder Beobachter eingestehn muß, so hat man es lediglich der Belesenheit unsrer Frauen zu verdanken. Lasen diese nicht, so hätten alle erweiterte Einsichten unsrer besten Schriftsteller keinen Eindruck auf sie gemacht; und dann hätten wir mit allen unserm so gerühmten Verstande die Erziehung, die in den letzten dreißig Jahren Riesenschritte gethan hat, bis ans Ende der Welt nicht um ein Haar verbessert. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur den Zustand der Menschheit in den Ländern betrachten, wo die Weiber gar nicht lesen und denken; in Italien, in Spanien, in Portugal,

Man kann noch mehr sagen; ohne diese Ausbildung des weiblichen Geschlechts würden jene großen Männer, die Quellen des Lichts unter uns, gar nicht entstanden seyn. In jenen benannten Ländern sind sie wenigstens nicht gebildet worden. Denn man bedenke nur, wie viel einsichtsvolle Mütter im Stande sind, durch ihre Gespräche den Verstand der Kinder frühzeitig zu öffnen, ihm eine Richtung zu geben, die von einer unwissenden Frau, oder gar von einer orientalischen Sklavinn unmöglich zu erwarten steht. Man kann also sehr wohl behaupten, daß das ganze Licht der Wissenschaften in dem jetzigen wirklich erleuchteten Theile von Europa, im Grunde ein Werk der Weiber ist.

Der Einfluß d. Mutter ist in d. Bildung des Charakt. noch wirksamer.

Wendet man hernach den Blick auf die Bildung des Herzens, so ist es noch einleuchtender, welchen unauslöschlichen Eindruck eine sklavisch gesinnte Mutter hierin auf ihre Kinder machen müsse. Der freye Umgang der Mutter mit dem Vater, der Aeltern mit den Kindern, und der Kinder unter sich, muß diese herzhaft, dreist und

zuverläßig machen. Die achtungsvolle Schonung, womit Menſchen vor ihren Augen mit einander umgehen, muß ſie den Werth dieſer Achtung lehren, ſie dagegen reizbar machen, und ihnen Ehrgefühl mit allen deſſen herrlichen Wirkungen gleich in den erſten Jahren einflößen. Denn man bemerke wohl eine Sache. Sklaverey der Weiber läßt ſich ohne Hausſklaverey gar nicht denken. Freyes Geſinde, wie das unſrige, würde ſich nie dazu gebrauchen laſſen, menſchliche Geſchöpfe ſo eingekerkert zu halten. Alſo prägt die Sklaverey der Weiber jungen Gemüthern die niederträchtigen Eindrücke der Knechtſchaft von allen Seiten ein. Davon ſieht man auch die Folgen. Es iſt der Hauptzug des europäiſchen Charakters, alles um der Ehre willen zu thun, Leib und Leben dafür aufzuopfern, und wenn ſchon die Sache an ſich die unbedeutendſte Kleinigkeit iſt. Ein chineſiſcher Mandarin der zweiten Klaſſe läßt ſich von einem der erſten Stockſchläge geben, und dankt noch für die gnädige Strafe. Eine freye Magd in unſern Ländern

leidet

leider keine Schläge von ihrer Herrschaft. Das ist gewiß ein wesentlicher Unterschied, der ohne die Freyheit und die Ausbildung des weiblichen Geschlechts nicht statt finden würde. Eine Mutter, welcher selbst auf eine gute, edle, herzerhebende Art begegnet werden muß; die von Jugend auf dazu gebildet worden ist, um einstens auch im Ehestande eine solche Begegnung zu erfahren, ist allein fähig, ihren Kindern ein hohes, Ehre über alles liebendes, Herz zu geben, und von Kindheit an einzuflößen. Eine schlechte, herabwürdigende Art der Begegnung gegen das weibliche Geschlecht, so wie sie der Verfasser des Buchs über die Weiber anräth, würde ihnen hingegen gewiß die Fähigkeit rauben, edelgesinnte Kinder zu erziehen, und auf die Art das ganze menschliche Geschlecht niederträchtiger machen.

Die Freyheit des weiblichen Geschlechts macht es auch allein der Tugend fähig. Nur freye und mit Einsichten begabte Weiber können aus Kenntniß ihren Pflichten und aus Liebe dazu so handeln, wie gute Gattinnen und Mütter

Durch Verb. werden d. Weiber in d. Tug. fähig; und auch allein fähig sie d. Gemüther ihrer Kinder einzuflößen.

handeln müssen. Es ist aber auch eben so gewiß, daß nur diejenigen, die Tugend ausüben können, im Stande sind, sie jungen Gemüthern einzuflößen. Kinder kommen freylich nicht wie Catone gebildet aus den Händen der Mütter im siebenten Jahre. Allein der künftige Cato liegt im Keime des zweyjährigen Kindes, und wenn die Mutter diesen Keim nicht hineinlegt, oder wenigstens nicht gepflegt hätte, so wäre er sicher im reifern Alter nicht hervorgesprossen.

Ich hoffe, daß man mich mit dem Einwurfe verschonen wird, der von einzelnen Fällen hergenommen wäre, daß nämlich hie und da eine tugendhafte und kluge Mutter lasterhafte oder dumme Kinder hätte. Durch solche Einwendungen würde man, glaube ich, blos zeigen, daß man mich, und in der That die Sache selbst ganz und gar nicht versteht. Die Verhältnisse der Menschen sind so verschieden — und so mannichfaltig sind auch die auf ihre Ausbildung wirkenden Ursachen — daß sich nothwendig bey der am gewissesten und am allgemeinsten wirkenden Ti-

genschaft oder Bestimmung Ausnahmen finden müssen. Es darf nur in einem Hause böses Gesinde, das Kind verzärtelnde Großältern, u. d. gl. seyn; eine Krankheit, ein andrer Vorfall darf sich nur eräugnen, so ist das Herz, oder es sind die Verstandeskräfte des Kindes verdorben. Wie könnten also solche Ausnahmen den geringsten Einwurf bilden, da es doch sicher blos Ausnahmen sind? Meine Schlußfolge ist ganz richtig, und so bündig als möglich. Daß die Europäer eine entschiedene Ueberlegenheit an moralischer und an Geisteskraft vor allen andern Menschenraßen besitzen, ist eine ganz entschiedene Wahrheit, welche der Augenschein darthut. Von der Staatsverfassung kann diese Ueberlegenheit nicht herkommen, weil sie bey sehr vielen offenbaren schlechten Staatsverfassungen und Gesetzgebungen statt gefunden hat. Auch anderwärts giebt es den unsrigen ähnliche Staatsverfassungen, Freystaaten, Wahlreiche, Reiche mit Landständen und Parlamentern ꝛc., und doch haben diese nirgends Menschen von unsern Kenntnissen

und von unſrer Thatkraft hervorgebracht. Religion kann's auch nicht bewirkt haben. Habeſſinien iſt ſchon ſeit langer Zeit im Beſitze der chriſtlichen Religion, ohne daß es ſich deshalb in irgend einem Stücke über die umliegenden Staaten erhoben hätte. Was bleibt übrig, als die Urſache in den Sitten und in dem Hauptpunkte derſelben, dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechts, zu ſuchen, zumal da gerade jene augenſcheinliche Ueberlegenheit der Menſchenraßen, durch die geographiſchen Gränzen dieſer Sitte, in der ganzen Folgezeit der uns bekannten Geſchichte eingeſchränkt wird, wie ich ſchon anderswo gezeigt habe. Hier zeige ich nun endlich, auf welche Art dieſer Hauptumſtand im menſchlichen Leben die europäiſche Menſchenraße ſo ſehr über alle andre erhoben hat, und es kann gewiß kein Menſch die unermeßlichen Wirkungen von Urſachen läugnen, die auf das ganze Menſchengeſchlecht von dem Augenblicke der erſten Exiſtenz aller menſchlichen Weſen auf ſie wirken. Kann dieſer Schlußfolge mit Grunde etwas entgegengeſetzt werden?

Außer den Wirkungen des weiblichen Geschlechts auf die Erziehung aller Menschen, muß man noch ein paar Umstände merken, wodurch sie auf den Zustand der Menschheit unter uns gewiß noch einen sehr merklichen Einfluß äußern, wenn er schon nicht so stark in die Augen leuchtet.

Der freye Umgang beyder, befördert auch gemein den Umgang der Menschen überh. unter sich.

Es hat also erstlich gewiß der freye Umgang beider Geschlechter den Vortheil, daß er den Umgang der Menschen unter sich außerordentlich befördert: denn überall, wo das weibliche Geschlecht eingesperrt ist, herrscht auch wenig Geselligkeit. Besuche sind da äußerst selten, und in den wenigen, die dann und wann statt finden, giebt es gar keine Mittheilung. Welch groß es Mittel zur Erweckung der Ideen aber die freye Mittheilung derselben abgiebt, ist eine Sache, die wohl kein kluger Mann läugnen wird, der jemals Mangel einer ihm angemessenen Geselligkeit empfunden hat. Also kann man mit Recht auch hierin eine große Quelle der Erweiterung unsrer Einsichten finden. Selbst die Veränderlichkeit der Sitten und Gebräuche unter uns,

die dieser Umgang veranlaßt, die vielen Künsteleyen der Moden; die Art des Luxus, der dadurch verursacht worden ist; alles dieses, sage ich, hat tausend Erweiterungen der menschlichen Einsichten hervorgebracht.

Durch die Freyh. der W. und ihren dadurch erweiterten Verst., sind wir im Stande gewesen, ihnen eine Menge kleiner Geschäfte anzuvertrauen, die uns die Anwendung aller Kräfte auf große Gegenstände erleichtert hab.

Noch ein andrer Grund, warum die Menschheit bey uns so hoch gestiegen ist, liegt unstreitig darin, daß die Freyheit der Weiber, und die daher entspringende Ausbildung ihres Verstandes und ihres Herzens uns in den Stand gesetzt hat, ihnen eine so große Menge der kleinern und lästigen Geschäfte des menschlichen Lebens zu übertragen. Dieß allein ist schon etwas sehr großes, daß sie dadurch fähig sind, die allgemeinen Vorsteherinnen des innern Hauswesens zu seyn. Ich wage es zu behaupten, daß dieser Umstand eine große Ursache der Ausbildung des Geistes bey den Europäern ist. Dadurch sind die Männer im Stande, sich ohne alle Bekümmerniß allein auf ihr Hauptgeschäft zu legen, und dieses auf die möglichste Art zu vervollkommnen. Der Einfluß dieses Umstandes er-

streckt sich von dem geringsten Handwerksmann bis auf den größten Gelehrten. Wie sehr würde der Geist aller arbeitenden Männer beschränkt werden, wie viel Zeit würde es ihnen rauben, wenn sie sich um Haushaltungs-Angelegenheiten bekümmern müßten? Und dazu wären sie doch gezwungen, wenn sie sklavische Weiber hätten, die in einer ewigen Unwissenheit aller Dinge der Welt erzogen und gebildet wären.

So kurzsichtig sind also diejenigen, die euch, nützliche, liebenswürdige, treue Gefährtinnen unsers Lebens, einschränken und unterjochen wollen; daß sie nicht einsehen, wie, wenn ihre Vorschläge angenommen und befolgt würden, wir alle unsre Vorzüge vor den übrigen Völkern des Erdbodens verlieren, und in Unkraft des Verstandes und des Geistes sinken würden. Hieß ihnen ihr Herz jene Gedanken äußern? o wie mitleidswürdig sind sie, daß sie die Pflichten der Dankbarkeit, das Gefühl dessen, was wir euch, edle Gehülfinnen aller unsrer Unternehmungen, zu verdanken haben, so sehr vergessen

Hieraus erhellt nun, wie kurzsichtig die sind, die den Wirkungskr. des weiblichen Geschl. noch mehr verengen wollen.

kennten! Welche gerechtere, oder ärgere Strafe konnte man ihnen wohl wünschen, als daß sie ihr Leben, nicht mit einer selbst gewählten, durch Freyheit an Geist und Herz ausgebildeten Freundinn, sondern entweder einsam, oder mit einem durch Knechtschaft herabgewürdigten weiblichen Geschöpfe, zubringen müßten. War es bloße Muthwille, Lust, durch Paradoxen zu glänzen, die sie bewogen, solche vernunftwidrige Sätze zu äußern, so mögen eine reifere Vernunft, eine größere Aufmerksamkeit, eine längere Erfahrung ihnen ihren Irrthum zeigen, und Anlaß geben, ihn zu bessern und wieder gut zu machen.

Möchte ich doch ihren seltsamen Grillen auf eine glückliche Art entgegen gearbeitet haben! Möchte ich im Stande gewesen seyn, viele Männer zu überführen, wie viel wir euch zu verdanken haben, und wie sehr wir dieser Dankbarkeit wegen verpflichtet sind, euch mit Achtung, mit Schonung, mit Billigkeit zu behandeln. Menschen!

ſchen! Denkt an eure Mütter: denkt, was ſie für euch litten und für euch thaten; und dann wagt es, wenn ihr könnt, euren Weibern nicht mit Liebe, mit der ſorgfältigſten Achtung zu begegnen! Je mehr ihr aber dieſes thut, je mehr werdet ihr eure und des ganzen menſchlichen Geſchlechts Glückſeligkeit befördern.

Ende.